


G. D. Baedeker, Verlagshandlung in Essen








Johann von Leers

# Jahrbuch über die deutschen Kolonien.

Herausgegeben von **Dr. Karl Schneider.**

**Preis** eines jeden Jahrgangs in Ganzleinwand gebunden **Mk. 5.—.**

**Der V. Jahrgang** (1912 erschienen), mit einem Bildnis des Kaiserl. Geh. Regierungsrates und Direktors des Landwirtschaftlichen Instituts der Universität zu Halle a. S. Professor **Dr. F. Wohltmann,** in Photogravüre, enthält folgende Artikel:

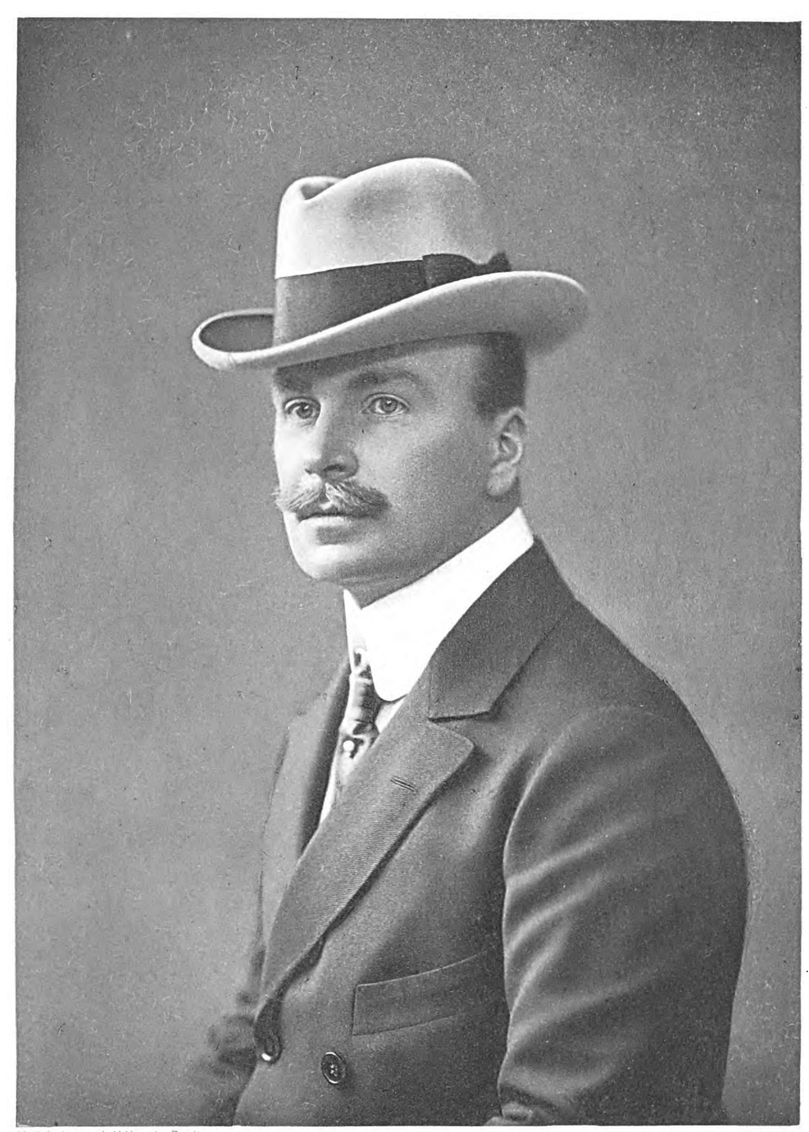
**Prof. Dr. F. Wohltmann** von Dr. A. Golf.
**Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1910/11** von Dr. Paul Rohrbach.
**Die Fortschritte in der geographischen Erschließung unserer Kolonien seit 1910** von Prof. Dr. Max Eckert.
**Aus dem Seelenleben der Eingeborenen** von Prof. Carl Meinhof.
**Die Schutztruppe und Neukamerun** von Major Zimmermann.
**Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1911** von Prof. Dr. M. Fleischmann.
**Die evangelische Mission in den deutschen Kolonien im Jahre 1910/11** von Prof. Dr. Westermann.
**Die Kulturtätigkeit der katholischen Missionen, besonders in den Jahren 1910 und 1911** von Friedrich Schwager.
**Die Pflanzungen der Europäer in unseren tropischen Kolonien im Jahre 1911** von Dr. H. Waltz.
**Togo,** vom Kaiserl. Gouverneur a. D., Grafen von Zech.
**Über die Entwicklung von Neuguinea** vom kaiserl. Gouverneur Dr. Hahl.
**Die Gesundheitsverhältnisse in unseren Kolonien** von Oberstabsarzt Ph. Kuhn.
**Die Festsetzung der deutschen Herrschaft in Kamerun** von Hauptmann a. D. von Ramsay.
**Die deutschen Ansiedlungen am Meru** von A. Leue.
**Deutsch-Samoa** von E. Langen.
**Post und Telegraphie in den deutschen Kolonien** von Ober-Postsekretär Nikisch.
**Kolonialstatistik und Bemerkungen** dazu von Diedrich Baedeker.
**Zeittafel. — Alphabetisches Personen- und Sachregister.**

---

**Der IV. Jahrgang** (1911 erschienen), mit einem Bildnis des **Generalleutnants von Liebert,** Exzellenz, in Photogravüre, enthält folgende Artikel:

**v. Liebert, Generalleutnant,** von Oberstleutnant z. D. Richelmann.
**Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung 1909/10** von Dr. Paul Rohrbach.
**Rückblick auf die geographische Erkundung der deutschen Kolonien seit 1909** von Professor Dr. M. Eckert.
**Fortschritte in der Kenntnis der Eingeborenen** von Prof. C. Meinhof.
**Rückblick auf die Entwicklung der Verwaltung in den deutschen Kolonien** von Professor Dr. M. Fleischmann.
**Die Pflanzungen der Europäer unserer tropischen Schutzgebiete im Jahre 1910** von Dr. Franz Stuhlmann.
**Rückblick auf die sanitären Fortschritte in den deutschen Kolonien** von Stabsarzt Dr. Kuhn.
**Der Islam und die Kolonisierung Afrikas** von Pater Acker.
**Die Edinburger Weltmissionskonferenz** von D. Westermann.
**Die deutschen Schutztruppen: a) Die Bahnfrage und militärische Lage in Kamerun** von Hauptmann Zimmermann, b) **in Deutsch-Ostafrika** von Hauptmann von Grawert, c) **in Südwestafrika** von Hauptmann Lange.
**Die Bewässerungsfragen in unseren Kolonien** von Geh. Oberbaurat Schmick.
**Der dritte deutsche Kolonialkongreß** von Oberstleutnant z. D. Gallus.
**Oberflächengestaltung und geologischer Aufbau in Togo** von Prof. Dr. Passarge.
**Die Festsetzung der deutschen Herrschaft in Kamerun** von Hauptmann a. D. Ramsay.
**Das Schulwesen in Deutsch-Südwest-Afrika** von Pfarrer Hasenkamp.
**Die Besiedlung Deutsch-Südwest-Afrikas** von Hans Berthold.
**Die Nachprüfung der Ausgaben durch Rechnungshof und Reichstag** von Dr. Zadow.
**Kolonialstatistik** und **Bemerkungen** dazu von Diedrich Baedeker.
**Tabelle über Kapital, Erträgnisse und Kurse deutscher Kolonialwerte.**
**Zeittafel. — Alphabetisches Personen- und Sachregister.**





Hofphotograph H. Noack, Berlin.

# Jahrbuch
über die
# deutschen Kolonien.



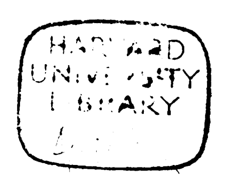
Herausgegeben
von
**Dr. Karl Schneider.**

**VI. Jahrgang.**

Mit 1 Bildnisse (Photogravüre) Seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg und 2 mehrfarbigen Kärtchen.



Essen.
G. D. Baedeker, Verlagshandlung.
1913.




Druck der Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A. G., Würzburg.

# Vorwort.

Der vorliegende neue Jahrgang unseres Jahrbuches wird durch das Bild seiner Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg geschmückt. Seine Verdienste um die wissenschaftliche Erforschung unserer afrikanischen Kolonien werden von Herrn Hauptmann Winkler im einzelnen gewürdigt. Für die Gesamtentwicklung der kolonialen Betätigung Deutschlands bleibt es darüber hinaus von bemerkenswerter Bedeutung, daß ein deutscher Fürst es nicht verschmäht hat, an die Spitze der Verwaltung einer Kolonie zu treten. Liegt darin ein Beweis für die hohe Einschätzung, deren sich die deutschen Kolonien heute schon erfreuen dürfen, so eröffnet es zugleich auch einen Ausblick auf die Stellung zum Reiche, die sie einst gewinnen könnten. Dem mutigen Fürsten, der in dem gesundheitlich so gefährlichen Togo die Bürde des Amtes übernommen hat, müssen alle Freunde der deutschen Kolonialbewegung Dank wissen.

Unter den Arbeiten, die der diesjährige Band enthält, beschäftigen sich mehrere mit der Frage der Besiedlung unserer Kolonien durch Deutsche, einer Frage, die in der letzten Zeit immer mehr in den Vordergrund getreten ist, und die trotz aller Hemmnisse in bejahendem Sinne gelöst werden muß. Man hat sich bei ihrer Prüfung bisher wesentlich auf die gesundheitliche und wirtschaftliche Seite beschränkt und dabei Bedingungen und Einschränkungen für nötig erachtet, die doch an dem erfreulichen Erfolge nichts ändern können, daß die tatsächliche Besiedlung vorwärts schreitet. Auch das kürzlich veröffentlichte Gutachten des Kaiserlichen Gouverneurs Dr. Schnee wird daran nichts ändern; es könnte aber zur Folge haben, daß die deutsche Regierung im Gegensatze zu den Regierungen fast aller Neuländer sich auch in den nächsten Jahren nicht dazu entschließt, planmäßig und großzügig die Besetzung der Kolonien mit deutschen Ansiedlern überall da vorzubereiten und zu fördern, wo es irgend möglich ist.

Von maßgebender Bedeutung müssen nach der Ansicht des Herausgebers die politischen Gründe sein. Nur dann werden die deutschen Kolonien die ihnen zukommende Bedeutung für die Stellung des Deutschtums in der Welt gewinnen können, wenn sich in ihnen selbst ein starkes und bodenständiges Deutschtum entwickelt, das imstande ist, sich aus eigener Kraft gegen schwarze und weiße Gegner auf alle Fälle zu behaupten. Auch die wirtschaftlichen Vorteile, die man aus der Gewinnung von Rohstoffen der Industrie und von Futtermitteln der Landwirtschaft für die Ernährung unseres Volkes erhofft, können dem deutschen Volke nur so lange als gesichert gelten, wie der Besitz der Kolonien in deutschen Händen gesichert ist. Heer und Flotte können diese Sicherung nur äußerlich gewährleisten; den Bestrebungen englischer und amerikanischer Kapitalmächte, sich immer mehr Völker zinspflichtig zu machen, können sie nicht widerstehen. Auch unsere Kolonien sind solchen Angriffen ausgesetzt. Nur ein starkes deutsches Volkstum wird ihnen dort Einhalt gebieten können.

Der andere politische Gesichtspunkt wird gewonnen, wenn man die engen Verhältnisse ins Auge faßt, in denen sich die übergroße Mehrzahl unserer Volksgenossen in dem überfüllten Heimatlande bewegen muß. Überall verschärft sich der Wettbewerb, überall erschwert man infolgedessen die Bedingungen für die Erlangung einer einigermaßen selbständigen Stellung, immer länger wird z. B. unsere Jugend in die unzähligen Schulen und Fortbildungsanstalten gezwängt. Bücherwissen und Prüfungen haben eine verderbliche Bedeutung erlangt. Unzählige junge Leute bleiben nach jahrelangem Bemühen als mehr oder weniger gebrochene und untauglich gewordene Menschen auf der Walstatt dieses erbitterten Kampfes, weil entweder ihr Geld oder ihr geistiges Vermögen nicht ausreichte. Unzählige werden Schulen zugeführt, die ihnen keinen Segen bringen können, weil die fürsorgende Liebe der Eltern nur zu genau weiß, daß die tüchtigsten und männlichsten Eigenschaften ihrem Sohne nur dann eine befriedigende Laufbahn eröffnen können, wenn er wenigstens achtmal versetzt worden ist und die Einjährigenprüfung bestanden hat. Doch genug davon. Es fehlt uns an einer Laufbahn für unsere Jugend, auf der Herz und gesunder Menschenverstand noch mehr gelten als Geld und Wissen; es fehlt uns an Land für den unternehmungsfreudigen Teil unserer Jugend. Jung hinausgehen, in abhängiger Stellung unter Einsetzung der vollen Persönlichkeit so viel erwerben, daß man sich selbständig machen kann, und dann in eigener Arbeit sich aus bescheidenen Anfängen heraus gesicherten Besitz schaffen: das ist die koloniale Laufbahn, die wir brauchen, das ist der Weg, die Kolonien volkstümlich zu machen.

Freilich ist noch viel Arbeit und Mühe aufzuwenden, eher wir diesem Ziele näher kommen, dessen Voraussetzung doch immer das Bestehen und Gedeihen einer größeren Zahl von Siedlungen sein muß. Nur auf ihnen kann der junge Mann seine Lehr- und Gehilfenzeit abdienen, nur mit ihrem Beistande kann sich die Kolonie ihre künftige Bevölkerung selbst heranbilden. Darum drängt auch dieses Bedürfnis auf eine Beschleunigung der Ansiedlungen hin. Kolonien, die nur Leuten mit 30 000 Mk. und mehr Vermögen eine unsichere Lebensstellung oder wenigen Handelshäusern Gewinn versprechen, werden der großen Menge des Volkes lästig oder wenigstens gleichgültig erscheinen. Wenn man im Reichstage ihnen sogar die Mittel zu verkürzen sucht, die für unsere geringen Schutztruppen nötig sind, so ist das ein sprechender Beweis dafür, wie wenig noch immer auch maßgebende Kreise für die Kolonien übrig haben.

Der Erwerb neuer, für die Siedlung günstigerer Kolonien für das deutsche Reich ist zurzeit aussichtslos. Wir sind eben darauf angewiesen, auch hier erst das zu nutzen, was wir haben; und es ist jedenfalls eine würdigere Aufgabe, die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu überwinden, als mit den Händen im Schoß auf ein Paradies zu warten, das uns einmal zufallen könnte. Jedes kulturlose Land bietet gesundheitliche Gefahren, und seit uns die Ärzte gelehrt haben, die eigentlichen Tropenkrankheiten zu vermeiden, bieten auch höher gelegene tropische Landschaften nicht mehr Gefahren als viele andere Länder, auch der gemäßigten Zone. Der Europäer wird auch dort lernen, sich in seiner Wohnungs- und Lebensweise dem Klima anzupassen. Das geschieht um so eher, je mehr seiner Volksgenossen mit ihm gemeinsam den Kampf aufnehmen. Das wirtschaftliche Gedeihen kann durch Herstellung von Wegen, durch Anleitung und Belehrung, durch Zusammenschluß zu Genossenschaften u. a. gefördert und erleichtert werden.

Wenn unsere Regierung sich zu einer solchen tatkräftigen Förderung der Ansiedlung auch auf den Hochländern der tropischen Kolonien entschließen

könnte, würde sich in diesen sehr bald das ersehnte Betätigungsfeld für den Überschuß unserer Bevölkerung eröffnen. Dann würden auch die heute fernstehenden Kreise des Volkes und die vielen, die sich enttäuscht abgekehrt haben, wieder zu überzeugten Trägern des kolonialen Gedankens werden. Auch die Stellung des Reichstages zu den kolonialen Vorlagen würde das bald beweisen.

Der für eine Vorrede zulässige Raum gestattet nicht, auf Einzelheiten der Besiedlungsfrage einzugehen. Es sei darum besonders auf die Ausführungen der Herren v. Perbandt, Wagner u. a. verwiesen. Hier galt es nur, auf die politische Notwendigkeit planmäßiger und beschleunigter Siedlung in den vorhandenen Kolonien hinzuweisen.

Leider hat sich auch in diesem Jahre die Fertigstellung des Bandes nicht früher ermöglichen lassen. Wir haben sogar auf einzelne Arbeiten zu unserem großen Bedauern für dieses Jahr verzichten müssen. Um so mehr fühlen wir uns den Herren gegenüber zu Dank verpflichtet, die uns ihre Hilfe nicht versagt haben. Auch den Herrn Verleger bitte ich, meinen Dank an dieser Stelle freundlichst annehmen zu wollen.

Frankfurt a. O., den 6. April 1913.

**Dr. Schneider.**

# Inhaltsverzeichnis

des

## Jahrbuchs über die deutschen Kolonien. VI. Jahrgang (1913).

# Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg.

Von Hauptmann a. D. **Winkler**, Sekretär der D. K.-G.

Am 10. Oktober 1873 erblickte zu Schwerin Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg als Sohn des Großherzogs Friedrich Franz II. und der Großherzogin Marie, geb. Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt das Licht der Welt. Seine Schulbildung genoß er auf dem Vitzthumschen Gymnasium in Dresden und trat nach Ablegung der Reifeprüfung in das Garde-Kürassier-Regiment ein. Hier zeichnete er sich nicht nur durch besondere persönliche Liebenswürdigkeit und strenge Pflichterfüllung aus, sondern er tat sich bald als ausgezeichneter Reiter in dem Offizierkorps hervor. Im Jahre 1898 gelang es dem Herzog auf dem von ihm selbst trainierten Chantry Post im Armee-Jagd-Rennen zu Hoppegarten in Gegenwart seiner Majestät des Kaisers den Sieg davonzutragen, ein Erfolg, der jedes deutschen Reiteroffiziers Herz mit Genugtuung und Stolz erfüllt. Auch auf anderen deutschen Rennplätzen konnte man den Herzog mit ähnlichem Resultat im Sattel sehen und bei manchem Concours hyppiques in Berlin lenkte er mit leichter, sicherer Hand seine edlen Viergespanne.

Im militärischen Verhältnisse steht Herzog Adolf Friedrich heute als Oberstleutnant à la suite des 2. Garde-Dragoner-Regiments „Kaiserin Alexandra von Rußland" und des Großherzoglich-Mecklenburgischen Feld-Artillerie-Regiments Nr. 60.

Im soldatischen Dienst allein vermochte der Herzog jedoch nicht die Befriedigung zu finden, die er erstrebte, und auch seine Erfolge auf dem grünen Rasen und anderweitige sportliche Betätigung genügten ihm nicht. Mit unbezwinglicher Sehnsucht zog es ihn hinaus in die Welt. Neben seiner gewinnenden Persönlichkeit sind es wohl seine Forschungsreisen mit ihren glänzenden Erfolgen, die den Grund legten zu des deutschen Fürsten Popularität.

Schon im Jahre 1904 unternahm Herzog Adolf Friedrich eine Reise nach Kleinasien, deren Abschluß ein Distanzritt von dort nach Berlin auf arabischen Pferden bilden sollte. Die Erkrankung seiner Pferde zwang ihn bedauerlicherweise, diesen Ritt in Wien abzubrechen. Eine andere Reise, acht Jahre später, führte den Herzog wieder nach Asien. Er besuchte Ceylon, um Elefanten zu jagen und lenkte dann seine Schritte nach dem deutschen Schutzgebiet Ostafrika, wo er zum ersten Male afrikanischen Boden betrat, der ihn immer wieder von neuem anlocken sollte. Er nahm Daresalam und Kilwa in Augenschein und besichtigte verschiedene Plantagen in Usambara. Dann stattete er Britisch-Ostafrika einen Besuch ab

und fuhr von Mombasa auf der Ugandabahn nach Nairobi. Ebenso wie in Ceylon widmete er sich auch in Afrika hauptsächlich der Jagd auf Raubwild.

Das Leben in Ostafrika hatte auf Herzog Adolf Friedrich einen tiefen Eindruck gemacht. Das Land hatte es ihm angetan und der Kampf mit dem gefährlichen Raubzeug dort reizte ihn so mächtig, daß er bereits im Jahre 1905 die zweite Ausreise nach der Kolonie antrat, um der Jagd in deren wildreichen Gefilden obzuliegen. Diese Reise führte den Herzog wiederum über die Ugandabahn. Diesmal nach Schirati. Von dort drang er in die damals gefürchtete, wegelose Massaisteppe vor. In diesem wildreichsten Teil des Landes war ihm wiederum das Jagdglück hold und er erlegte eine große Anzahl Antilopen, Nashörner und Löwen. Auf seinen Jagdzügen vermochte er hervorragende Beweise von Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit abzulegen, Eigenschaften, die ihn für seine späteren wissenschaftlichen Forschungsreisen in ganz besonderer Weise qualifizierten.

Auf der Rückreise verabsäumte es der Herzog nicht, der wirtschaftlichen Entwicklung der Kolonie seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Abermals besichtigte er die Plantagen in Usambara, denen er von seinem ersten Besuch her lebhaftes Interesse entgegenbrachte, und beteiligte sich sogar selbst bei der Begründung eines neuen Plantagenunternehmens.

Seine sportliche Begeisterung hatte der Herzog sowohl in equestrischer wie in jagdlicher Beziehung bewiesen. Aber sein reger Geist blieb dabei nicht stehen. Mit großer Aufmerksamkeit verfolgte er, der jedem kühnen Sport zugetan war, die Fortschritte der in mächtigem Aufblühen begriffenen Technik im Automobilwesen und widmete sich dem sich hieraus entwickelnden Sport persönlich in weitestem Maße. Im Jahre 1907 ernannte ihn deshalb Seine Majestät der Kaiser auf Antrag Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Heinrich von Preußen, des Chefs des deutschen Freiwilligen Automobilkorps, zum Kommandeur dieses in militärischer Beziehung so außerordentlich wichtigen Korps und bereits im Mai desselben Jahres übernahm der Herzog die Leitung einer sich über 700 km ausdehnenden Dienstfahrt seines Korps.

Inzwischen war Herzog Adolf Friedrich Major im 2. Garde-Dragoner-Regiment geworden. Aber Dienst und Sport genügten dem regen Geist des jugendlichen Fürsten nicht. Mit lebhaftem Interesse widmete er sich dem Studium der innerafrikanischen Verhältnisse. Es erging ihm wie den meisten, die einmal afrikanische Luft geatmet, die draußen gelebt und gewirkt haben. Wie mit Zauberbanden hielt ihn der schwarze Erdteil umfangen, er konnte Afrika nicht vergessen und ein unwiderstehliches Sehnen nach den weiten unbekannten Ländern umfing ihn.

Unter den deutschen Fürsten nehmen die Söhne des Hauses Mecklenburg eine Sonderstellung ein. Es wohnt in ihnen ein Streben nach kolonialer Betätigung, das sich nicht dabei beruhigt, den Vorgängen im deutschen Neulande mehr oder weniger Anteilnahme entgegenzubringen. Sie wollen selbst daran teilnehmen, selbst mitwirken an dem Ausbau und der Entwicklung deutschen Landes jenseits der Meere. Seit langen Jahren schon ist Herzog Johann Albrecht, der Präsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Haupttriebfeder des kolonialen Lebens in Deutschland. Ihm verdankt das Reich in dieser Beziehung unendlich viel und oft ist er mit weitschauendem Blick und seltener Tatkraft unter Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit für die koloniale Sache eingetreten.

Naturgemäß nahm Herzog Adolf Friedrich an diesem Wirken seines erlauchten älteren Stiefbruders teil. Und so wurde der Wunsch in ihm rege, nicht nur um sportlicher Freuden willen wieder hinauszugehen, sondern im Dienste der großen kolonialen Sache, im Dienste der Wissenschaft in Afrika Außergewöhnliches zu leisten. Diesen Wunsch hat der Herzog in die Tat umgesetzt. Zwei Expeditionen mit erstaunlichen Erfolgen legen Zeugnis ab nicht nur von der Energie ihres fürstlichen Leiters, sondern auch von dem wissenschaftlichen Ernst, der ihn bei der Lösung der schwierigen Aufgabe beseelte. Die Zeit der großen Entdeckungen in Afrika ist vorbei. Forscher aller Länder, nicht zum wenigsten Deutschlands, haben den geheimnisvollen Schleier, der den dunklen Erdteil verhüllte, zu lüften versucht. Jetzt stehen wir in einer Periode, deren Arbeit in Afrika vielleicht noch wichtiger ist, denn jetzt gilt's dem Bilde, das uns frühere Forscher in großen Reisen in oft nur blassen Umrissen zeigten, Atem und Leben einzuflößen und die vielen Fragen zu lösen, die der Beantwortung noch bedürfen. Trotzdem ist die Behauptung irrig, die oft wahrscheinlich gedankenlos ausgesprochen wird, es gäbe heute kein unerforschtes Afrika mehr. Wer die Werke des Herzogs liest, wird erkennen, daß die Reisenden immer wieder die gangbaren Wege einschlagen und sich an die Flußläufe halten mußten, daß im Innern Afrikas völlig freie Stämme leben, daß manches Stück Erde zum ersten Male von Weißen betreten wurde, daß Gebirge festgestellt wurden, deren Vorhandensein bislang niemandem bekannt war. Es gibt noch ein unerforschtes Afrika, dafür haben die Expeditionen des Herzogs Adolf Friedrich den Beweis erbracht.

Beide Expeditionen sollten sich in doppelter Beziehung von allen bislang ausgeführten Forschungsreisen unterscheiden. Zunächst stellte sich ein deutscher Fürst an ihre Spitze; dann aber war bei ihrer Organisation vorgesehen, daß jeder einzelne Zweig der modernen Forschung sowohl in geographischer wie in naturwissenschaftlicher Richtung durch einen besonderen Gelehrten vertreten war, also alle wissenschaftlichen Fächer zu ihrem Rechte kamen. In der Besprechung des Werkes über die zweite Expedition sagt Professor Dove: „Herzog Adolf Friedrich hat die Bedeutung der spezialisierten Arbeit während seiner Zentralafrikareise erkannt und betont selbst, wie förderlich die Mitarbeit eines Stabes von Vertretern verschiedener Wissenschaften für die Durchführung des Planes gewesen ist.“ Mit diesen kurzen Worten sind die Grundzüge festgelegt, nach denen die Expeditionen geleitet wurden und die Vorkehrungen für die Reisen gewährleisteten jedem Teilnehmer die Möglichkeit, sich vollständig der Lösung seiner Aufgaben zu widmen und hielten eine Zersplitterung der Kräfte hintan.

Mit der ihm eigenen Tatkraft trat der Herzog an die Vorbereitungen seiner ersten Expedition heran. Reiflich erwog er alle einschlägigen Fragen und besprach sie mit den bedeutendsten Fachgelehrten und den maßgebenden Kennern Afrikas. Sein Plan war eine große wissenschaftliche zentralafrikanische Expedition, die unbekannte und unerforschte Gebiete von Deutsch-Ostafrika und der Nachbarländer erkunden und erschließen sollte. Es sei hier schon erwähnt, daß der Erfolg eine viel eingehendere Erforschung des Landes ergab und eine weit reichere und wissenschaftlich wertvollere Ausbeute der bereisten Länder zeitigte, als das bei früheren Unternehmungen der Fall war.

Im Jahre 1906 eröffnete der Herzog seinen Plan einer „Deutschen

wissenschaftlichen Zentralafrika-Expedition" dem Reichs-Kolonialamt, der preußischen Akademie der Wissenschaften und mehreren maßgebenden wissenschaftlichen Instituten. Zunächst begegnete er bedenklichem Kopfschütteln und manche warnende Stimme erhob sich, als die Absichten Adolf Friedrichs bekannt wurden. In Schwierigkeiten würden solche Expeditionen geboren, in Schwierigkeiten endeten sie, hatte schon Richthofen gesagt und mancher auch vielgereiste erfahrene Afrikakenner sprach das nach und bezweifelte ernstlich die Möglichkeit der Verpflegung einer derartigen Expedition. Aber der Herzog hatte einflußreiche angesehene Gelehrte zu Fürsprechern und Beratern, die mithalfen, die auftauchenden Widerstände zu beseitigen, so daß es gelang, die notwendigen Geldmittel für ein derartig großzügiges Unternehmen aufzubringen.

Als Leiter einer solchen Expedition gab es kaum einen geeigneteren Führer als Seine Hoheit den Herzog Adolf Friedrich. Seine persönlichen Eigenschaften prädestinierten ihn geradezu hierfür. Ausgerüstet mit echt soldatischem Schneid, überlegender Kühnheit, einem klaren Blick für die wissenschaftlichen Aufgaben des Unternehmens und eingehendem Verständnis für die zu erwartenden Erfolge der Arbeiten seiner Begleiter bezeigte er ein bewunderungswürdiges diplomatisches Geschick, mit dem er es verstand, alle Interessen der beteiligten Wissenschaften für ein großes gemeinsames Ziel zu vereinigen.

Am 17. Juni 1907 brach die Expedition mit 600 Trägern von Bukoba auf und ging zunächst nach Pera vor, wo ihr ein großartiger Empfang durch den Sultan Mutatschangarwa und die übrigen Großsultane bereitet wurde.

Den Aufgaben der verschiedenen Teilnehmer entsprechend und infolge der Schwierigkeiten, die die Verpflegung einer so großen Menschenmenge hervorrief, wurde eine Teilung der Expedition in Sonderexpeditionen vorgenommen, die im Verlauf des Unternehmens zeitweise wieder zur Hauptexpedition stießen. Zum ersten Male erfolgte diese Teilung in Kifumbiro, nachdem sich Dr. Czekanowski bereits abgezweigt hatte, um auf der Missionsstation Marienberg und in Buca ethnographisch tätig zu sein und anthropologische Messungen vorzunehmen, wie er solche schon bei den Wataita angefangen hatte. Der Herzog mit Hauptmann von Stuemer, Dr. Raven und Leutnant v. Wiese und Kaiserswaldau bezog in Kitengale ein Steppenlager, um von ihm aus zoologischen Sammlungen obzuliegen, während Dr. Schubotz und Dr. Mildbread eine erfolgreiche Erkundung des südlichen Budduwaldes vornahmen. In Kifumbiro stieß Dr. Czekanowski wieder zur Hauptexpedition und ebenso Oberleutnant Weiß und Dr. Kirschstein, die durch Instrumentenvergleiche und Zeitbestimmungen in Bukoba aufgehalten worden waren. Bei der jetzt wiederum vorzunehmenden Teilung traten die beiden letzteren den Marsch nach den heißen Quellen Mtagatos südlich des Kagera an, während der Herzog im Laufe dieses Flusses auf dem Nordufer folgte und nach Westen vordrang. Am 1. Juli wurde Rufuha erreicht, wo einige Rasttage abgehalten und eine neue Teilung der Expedition, den verschiedenen Arbeitszweigen entsprechend, vorgenommen wurde.

Durch außerordentlich wildreiche Gegenden ging der Marsch weiter. Nicht geringe Schwierigkeiten bot in diesen völlig unbewohnten und unbekannten Gebieten, in denen das Gelände immer unübersichtlicher wurde, die Aufrechterhaltung der Verbindung, so daß die einzelnen Teilnehmer der Expedition oft längere Zeit ohne Kunde voneinander blieben.

In Kissengi gönnte sich die wieder versammelte Expedition nur kurze

Rast. Es wurde hier folgender Arbeitsplan aufgestellt: Oberleutnant Weiß wurde damit betraut, die genaue Topographie von der Nordspitze des Kiwusees bis Naragongo und Kissengi vorzunehmen, Dr. Kirschstein begann seine Studien über die dortigen Vulkane, während der Herzog mit Oberleutnant v. Wiese und dem Postenführer von Kissengi, Oberleutnant Knecht, eine Besteigung des Niragongo ausführte. Dr. Schubotz und Dr. Mildbread fiel die Aufgabe zu, die großen Inseln des Kwidschwi, die in ihrem Innern noch gänzlich unerforscht waren, in bezug auf Fauna und Flora zu untersuchen.

Nach Beendigung dieser Arbeiten ging es in den Bugoia-Urwald, das Gebiet der Batwa-Leute. An den Batwa, einem körperlich kleinen Menschenschlage, wurden interessante Messungen vorgenommen und wichtige Studien an dem Charakter dieses verschlagenen Volkes gemacht.

Während der Gesundheitszustand der Europäer bisher in dem herrlichen Klima Ruandas ausgezeichnet war, trat bei den eingeborenen Trägern häufig Malaria auf. Das war wohl neben anderen mit ein Grund für eine neuerliche Teilung der Expedition, die nun auf das Gebiet des Kongostaates übertrat, um sich später in Rutschuru bzw. am Albert-Edward-See wieder zu vereinigen.

Am 28. November erreichte die Expedition bei Katana diesen See, von wo aus sie nach kurzem Aufenthalt nach Kasinde am Nordende des Sees marschierte und dort Lager bezog. Die Gegend ist hier ziemlich kahl, nur ein üppiger Akazienwald bietet einige Abwechslung in der Eintönigkeit der Landschaft. Das ebene Gelände dehnt sich nach Westen bis an die Berge, die Kasinde vom Tal des Semliki trennen. Im Osten bildet ein von Südost nach Nordwest verlaufender Rücken die Grenze, über dessen Erhebungen ein gewaltiger, schneebedeckter Bergkomplex herniederschaut. Hier im Lager feierte die Expedition das Weihnachtsfest. Von Kasinde ging der Marsch weiter nach Béni. Das unendliche Waldgebiet, das vorher von keinem Weißen betreten war, bot eine Fülle von wichtigen Beobachtungen nach allen Richtungen hin, so daß in kurzer Zeit eine Menge wissenschaftlich bedeutendes Material gesammelt werden konnte.

Am 6. Februar brach die Expedition von Béni zum Ruwensori auf. Die schwarze Bevölkerung bezeigte den Fremden große Scheu, so daß kein Führer aufzutreiben war. Der hart am Ruwensorifluß hinführende Weg war unsagbar schlecht. Nach 13 Tagen gelangte die Expedition unter Überwindung großer Beschwerden nach Mboga, einem in neutralem Gebiet an der großen Route Irumu-Port-Portal-Entebbe liegenden Platze, dann ging sie, im allgemeinen dem Laufe des Semliki folgend, an den Albert-See, wo sie Quartier nahm. Der See ist außerordentlich fischreich, häufig sind Flußpferde in ihm zu beobachten. Die Bevölkerungsdichtigkeit nimmt nach Norden hin beständig zu, so daß Dörfer von 50 und mehr Hütten angetroffen wurden. Über Kilo erreichte die Expedition den Ituri bei Salambongo und gelangte nach Irumu, das, aus freundlichen Ziegelhäusern aufgebaut, oberhalb des Schari liegt, der sich in träger Breite vorüberwälzt.

Bei Kilo, westlich des Albert-Sees, im Kongostaat gelegen, finden sich weite goldhaltige Distrikte und herrscht hier ein reger Minenbetrieb. Gute, breit angelegte Straßen verbinden den Ort mit Mahagi am Nordende des Sees. Nach fachmännischem Urteile sollen die Goldlager ganz bedeutend sein, so daß Kilo die Anwartschaft hat, einer der reichsten Goldfundplätze der Welt zu werden.

Im März vereinigten sich sämtliche Teilnehmer der Expedition, die teilweise zu Erkundungszwecken abgezweigt waren, in Irumu, um den Marsch nach Westen fortzusetzen und an den Kongo vorzudringen. Am 1. April erfolgte der Aufbruch, und bald erreichte man den Aruwimi, einen Fluß, der, abgesehen von wenigen durch bewaldete Inseln bedingte Engen, eine Breite von 400—1000 Meter aufweist. Viele Stromschnellen machen aber seine Schiffbarkeit unmöglich. Die imposantesten Katarakte finden sich bei Panga, welcher Ort in den ersten Tagen des Monats erreicht wurde. Die Wellen haben hier eine gewaltige Höhe, das Brausen und Rauschen der sich überstürzenden Wassermassen erfüllt weithin die Luft. Der 8. April brachte die Expedition nach Yambuya, das den Endpunkt des Kataraktes darstellt und mit Basoko durch einen Dampfer verbunden ist. Hier gelangten alle Lasten zur Verladung an Bord des Heckraddampfers „Delivrance", und an dem Platze, wo einst Stanleys Lager gestanden, bestiegen die Teilnehmer der Expedition das Fahrzeug. Nach mehrtägiger Fahrt näherte sich das Schiff bei strahlendem Sternenhimmel und in zauberischem Mondscheine Basoko. Schon aus der Ferne grüßten die Lichter des großen Dampfers „Flandre", der bestimmt war, die Expeditionsmitglieder an die Westküste Afrikas zu befördern.

Ende Mai hieß es Abschied nehmen vom Kongo, dessen Fluten die Expedition zum Atlantischen Ozean getragen hatten, und in dessen Ufergebieten noch viel Sehens- und Bemerkenswertes beobachtet worden war.

Über den Verlauf des Unternehmens sagt Professor Dr. Max Eckert, Aachen: „Überblickt man die Expedition und ihre Ergebnisse, so muß man sagen: Sie war groß angelegt, sie hat aber auch Großes geleistet. In angestrengtester Arbeit, unter vielen Entbehrungen und in strengster Selbstzucht ist es gelungen, mancherlei neue Probleme der afrikanischen Natur- und Lebewelt zu lösen und neue Forschungsgebiete für die deutsche Wissenschaft zu erobern."

Eine unmittelbare Würdigung erfuhren die Verdienste des Herzogs dadurch, daß ihn die Universität Rostock zum Dr. hon. c. ernannte.

Wenn auch die Expeditionsresultate ganz hervorragend waren, wenn auch die Wissenschaft die Forschungsergebnisse rückhaltlos anerkannte und hoch würdigte, so bestanden für Herzog Adolf Friedrich doch noch eine Menge ungeklärter Fragen, deren Lösung er niemandem anderen überlassen wollte, und die den Plan einer weiteren Forschungsreise in ihm reifen ließen.

Die Gründe für die Ausrüstung der zweiten Expedition gibt er selbst in der Einleitung zu seinem Werk „Vom Kongo zum Niger und Nil" an. „Die Zentralafrika-Expedition 1907/08", schreibt er, „die mich mit einem Stabe wissenschaftlicher Spezialisten in die noch wenig durchforschten Gebiete zwischen Viktoria- und Kiwusee, in die Nordwestecke unseres deutschostafrikanischen Schutzgebietes, sowie durch die Vulkangebiete und den zentralafrikanischen Graben geführt, hatte wohl gerade infolge der spezialisierten Arbeitseinteilung reiche Ausbeute ergeben. Namentlich in der großen Regenwaldzone des Aruwimi und Kongo hatte sie in zoologischer und botanischer Hinsicht gezeigt, daß unsere Kenntnisse der abgelegenen afrikanischen Gebiete noch recht ergänzungsbedürftig sind. Um diesem Mangel abzuhelfen und durch Vertiefung der Kenntnis der dem großen Walde nördlich angrenzenden Gebietsteile und der dort lebenden Völkerschaften, der Flora und Fauna ein vergleichendes Bild mit den schon früher

bereisten Gegenden zu erhalten, erschien nach Rücksprache mit den maßgebendsten Vertretern der einschlägigen Wissenschaften eine zweite Expedition höchst wünschenswert."

Zur Aufbringung der erforderlichen Mittel bildeten sich in Berlin, Hamburg und Frankfurt a. M. Komitees, deren werbende Tätigkeit erleichtert und gefördert wurde dadurch, daß Seine Majestät der Kaiser aus Allerhöchst Seinem Dispositionsfonds eine namhafte Summe bewilligte, die Deutsche Kolonialgesellschaft einen bedeutenden Betrag bereitstellte und viele großdenkende Männer in opferfreudiger Weise beträchtliche Beihilfen leisteten. Die Vorarbeiten für die Expedition konnten schneller als geahnt vorgenommen werden, da das zoologische Institut zu Berlin und das botanische Museum zu Dahlem die beiden früheren wissenschaftlichen Begleiter des Herzogs, die Herren Dr. Schubotz und Dr. Mildbread zur Verfügung stellten und der langjährige Adjutant und bewährte Begleiter des Herzogs in Afrika, Herr Oberleutnant v. Wiese und Kaiserswaldau gleich den vorgenannten Herren genau über die zu lösenden Aufgaben unterrichtet war. Auch den anderen Teilnehmern, Regierungsarzt Professor Dr. Haberer, Dr. Arnold Schultze und Maler Heims war Afrika kein Neuland, sie alle hatten in Kamerun gelebt und gearbeitet und waren mit den innerafrikanischen Verhältnissen vertraut.

Am 10. Juli 1910 verließ die trefflich zusammengesetzte Expedition Hamburg. Über Kamerun wollte sie zur Mündung des Kongo gehen, unter Erforschung der unbekannten Landesteile im französischen Kongo, die heute zum Teil an Deutschland gefallen sind, diesen Riesenstrom aufwärts verfolgen zum Ubangi, dann durch Kamerun nach den französischen Tschadseegebieten bis zum ägyptischen Sudan und dem Nil vordringen. Leider stellten sich der Durchführung des ursprünglichen Planes Schwierigkeiten entgegen, die in den im Wadailand ausgebrochenen Unruhen begründet waren und Ursache wurden, daß mancherlei Änderungen an dem projektierten Reiseweg vorgenommen werden mußten.

Das Gesamtunternehmen mußte deshalb geteilt werden in eine Haupt- und drei Sonderexpeditionen. Die erste ging unter Führung des Herzogs vom Kongo zum Tschadsee und von dort durch Neukamerun, durch Nigeria entlang des Benuë an den Atlantischen Ozean, die eine Teilexpedition, mit Dr. Schultze und Dr. Mildbread an der Spitze, reiste vom Kongo durch Süd-Kamerun nach den Guinea-Inseln, die andere Teilexpedition, deren Leiter Oberleutnant v. Wiese war, marschierte nach Osten durch die Staaten der Osande zum Nil, während die dritte Teilexpedition unter Dr. Schubotz gleichfalls den Nil aufsuchte, indem sie ihren Weg den Uëlle entlang nahm. Alle Expeditionen zusammen haben eine Strecke von ca. 13 000 Kilometern zurückgelegt.

Wäre es möglich gewesen, eine einheitliche Expedition auszuführen, so hätte durch die Vertreter der verschiedenen Spezialwissenschaften eine annähernd gleichmäßige Erforschung der berührten Landesteile stattfinden können, die Notwendigkeit der Teilung der Expedition machte das aber unmöglich, denn mit der Teilung war auch eine Trennung der Fachleute notwendigerweise verbunden, und so haben die einzelnen Teile der Expedition hauptsächlich oder ausschließlich immer nur der einen oder anderen Wissenschaft gedient. Durch ausgefüllte Fragebogen, photographische Aufnahmen, historische Aufzeichnungen usw. und nicht zum mindesten durch

die überaus reichen Sammlungen ist von allen Teilnehmern angestrebt worden, diesen Mißstand auf das möglichst geringste Maß herabzudrücken.

Am 23. August traf die Expedition an der Mündung des Kongo ein, von wo aus sie nach Boma, der Hauptstadt des Kongostaates, weiterfuhr. Bereits am nächsten Morgen wurde die Weiterreise nach Matadie fortgesetzt. Von hier aus beförderte die Bahn die Teilnehmer über Thysville nach Leopoldville.

Die erste Abzweigung einer Teilexpedition — der von Dr. Schubotz und Dr. Mildbread geleiteten — erfolgte in den letzten Augusttagen 1910 in Kiushassa, von welchem Orte aus sie ihren Weg auf dem Kongo nahm, dann, nach Norden abbiegend, den Sanga bis Molundu befuhr. Von hier aus ging es über Bange an den Kadei, aus dessen Zusammenfluß mit dem Ekela bei Nola der Sanga entsteht. Von Yukaduma nach westwärts wendend, durchquerte die Expedition Lomie, Kungulu, Ebolowa, berührte den Süd-Kameruner Urwald und erreichte in Kribi die Küste des Atlantischen Ozeans. Über Duala und Victoria setzte sie die Reise fort, die Studien auf der Insel Fernando Póo, Principe, S. Thomé und Annabon gewidmet war.

Der Herzog mit den übrigen Mitgliedern der Expedition bestieg am 31. August die „Valérie", einen kleinen Flußraddampfer der „Messageries fluviales du Congo" und steuerte den gewaltigen Kongo stromaufwärts, um bei dem Einflusse des Ubangi diesen zu verfolgen. Am 13. September wurde Libenge am belgischen Ufer des Flusses angelaufen. Hier verblieb die Expedition mehrere Wochen, die zum Studium der belgischen Verhältnisse und der Erforschung von Wald und Grasland ausgenutzt wurden. Das Gebiet innerhalb des Ubangibogens ist zum größten Teil von Europäern unbetreten, die nach Osten hin wohnenden Stämme sind noch nicht unterworfen und feindlich gesinnt. Die von der belgischen Regierung getroffenen Maßregeln schildert der Herzog folgendermaßen:

„Die neuen Bestimmungen über die Eingeborenenbehandlung bergen für die wirtschaftliche Ausbeutung des belgischen Kongo mancherlei Gefahren. So geht die Kautschukgewinnung merklich zurück. Da der Staat kein Kilo Kautschuk mehr von Eingeborenen kauft, so werden große, zum Kautschuksammeln angelegte Posten bedeutungslos. So hat z. B. Libenge, früher eine Hauptstütze des Kautschukhandels am oberen Ubangi, seit Einführung der neuen Bestimmungen gar nichts mehr exportiert. Der Staat sieht sich nunmehr allein auf die Kautschukgewinnung durch Plantagenbetrieb angewiesen. Doch auch hier hapert es bedenklich, denn der Stamm der obligatorischen Arbeiter fällt jetzt fort, das Unkraut überwuchert die schönen Plantagen, und die wenigen erhältlichen Leute vermögen kaum einen kleinen Teil der Baumreihen zu reinigen und anzuzapfen. Wenn also wirklich die superhumanen Bestimmungen, die jeden Zwang verdammen, aufrecht erhalten werden sollen, so wird der Staat sich sehr bald wohl zur Auflassung aller mit so großen pekuniären Opfern angelegten Kautschukplantagen gezwungen sehen."

Von Fort de Possel aus wurde am 24. September der Landmarsch nach Norden angetreten, der durch französisch Äquatorial-Afrika nach dem Tschadsee führte. Bezüglich der Verkehrsverhältnisse im französischen Gebiet ergaben die Beobachtungen des Herzogs, daß die Franzosen in der Anlage von großen Verkehrswegen eifriger sind als die Deutschen, hingegen ist es zweifellos, daß die Wege in Deutsch-Kamerun brauchbarer und besser sind. Der Verwendung von Kraftwagen als Verkehrsmittel in tropischen Ländern

steht der Herzog ziemlich skeptisch gegenüber, er gibt vielmehr den Eisenbahnen, auch mit schmalster Spurweite den Vorzug, da sie zuverlässiger und billiger seien.

In Kusseri, einer deutschen Station am Logone in Nord-Kamerun, verbrachte der Herzog Kaisers Geburtstag, zu dessen Feier eine große Heerschau, verbunden mit einer Ausstellung von Landesprodukten, veranstaltet worden war. Auf den Ruf des Residenten waren nicht weniger als fünf Großsultane mit Gefolge, viel Fußvolk und imposanten Reiterscharen, eingetroffen. Die Sultane und ihre Großen entfalteten besonders in der Aufzäumung und Ausrüstung ihrer Pferde die erdenklichste Pracht. Alle Krieger waren, je nach der Machtstellung eines der Großen, mehr oder weniger reich bekleidet und bewaffnet, überall aber traten leuchtende Farben hervor. Die Heerschau, an der etwa 12 000 Mann zu Fuß und zu Pferde teilnahmen, gestaltete sich zu einer Feier, wie sie an Farbenpracht und packender Wirkung wohl selten zu sehen ist und das vielbewegte, eigenartige Bild hinterließ bei den Zuschauern einen bleibenden Eindruck.

Am 1. Januar 1911 verließ Oberleutnant v. Wiese die Hauptexpedition in Fort Lamy. Sein Auftrag ging dahin, möglichst schnell über Archambault, Crampel, Sibut nach Possel zurückzukehren und von dort aus den Ubangi entlang nach dem Nil vorzudringen. In Crampel sollte er sich mit der bereits früher abgezweigten Teilexpedition des Dr. Schubotz zum Weitermarsch vereinigen. Dieser war, da die Briefe mit den nötigen Instruktionen nicht in seine Hände gelangt waren, und er somit keine Kenntnis von der Entsendung v. Wieses erhalten hatte, nach Norden nach Archambault marschiert. Die beiden Teilexpeditionen waren also aneinander vorbeigegangen. In Berücksichtigung des herrschenden Trägermangels und um nicht unnötig Zeit zu verlieren, beschloß Oberleutnant v. Wiese, allein an den Ubangi vorauszugehen. Seine Hoffnung, daß Teile der Expedition Dar-Kuti und Dar-Banda würden erkunden können, wurde in Crampel kurz vor seinem Abmarsch zunichte, denn aus Ndele kam die Nachricht von der Tötung des Sultan Mohamed Senussi und der Erstürmung von dessen Residenz durch die Franzosen. Diese wollten deshalb die Verantwortung für die Sicherheit einer Expedition nicht übernehmen und gestatteten das Betreten der in Frage kommenden Länder nicht.

Während des Vormarsches von Oberleutnant v. Wiese auf Possel unternahm Dr. Schubotz von Archambault aus eine Streife in das Gebiet östlich des Schari, das sich als ungemein wildreich erwies und dem Zoologen eine wertvolle Ausbeute gewährte. Bis Possel gingen diese beiden Teilexpeditionen in größerem Abstand hintereinander her. Von dort aus verfolgte v. Wiese auf seinem Vormarsch nach Osten den Ubangi auf seinem nördlichen Ufer, ebenso wie dessen Nebenfluß, den Mbomu, um über Tambura-Wau-Tongo an den weißen Nil zu gelangen. Dr. Schubotz hielt sich in der Hauptsache auf dem südlichen Ufer des Ubangi und trat, als er den Uëlle erreichte, auf dessen Nordufer über. Bei Dungu verließ er diesen Strom und setzte seinen Marsch über Abba-Loka nach Lado fort. Hier überschritt er den Rahr-el-Gebel, an dem entlang er seinen Weg nahm, bis er anschließend daran den weißen Nil erreichte.

Außer diesen Teilexpeditionen wurde seitens des Herzogs vom Tschadsee aus noch Maler Heims mit einem Sonderauftrag entsendet. Gemeinsam mit Professor Dr. Haberer, Oberleutnant v. Raben und Oberarzt Trepper trat er am 26. Dezember 1910 die Reise in das Gebiet des Musgum

an, das zwischen Logone und Schari liegt und zu den am wenigsten bekannten Teilen Kameruns gehören dürfte. Über Dikoa, Marua, Binder führte der Marsch nach Golombe, wo die Vereinigung mit der Kolonne des Herzogs zum gemeinsamen Vordringen am Benuë entlang ans Meer stattfand. Es würde zu weit führen, alle Erlebnisse der einzelnen Forscher aufzuzählen, die Entbehrungen und Schwierigkeiten zu berichten, die sie überwinden mußten, all die Wunder der Natur zu schildern, die sie erblickten. Als eine außerordentlich wichtige Feststellung der Expedition des Herzogs für uns Deutsche sei nur erwähnt und hervorgehoben, daß der Sanga und der Ubangi bis zu den Punkten, welche das Deutsche Reich als Neuerwerbungen zu Kamerun von Frankreich abgetreten erhalten hat, recht wohl als Verkehrsstraßen Verwendung finden können, der Ubangi aber weiterhin nach Osten für den Dampferverkehr unbrauchbar und ein Verkehr vermittels Booten nur bedingt möglich ist.

Wenn man die Ergebnisse des Gesamtunternehmens überblickt, die auf den verschiedenen Wissensgebieten erzielt wurden, so muß man anerkennen, daß die Erfolge sehr hoch einzuschätzen sind. Wertvolle Sammlungen naturwissenschaftlicher und völkerkundlicher Art sind nach Deutschland gekommen und unser Wissen von bisher unerforschten Ländern hat eine bemerkenswerte Vervollkommnung erfahren. Professor Dr. Thilenius schließt seine „Übersicht über die wissenschaftlichen Ergebnisse der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/11" mit den Worten, denen jeder, der Verständnis für die hervorragenden Leistungen des Herzogs und aller Expeditionsteilnehmer hat, aus vollem Herzen beistimmen muß: „Um so mehr darf man den Herzog und seine Begleiter zu den Ergebnissen ihrer mühevollen Arbeit beglückwünschen, und um so dankbarer wird die deutsche Wissenschaft dem deutschen Fürsten sein, der zum zweiten Male eine Expedition von Fachleuten nach Afrika führte und der Wissenschaft aus schwer zugänglichen Ländern dauernden Besitz gewann."

Auch nach der zweiten Innerafrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg blieb eine wissenschaftliche Anerkennung der hervorragenden Leistungen nicht aus: der Regent des Herzogtums Braunschweig verlieh dem fürstlichen Forscher das Verdienstzeichen für Kunst und Wissenschaft in Gold.

Mit der Deutschen Kolonialgesellschaft verknüpften den Herzog enge Bande. Lange Jahre hindurch war er erster Vorsitzender der großen Abteilung Berlin-Charlottenburg, die er in umsichtiger und zweckdienlicher Weise leitete, und die ihm einen Wirkungskreis erschloß, der ihm eine große Anzahl eifriger Verehrer zuführte.

Bald nach der Rückkehr des Herzogs von der zweiten Expedition in die Heimat wurden Gerüchte laut, Herzog Adolf Friedrich wolle vollständig in den Reichskolonialdienst übertreten. Diese Gerüchte nahmen greifbare Gestalt an, als der Herzog in das Reichskolonialamt eintrat, um sich mit den Einzelheiten der kolonialen Verwaltung vertraut zu machen. Man sprach nun offen davon, der Herzog sei als Gouverneur von Togo in Aussicht genommen. Auch nach Lome, der Hauptstadt dieses Schutzgebietes, war die Kunde davon gedrungen, und selten hat ein Gerücht die Gemüter dort so bewegt, ausgenommen die Fabel von der Abtretung der Kolonie an Frankreich, als die Möglichkeit, daß ein deutscher Fürst erster Beamter des Landes werden solle. Am 1. Juli 1912 erfolgte die Ernennung Seiner

Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg zum Gouverneur von Togo.

Zwei, wenn auch nur kurze Besuche, hatte der Herzog dem Schutzgebiet bereits abgestattet und war infolgedessen kein Fremder im Lande, den weißen Bewohnern und einem Teil der Eingeborenen war er bekannt. Selten wohl ist eine geeignetere Persönlichkeit auf einen verantwortungsvollen Posten gestellt worden, wie der Herzog. Durch seine beiden Expeditionen mit allen Verhältnissen auf afrikanischem Boden vertraut, beseelt von dem Ernst der ihm zufallenden Aufgaben und ausgestattet mit Energie und zäher Arbeitskraft kann sich die in blühender Entwicklung begriffene Kolonie einen besseren Gouverneur nicht wünschen. Wie der Herzog seine Pflichten auffaßte, geht am deutlichsten aus einem Brief hervor, in dem er dem Staatssekretär für das Vertrauen dankt, das ihm dieser durch die Übernahme in den praktischen Kolonialdienst bezeugte und in dem es heißt: „Ich bin gewillt, meiner Pflicht mit allem Ernst und mit nicht weniger Eifer nachzukommen, wie meine Vorgänger."

Die Bekanntgabe der Ernennung des Herzogs zum Gouverneur rief in Togo allgemeine Freude hervor und besonders der Eingeborenen bemächtigte sich ein gewisser Stolz, daß einem deutschen Fürsten die Weiterentwicklung der „Musterkolonie" anvertraut worden war. Bald rührten sich geschäftige Hände, um Lome für einen würdigen Empfang des neuen Gouverneurs das Festkleid anzulegen. Am 27. August traf der Herzog in Lomo ein. Lachender Sonnenschein ruhte über dem Lande, die See glitzerte im strahlenden Glanz des tropischen Tagesgestirns und ganz Lome war versammelt, um bei der Ankunft des neuen Gouverneurs zugegen zu sein und ihn jubelnd zu begrüßen.

Mit fester Hand hat der Herzog die Leitung der Geschäfte in die Hand genommen, und seine ersten Maßnahmen lassen erkennen, daß er den rechten Weg betreten hat, um Togo kräftig weiter zu entwickeln. Möge die Sonne, die am Tage seiner Ankunft über dem Lande schien, auch die weitere Tätigkeit des Herzogs überstrahlen zu seiner Ehre, zum Ruhm des Hauses Mecklenburg und zu Nutz und Frommen des Deutschen Reiches.

# Rückblick auf unsere koloniale Entwicklung im Jahre 1911/12.

Von **Rudolf Wagner.**

Auch zu Anfang des Kolonialjahres 1911/12 war der Marokko-Kongo-Vertrag noch Gegenstand leidenschaftlicher Erörterung und beherrschte das ganze koloniale Leben. Nach wie vor gaben diejenigen Kritiker den Ton an, die in dem ganzen Vertrage sozusagen eine nationale Schande erblickten, Marokko als Paradies in den Himmel hoben und Neu-Kamerun als „Kongosümpfe" abtaten. Diese Tonart war einigermaßen verständlich vor Abschluß des Vertrages. Man konnte sich immerhin auf den Standpunkt stellen, daß es den Diplomaten im stillen vielleicht ganz erwünscht sei, wenn sie den Kontrahenten gegenüber den Druck der öffentlichen Meinung, den Volkswillen, hinter sich hätten. Nachdem das vermeintliche Unglück aber einmal geschehen war, grenzte das Toben einer gewissen Richtung einigermaßen an Selbstzerfleischung vom praktisch-kolonialen Standpunkt aus. Nachdem wir Neu-Kamerun einmal hatten, galt es, unserer Meinung nach vielmehr, seine wirtschaftlichen Vorzüge, die zweifellos vorhanden sind, zu entdecken, das Kapital für seine Erschließung zu interessieren, nicht es abzuschrecken und nicht gewissermaßen noch die Geschäfte französischer Konzessionsgesellschaften zu machen, die sich in jenen Gebieten wohl sein ließen. Wir können übrigens auch der Regierung den Vorwurf nicht ersparen, daß sie nichts Nennenswertes tat, vorgefaßte falsche Meinungen zu bekämpfen. Sie wußte selbst nichts Näheres über die wirtschaftsgeographischen Verhältnisse der Neuerwerbungen, konnte der absprechenden Kritik in Parlament und Presse kein besseres Wissen entgegensetzen und diese nicht wirksam entkräften. Und doch lag der Gedanke so nahe, daß sie sofort, als bei den Marokko-Verhandlungen ein Gebietsaustausch am Kongo-Ubangi in Frage kam, ein paar Leute, die in den Grenzgebieten auf Grund praktischer Betätigung schon Bescheid wußten, schleunigst an Ort und Stelle entsandte, um Material über die wirtschaftlichen Möglichkeiten zu sammeln. Es gab verschiedene solche Leute, die schon damals, als die Propaganda gegen Neu-Kamerun einsetzte, den Kopf schüttelten und da und dort ihre Stimme erhoben, ohne allerdings durchzudringen.

Inzwischen sind andere Tagesfragen aufgetaucht, die die öffentliche Meinung beschäftigten, und der Marokko-Kongo-Vertrag ist in den Hintergrund getreten. Aber daß die Stimme der Vernunft zu siegen beginnt, haben die süßsauren Betrachtungen früherer Kongogegner beim Tode des Herrn v. Kiderlen-Waechter bewiesen, die einer Rechtfertigung des Standpunkts des Verstorbenen zum Teil täuschend ähnlich sahen, und wir möchten bei-

nahe glauben, daß man dem vielgeschmähten Staatsmann in späteren Zeiten für den Marokko-Kongo-Vertrag noch danken wird, nicht weil das eine Gebiet besser ist als das andere, sondern aus ganz anderen Gründen. Kiderlen hat vielleicht über die augenblickliche praktisch-koloniale Frage hinaus, ob der Besitz eines Teiles von Marokko oder der „Kongosümpfe" für uns vorteilhafter sei, die weitblickende Frage erwogen, ob im Augenblick eine Abrundung des kolonialen Besitzes in einer bestimmten Richtung nicht besser sei, als eine zurzeit aus dem Rahmen unseres Kolonialbesitzes herausfallende, völlig isolierte Neuerwerbung. Zugegeben, daß Marokko ein wertvoller Besitz ist oder vielmehr werden kann. Aber ebenso sicher ist auch, daß Frankreich sich noch die Zähne daran ausbeißen und viel Geld hineinstecken wird, bis ihm die wirtschaftlichen Früchte dieser Neuerwerbung reifen. Hätten wir aber einen Teil Marokkos bekommen, so hätten wir vorläufig nichts weiter als eine Reibungsfläche mit unseren unberechenbaren Nachbarn mehr und dazu voraussichtlich ein paar Kolonialkriege mit den Marokkanern.

Nun wird wohl kein Mensch ernsthaft behaupten wollen, daß die Verteilung Afrikas endgültig abgeschlossen sei; wir sind vielmehr der Ansicht, daß es noch recht erhebliche Verschiebungen im schwarzen Erdteil geben wird. Versuche in dieser Richtung sind ja sogar schon dagewesen, wir erinnern nur an die im Zusammenhang mit den Marokkoverhandlungen erörterte Abtretung Togos und möchten bei dieser Gelegenheit verraten, daß im verflossenen Jahre sogar eine viel größere Verschiebung des kolonialen Besitzstandes — auch in der Wilhelmstraße — erörtert worden sein soll, dahingehend, daß eines Tages Deutschland ganz Westafrika vom Oranje bis zum Niger, England ganz Ostafrika, Frankreich aber freie Hand im Westsudan erhalten sollte, und der Gedanke wäre an sich gar nicht so übel — wenn er 20 Jahre früher ventiliert worden wäre.

Alle Welt rechnet jetzt mehr denn je mit der Möglichkeit eines großen europäischen Krieges, der wohl auch — leider — eines Tages kommen wird oder kommen muß. Um was werden sich dann wohl die Friedensverhandlungen drehen? Falls nicht eine der Mächte so radikal unterliegt, daß die anderen aus ihrem Fell Riemen schneiden können, kann es nur um den kolonialen Besitz, um die endgültige Verteilung Afrikas handeln. Es liegt auch keineswegs außerhalb der Möglichkeit, daß Frankreich, das sich auf kolonialem Gebiet im Vergleich zu seiner notorisch zurückgehenden oder wenigstens nicht wachsenden Bevölkerung entschieden zuviel zugemutet hat, eines Tages den Wunsch empfinden wird, seine Kräfte auf ein beschränkteres Gebiet zu konzentrieren. Das beste, was wir jetzt für unsere koloniale Zukunft tun können, ist, daß wir unser Schwert im Hinblick auf die große Auseinandersetzung scharf erhalten; dann werden wir eines Tages vielleicht noch manches bekommen, was wir uns jetzt entgehen lassen mußten. Und dazu können gerade die Parteien, die sich so sehr über den Marokko-Kongo-Vertrag erregten, viel beitragen. Das scheint uns das politische Resümee des Kolonialjahres 1911/12 zu sein.

Näher auf die aus dem Marokko-Kongo-Vertrag sich ergebenden politischen Fragen einzugehen, erübrigt sich. Abgesehen davon, daß sie schon im verflossenen Jahre von Dr. Paul Rohrbach in treffender Weise skizziert worden sind, erscheint es nicht opportun, sie anzuschneiden; denn unsere Aufmerksamkeit ist zurzeit durch innerkoloniale Lebensfragen ausreichend in Anspruch genommen, und das Hemd ist uns näher als der Rock, den wir vielleicht einmal haben werden.

Das Ereignis des Kolonialjahres war die Ernennung des früheren Gouverneurs von Samoa, Dr. Solf, zum Staatssekretär des Reichskolonialamts. Die Amtszeit Herrn v. Lindequists war eigentlich nur eine Episode gewesen, er hat keine Gelegenheit gehabt, der Kolonialpolitik irgendwie den Stempel seiner Persönlichkeit aufzudrücken. Herr v. Lindequist war ein sehr fähiger und gewissenhafter Verwaltungsbeamter, ein guter Gouverneur, aber kein Staatsmann, kein Politiker. Es widerstrebte ihm, an die Öffentlichkeit zu treten und die grundsätzlichen kolonialen Fragen, die allzulange schon der Lösung harrten, anzuschneiden, unbekümmert darum, ob es Kämpfe kosten würde. Er hat Dernburgs Erbe gut verwaltet und im übrigen erreicht, daß die Mißstimmung, die unter Dernburgs starrer Herrschaft zwischen Kolonien und Kolonialverwaltung entstanden war, allgemach wieder besseren Beziehungen Platz gemacht hat. Und das war für seinen Nachfolger um so mehr eine große Hilfe, weil Dr. Solf, vielleicht unschuldig, mit dem Dernburgschen Stempel versehen auf den Plan trat. Es ist wohl noch in aller Erinnerung, wie Dr. Solf während seiner samoanischen Tätigkeit wegen der auf Samoa herrschenden Zustände undeutscher Gesinnung und eines bedauerlichen Mangels an Rassegefühl geziehen wurde. Ja, man warf ihm gar vor, daß er, im Verein mit Herrn v. Rechenberg, dem früheren Gouverneur von Ostafrika, gewissermaßen der böse Geist Dernburgs gewesen sei und diesen in seinem verkehrten Rassenstandpunkt bestärkt habe.

Man hat Dr. Solf damit bitter Unrecht getan. Er war kaum am Ruder, als er schon unerschrocken die bis dahin als koloniales Kräutlein Rührmichnichtan behandelte Rassenfrage aufrollte. Und das Bezeichnende ist, daß er gerade seinen bisherigen Wirkungskreis, Samoa, wo die Verhältnisse am schwierigsten lagen, als Ausgangspunkt wählte. Damit hat er deutlich genug zu verstehen gegeben, wie wenig er sich selbst schuldig fühlte an jenen Zuständen, die allerdings jedem einsichtsvollen Kolonialfreund auf die Nerven gehen mußten. Solf übernahm die Regierung von Samoa zu einer Zeit, als das ganze Leben noch einen ausgesprochen englisch-amerikanischen Anstrich hatte. Die meisten und ältesten Ansiedler waren Fremde und die vorhandenen Deutschen zum Teil nichts weniger als vorbildliche Vertreter des Deutschtums. Mehr als einer war mit einer farbigen Frau verheiratet. Mit diesen Elementen hatte Solf zu rechnen, denn in der Heimat waren damals Konflikte gar nicht beliebt. Dazu kam, daß er über keinerlei Machtmittel verfügte und die Eingeborenen, die sich im Zustand latenter Explosion befanden, mit Handschuhen anfassen mußte. Die Gegensätze der Missionen erschwerten noch die Situation, denn es gab unter den Eingeborenen sozusagen eine evangelische und eine katholische Partei. Hätte er da auf der einen Seite Anstoß erregt, so hätte sofort in der Heimat die respektive Partei reagiert und die gesamte Kolonialpolitik darunter gelitten. Die Kolonialverwaltung war ja noch ganz unselbständig und das fünfte Rad am Wagen der Reichspolitik. Die Dinge mußten also im wesentlichen gehen wie sie wollten und Solf konnte nichts anderes tun, als die Eingeborenen allmählich zur Vernunft erziehen, d. h. zu der Einsicht, daß sie ihre besonderen politischen Interessen denjenigen des Reiches, von dem sie im übrigen keinerlei Vorstellung hatten, unterzuordnen.

Mittlerweile war die Kolonialverwaltung selbständiges Reichsamt geworden. Dernburg, bzw. die vorletzten Reichstagswahlen hatten der Kolonialpolitik die ihr zukommende Stellung im Rahmen der Reichspolitik

verschafft. Der Leiter der Kolonialverwaltung brauchte nicht mehr für den ganzen Etat und seine Stellung zu zittern, wenn er einmal nicht ganz den Beifall irgend einer Partei hatte. Die Nebenregierung war ausgeschaltet, denn die Reichstagsauflösung hatte niederschlagend gewirkt.

Für die Lösung der Rassenfrage aber hatte Staatssekretär Dernburg nichts übrig. Das wissen wir schon lange, aber was wir bisher nicht wußten, das ist die Tatsache, daß schon vor Jahren Dr. Solf versuchte, in seinem Wirkungskreise Samoa eine reinliche Rassenscheidung durch Verbot der Mischehen zustande zu bringen, aber bei Dernburg auf Widerstand gestoßen ist. Das hat Dr. Solf auf seiner vorjährigen Afrikareise gelegentlich einer Ansprache erklärt. Nun wollen wir nicht einmal behaupten, daß Dernburg ein prinzipieller Gegner der Lösung der Rassenfrage war, aber er hatte keinen Sinn dafür, wie er für eine Besiedlung keinen Sinn hatte. Er wollte Negerhandelskolonien, keine deutschen Siedlungen, und darum spielte die Frage der Rassenheit für ihn keine Rolle. Wie sollte er dazu kommen, unnötigerweise mit dieser Prinzipienfrage das Zentrum herauszufordern und sich für eine Sache die Finger zu verbrennen, die ihm höchst gleichgültig war. So Großartiges Dernburg auf wirtschaftlichem und finanzpolitischem Gebiet und auf dem Gebiet der Popularisierung der kolonialen Bestrebungen geleistet hat, für das, was wir in Wirklichkeit unter einer volkstümlichen Kolonialpolitik verstehen, hat er keinen Sinn gehabt; das hat man im Volk instinktiv gefühlt und darum ist das Interesse für die Kolonien inzwischen auch wieder bedenklich abgeflaut. Nachdem einmal die erste koloniale Begeisterung den Kolonien in den Sattel geholfen hatte, erschöpfte sich die Tätigkeit Dernburgs im wesentlichen in der großkapitalistischen Organisation der Kolonialwirtschaft, dem Einzelsiedler aber rief er zu: Hilf Dir selbst! Der Einzelsiedler war auch derjenige, der die mangelnde Rassenscheidung da und dort bitter empfand. Am meisten trat dies in Samoa und Südwestafrika zutage, in den anderen Kolonien sind Mischlinge kaum vorhanden. Auf Samoa waren die Rassenverhältnisse nachgerade auf einem Punkt angelangt, der ein längeres Zusehen ausschloß. Das hatte auch Dr. Solf wohl gewußt und darum gerade Samoa zur Aufrollung der ganzen Frage benutzt. Die gesamte weiße Bevölkerung auf Samoa beträgt 500 Köpfe, die Mischlingsbevölkerung rund 1000 Köpfe. Den 344 weißen Männern, die auf Samoa leben, stehen nur 98 weiße Frauen gegenüber, eine Reihe von Ansiedlern sind nämlich mit farbigen Frauen verheiratet und haben Mischlingskinder, die aber natürlich als Weiße zählen. Dies hat Zustände gezeitigt, die schwer heilbar sind. Wie tief das Mischlingswesen drüben schon eingewurzelt ist, hat sich vor zwei Jahren gezeigt. Ein Ansiedler wagte öffentlich gegen die Mischlingswirtschaft aufzutreten und seinen Landsleuten ins Gewissen zu reden. Die Folge war, daß die Mischlinge und leider auch von ihren farbigen Frauen aufgehetzte Weiße sich zusammenrotteten und den Weißen gelyncht hätten, wenn die Verwaltung ihm nicht in aller Stille aus dem Lande geholfen hätte. Kommentar überflüssig. Nicht ganz so schlimm, aber immerhin noch schlimm genug liegen die Verhältnisse in Südwestafrika. Dort gibt es 14 800 Weiße, 9000 Männer und 2800 Frauen, 47 Männer sind mit farbigen Frauen verheiratet, und zwar 12 mehr als am 1. Januar 1911. Mischlinge sind rund 1650 vorhanden, wobei die sogenannten „Bastards", die schon vor der deutschen Herrschaft als „Nation" aus Britisch-Südafrika eingewandert sind, nicht mitgezählt sind. Diese Mischlinge bilden eine schwere Gefahr für die Reinheit des Deutschtums in den Kolonien,

indem Ansiedler einfacherer Herkunft leicht in Versuchung kommen, Mischlingsmädchen, die sich häufig durch körperliche Reize auszeichnen oder, wie die Bastardmädchen, vermögend sind, zu heiraten und so allmählich farbiges Blut in die deutsche Rasse hinüberzuleiten. Wozu das im Laufe der Zeiten führen kann, dafür bieten die Portugiesen ein abschreckendes Beispiel. Nicht zum wenigsten der Rassenmischmasch, der unter den Portugiesen zu beobachten ist, war es, der das einst so mächtige portugiesische Volk dem Niedergang geweiht hat.

Sachlich irgend etwas über die Notwendigkeit reinlicher Rassenscheidung und das Verbot der Mischehen zu sagen, sollte eigentlich nicht notwendig sein einem Volk gegenüber, das ein gut Teil der Welt kolonisiert und dabei seine Rasse rein erhalten, sein Volkstum bewahrt hat. Man hat entweder Rassegefühl oder man hat es nicht. Denjenigen, denen es fehlt, und die dafür den lieben Gott verantwortlich machen wollen, indem sie auf die Gebote des Christentums hinweisen, sei gesagt, daß unser Herrgott verschiedene Rassen nicht zu dem Zwecke geschaffen hat, damit die Menschen sie vermischen. Daß die Reinhaltung der Rasse und des Volkstums die Grundbedingung jeder nationalen Kolonisation ist, sagt dem Gebildeten die Geschichte, dem einfachen Manne der gesunde Menschenverstand. Wer in doktrinärer Verblendung rein mechanisch die Forderungen des Christentums über diejenigen der Nation stellt, handelt nicht einmal im Interesse der christlichen Lehre, deren Hort gerade diejenigen Völker sind, die sich rein erhalten haben. Wer sendet denn vorzugsweise die Missionare aus? Doch wohl die Deutschen und Engländer! Sinken wir herab auf den Standpunkt der Portugiesen und gewisser südamerikanischer „Völker", so ist es vorbei mit der christlichen Mission.

Daß die Missionen mit dem Verbot der Mischehen nicht einverstanden sein würden, war vorauszusehen. Trotzdem hätte man wünschen mögen, daß die Zentrumspresse in ihren Angriffen gegen den Staatssekretär des Reichskolonialamts sich etwas Beschränkung auferlegt hätte. Es nützt ja doch nichts. Nach dem geltenden Rechte sind zweifellos Mischehen nicht zulässig, und wenn trotzdem solche geschlossen worden sind, so handelt es sich um Unkenntnis oder absichtliche Außerachtlassung der gesetzlichen Bestimmungen. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der Bundesrat sich zu einer Änderung des geltenden Rechtes zugunsten der Mischehen bereit finden lassen wird. Dazu gehört ein Antrag der Regierung, der nie gestellt werden wird. In Südwestafrika hat die Diffamierung der Mischehen übrigens bereits öffentlich-rechtlichen Charakter. Nach der Verordnung über die Selbstverwaltung sind von dem aktiven und passiven Wahlrechte Personen ausgeschlossen, die mit farbigen Frauen verheiratet sind oder mit solchen in wilder Ehe zusammenleben. Bedauerlich ist, daß auch die evangelischen Missionen sich dem vom Zentrum verfochtenen Standpunkte der katholischen Missionen angeschlossen haben. Der Ausschuß der deutschen evangelischen Missionen hat an Staatssekretär Solf eine Eingabe gerichtet, worin unter anderem erklärt wird, daß er, wenn auch Mischehen unerwünscht seien, doch ein gesetzliches Verbot einer legitimen Ehe zwischen einem weißen Manne und einer farbigen Frau mit der christlichen Schätzung der Ehe für schwer vereinbar hält. Der Missionsausschuß erklärt sich daher ausdrücklich gegen ein gesetzliches Verbot der Mischehen. Nun, auch bei uns gibt es genug Erscheinungen, die vor den Grundsätzen der christlichen Lehre weit weniger standhalten können, als das Verbot der Mischehen und zum

Teil als feste Institutionen die geistige und materielle Freiheit zahlloser Kulturmenschen viel stärker beschränken, als jenes Verbot diejenige einiger hundert Neger- oder Mischlingsfrauen, die nicht einmal recht verstehen, worum es sich handelt. Der Grundsatz, daß vor Gott alle Menschen gleich sind, läßt sich eben im sozialen Leben der Menschen praktisch nicht durchführen. Und wenn wir vom christlichen Standpunkt ausgehen, so müssen wir die Frage aufwerfen, ob nicht die Scheidung der Menschheit in verschiedene Rassen eine klarere und zwingendere göttliche Bestimmung erkennen läßt, als die später von Menschen eingeführte Institution der christlichen Ehe.

Der Solfsche Standpunkt in der Rassenfrage, an dem unter allen Umständen festhalten zu wollen, der Staatssekretär bei seiner Afrikareise mehrfach versichert hat, hat in den Kolonien selbst nachdrückliche Zustimmung gefunden. Die öffentlichen Körperschaften, in Südwest der Landesrat, in den anderen Kolonien die Gouvernementsräte, haben sich eingehend mit der Frage der Mischehen beschäftigt, diese einstimmig verurteilt und ihre Beschlüsse, die übrigens im einzelnen in interessanter Weise die besonderen Verhältnisse der betreffenden Kolonie widerspiegeln, der Regierung und den gesetzgebenden Körperschaften übermittelt. Es erscheint uns für ein koloniales Jahrbuch notwendig, diese Beschlüsse als wichtige Aktenstücke der Zeitgeschichte im Wortlaut hier festzuhalten.

Deutsch-Ostafrika: „Mit Rücksicht auf die Resolution des Reichstags betreffend die Schließung von Mischehen hält es der Gouvernementsrat für erwünscht, daß Maßnahmen getroffen werden, die geeignet sind, den Abschluß von Ehen zwischen Weißen und Farbigen zu verhindern, da nicht nur gegen Rassenmischung in illegitimer Form, sondern auch in legitimer Weise starke Bedenken bestehen."

Kamerun: „Der Gouvernementsrat erachtete es im Interesse der Ruhe und der Entwicklung des Schutzgebietes nicht für förderlich, dem Reichstagsbeschluß bezüglich der Mischehen Folge zu geben. Was die Mischlinge betrifft, so besteht für Kamerun zurzeit kein dringendes Bedürfnis nach der gesetzlichen Regelung ihrer Rechte, da ihre Anzahl zu gering ist. Doch stehen einer solchen Regelung keine grundsätzlichen Bedenken entgegen. Das Entstehen einer Mischehe erachtet der Gouvernementsrat für Kamerun jedenfalls nicht für erwünscht."

Togo: „Der Gouvernementsrat ersucht das Gouvernement dahin zu wirken, daß die Eingehung von Mischehen im Schutzgebiet unter allen Umständen unmöglich gemacht wird und hält eine Regelung des Rechtes derjenigen unehelichen Kinder, auf welche etwa das Bürgerliche Gesetzbuch zurzeit nicht Anwendung findet, für erwünscht."

Deutsch-Südwestafrika: „Der Landesrat bittet das Gouvernement, dafür eintreten zu wollen, daß alle bis zum Jahre 1905 abgeschlossenen Mischehen anerkannt werden, da, wo nach Beurteilung des zuständigen Bezirksrates das Leben der Eltern und die Erziehung der Kinder den allgemeinen Anforderungen an Sitte und Moral entspricht. Den Betroffenen soll eine diesbezügliche Bescheinigung gegeben werden, die ausspricht: der oder die soundso gilt als weiß. Es ist dafür zu sorgen, daß den als Weiße anerkannten Personen ihre Rechte gesetzlich garantiert werden.

Für die Zukunft ist jede Ehe zwischen Weißen und Eingeborenen aufs strengste zu verbieten. Der Landesrat sieht in einer weiteren Heiratserlaubnis zwischen Weißen und Eingeborenen eine direkte schwere Gefahr





für die weitere Entwicklung des Deutschtums, hält es auch nicht für ausgeschlossen, daß in solchem Falle eine Rückwanderung bester und schätzbarer Kolonistenelemente zu erwarten sein würde."

Deutsch-Neu-Guinea: Der Gouvernementsrat hat folgende Beschlüsse gefaßt:

„1. Die vorhandenen Ehen sollen als gültig in jeder Hinsicht anerkannt werden.

2. Ehen zwischen Eingeborenen und Europäern dürfen künftig nicht mehr abgeschlossen werden.

3. Die uneheliche Nachkommenschaft zwischen Europäern und Eingeborenen folgt der Rechtsstellung der letzteren.

4. Das Recht derjenigen unehelichen Kinder, auf welche etwa das Bürgerliche Gesetzbuch zurzeit nicht Anwendung findet, ist durch besondere Vorschrift dahin zu regeln, daß Alimentations- und Erziehungspflicht sichergestellt wird.

5. Der Gouverneur kann in besonderen Fällen einen Mischling für seine bürgerlichen Rechtsverhältnisse dem Europäer gleichstellen."

Samoa: „Der Gouvernementsrat beschließt, die Regierung zu bitten, dahin zu wirken, 1. daß die in Samoa bisher zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen geschlossenen Ehen durch eine gesetzliche Bestimmung für gültig erklärt werden, 2. daß künftig Ehen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen nicht geschlossen werden dürfen, 3. daß dem Gouverneur die Befugnis gegeben werde, im besonderen Falle einen unehelichen Mischling für seine bürgerlichen Rechtsverhältnisse den Weißen gleichzustellen, 4. daß die unehelichen Kinder aus Verbindungen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen einen Alimentationsanspruch gegen ihre Erzeuger erhalten."

Nachdem dergestalt die Rassenreinheit der deutschen Bevölkerung in den Kolonien sichergestellt ist, hat sich die Grundlage der Besiedlung und aller damit in Zusammenhang stehenden Erscheinungen des öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens wesentlich gebessert. Freilich wird das erst in späteren Jahren zu spüren sein. In Südwestafrika ist die Besiedlungsfähigkeit des Landes unbestritten. Die Besiedlung ist dort in vollem Gang, die Siedler haben sich zu Gemeinwesen zusammengeschlossen und bestimmen die Geschicke des Landes durch die mit Hilfe des Reiches geschaffene Selbstverwaltungsorganisation bis zu einem gewissen Grade selbst. Wenn auch eine Erweiterung der Befugnisse der Selbstverwaltungsorgane angestrebt wird, so haben die Siedler doch eingesehen, daß dies nicht von heute auf morgen geschehen kann, sondern nur Hand in Hand mit der Entwicklung der wirtschaftlichen und finanziellen Leistungsfähigkeit.

Anders in Ostafrika. Hier ist die Frage der Besiedlung heiß umstritten. Die Regierung schweigt sich ziemlich aus und hat auch im vorliegenden Jahresbericht über die Entwicklung der Schutzgebiete im Jahre 1911/12 die Besiedlung nur nebenbei berührt. Und zwar scheint sie etwas abwiegeln zu wollen. Es sieht fast so aus, als ob dem Staatssekretär die hoffnungsvollen Worte leid täten, die er im letzten Sommer in Moschi im Beisein des Gouverneurs an die Siedler richtete. Im amtlichen Jahresbericht ist nur gesagt, daß die Kleinsiedlungen, die sich nicht nennenswert weiter entwickelt hätten, immer mehr vom gemischten Betrieb zum reinen Pflanzungs- oder Viehzuchtbetrieb übergehen. Dabei wird konstatiert, daß diejenigen

Siedler, die bei gleichem Kapital und gleicher Arbeitskraft vor etwa vier Jahren ihre Tätigkeit begonnen haben, als Pflanzer heute nach Fertigstellung der Bahn zum Kilimandjaro ein wertvolles, stets realisierbares Besitztum ihr eigen nennen, während über den Viehzüchtern stets das Risiko eines Gesamtverlustes durch die unvermeidlichen Viehseuchen schwebt. Vom reinen Kleinsiedler mit gemischtem Betrieb bemerkt der Jahresbericht achselzuckend, daß er auch heute noch von der Hand in den Mund lebe und seine Besitzung im Krankheits- oder sonstigen Notfalle ebenso schwer verwerten, wie die Kosten einer etwaigen Erholungsreise und der dadurch notwendigen Vertretung aufbringen könne. Das Klima ist nämlich nach amtlicher Ansicht auch in den kühleren Hochländern keineswegs mit dem europäischen zu vergleichen. „Die tropischen Krankheiten sind durch die Höhenlage keineswegs ausgeschlossen. Daß insbesondere nervöse Herzerkrankungen häufig sind, dürfte erwiesen sein, nachdem in vier Jahren sechs Beamte in Moschi und Aruscha in der genannten Weise erkrankten. Abgesehen davon scheinen sich, wie man auch anderwärts bemerkt hat, Malaria und Rückfallfieber mit der fortschreitenden Kultivierung zu verbreiten; sie sind bereits in Höhe von 1400 Metern als endemisch nachgewiesen worden." Diesen wenig tröstlichen Feststellungen widersprechen anderseits die günstigen Berichte, die vom Ostafrikanischen Besiedlungs-Komitee verbreitet worden sind, widerspricht auch die Tatsache, daß eine Reihe von Ansiedlern mit ihren Familien seit Jahren in den Hochländern Ostafrikas, insbesondere am Kilimandjaro und Meru wohnt, gut fortkommt und sich wohl fühlt. Allerdings sind das mehr sogenannte „Gentleman-Farmer", nicht eigentliche Kleinsiedler. Aber wem soll man nun glauben? Der von Dr. Rohrbach in seinem letzten Rückblick vermißte Bericht Herrn v. Lindequists über seine Erkundungsreise zur Feststellung der Besiedlungsfähigkeit der ostafrikanischen Hochländer, der in der Zwischenzeit endlich herausgekommen ist, gibt keine exakte Auskunft darüber. Er ist ziemlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit als ein Heft der Schriften des Vereins für Sozialpolitik, die im allgemeinen nur zünftige Nationalökonomen in die Hand nehmen, und in etwas ungeeigneter Form erschienen. Er erinnert ein wenig an eine akademische Seminararbeit. Wer das Heft mühsam durcharbeitet, der gewinnt ja wohl den Eindruck, als ob die Ergebnisse der Expedition die Aussichten der Besiedlung bejahen wollten, aber direkt ausgesprochen ist das nicht, es sei denn, daß man den Schlußsatz der Schrift, der aber die wirtschaftliche Seite nicht berührt, so verstehen will: „Was vom tropischen Höhenklima von 1200—200 m theoretisch erwartet war, das hat die praktische Erfahrung an den dort ansäßigen Weißen bestätigt; die Männer haben ihre Leistungsfähigkeit, die Frauen ihre Gebärtüchtigkeit behalten, die heranwachsende nächste Generation ist körperlich, intellektuell und moralisch vollwertig geblieben. Anzeichen irgendwelcher Degeneration sind nirgends zu finden."

Es steht also noch Theorie gegen Theorie und den Theoretikern ist die bis jetzt vorhandene Beobachtungsreihe noch zu klein, sie trauen der Sache noch nicht recht. Auch die Regierung gehört dazu. Die Dernburgsche Abneigung gegen Besiedlungsideen hat eben bei der Kolonialverwaltung tief Wurzel geschlagen. Während seiner Amtszeit hat er zwar immer versichert, nichts gegen die Besiedlung zu haben, wenn die Siedler sich selbst helfen wollten. Vor einiger Zeit aber hat er sich ungeniert zur grundsätzlichen Gegnerschaft bekannt, wie sie ja auch in seiner und Herrn v. Rechen-





bergs praktischer Politik deutlich zum Ausdruck gebracht ist. Zum Verständnis der Geschichte der Besiedlung zur Zeit Dernburgs und zur Feststellung der historischen Wahrheit seien seine eigenen Worte hier wiedergegeben, die er gelegentlich einer Kontroverse der Zeitschrift „Kolonie und Heimat" schriftlich übermittelt hat:

„Es ist ein großer Unterschied zwischen dem, was man aus nationalen Gründen wünscht, und was sich aus ethnographischen (gemeint ist wohl anthropologischen?) und klimatischen Rücksichten erreichen läßt. Ich halte es heute noch für ein Verdienst, hierüber meinen Landsleuten klaren Wein eingeschenkt und dadurch manche kleinbürgerliche Existenz vor dem Untergang bewahrt zu haben. Diese Politik ist jedenfalls ehrlicher als die mancher meiner Gegner, die die Leute als „Kulturdünger" unter allen Umständen in die Kolonien verpflanzen wollen. Ein Staatsmann in verantwortlicher Stellung wird im zwanzigsten Jahrhundert derartige Experimente abzulehnen haben. Sie sind auch nach meinem Abgang nicht versucht worden."

Wir können nur hoffen, daß Dr. Solf diesen Standpunkt Dernburgs nicht teilt. Denn mit allzu großen Bedenklichkeiten kommen wir nicht weiter. Hätte Dernburg seinerzeit, wenigstens versuchsweise in geringem Umfang, die verschiedenen Formen der Besiedlung in Ostafrika gefördert, so hätten wir heute die erforderliche Beobachtungsreihe und könnten uns ein praktisch brauchbares Bild machen. So aber tappen wir nach wie vor im Dunklen. Aber geschehen muß doch schließlich etwas! Unbedingt müssen diejenigen Gebiete Afrikas, die sich einigermaßen dazu eignen, mit der Zeit, natürlich unter Beobachtung der erdenklichsten Vorsichtsmaßregeln, planmäßig besiedelt werden. Weder von den farbigen Rassen, noch vom Großkapital können unsere überseeischen Besitzungen voll ausgenutzt werden. Die Gefahr, daß dabei schwächere Existenzen als „Kulturdünger" untergehen, ist bei den heutigen Fortschritten der Tropenhygiene verhältnismäßig gering. Die Siedlungen der neueren Zeit beweisen dies. Und wirtschaftlich muß eben der Staat, der ein erhebliches Interesse an der Kultivierung der Kolonien hat, in der Übergangszeit etwas nachhelfen. Andere Völker haben dies längst begriffen. Wenn Chile und Südamerika so bedenklich gewesen wären, so lägen sie vielleicht heute noch im Urzustand. Nach obigen Dernburgschen Anschauungen dürfte kein „Staatsmann im 20. Jahrhundert" dulden, daß sich alljährlich Tausende in Bergwerken, chemischen Fabriken, Glasbläsereien usw. die Schwindsucht und den Tod holen. Der Fortschritt der Menschheit fordert eben Opfer, das ist immer so gewesen und wird immer so bleiben. Blühende deutsche Siedlungen in aller Herren Ländern zeigen dem, der aus der Geschichte der Kolonisation lernen will, daß es mit dem Großkapital allein nicht getan ist. Auch das Großkapital mit seinen Schöpfungen steht und fällt mit der lebendigen Arbeit des Menschen. Dasjenige Volk, das seine Kolonialgebiete nicht mit seinen Söhnen besetzt, wird eines Tages ausgeschaltet. Die Frage der Besiedlung ist eine Frage der Zukunft der Deutschen als Kolonialvolk. Bisher haben sie nur Fremden als Kolonisten gedient, und unter deutscher Flagge soll es nicht gehen? Man muß sich eigentlich wundern, welche Gemütsruhe die Kolonialverwaltung dabei entwickelt.

Das sind so die Lebensfragen der Kolonialpolitik, die nicht an das Jahr gebunden sind, die immer da sind und sich unter immer veränderten Gesichtspunkten darbieten, bis sie endlich spruchreif werden. Die Rassenfrage hat Dr. Solf gelöst, soweit sie durch menschliche Satzungen über-

haupt gelöst werden kann, und er hat sich damit ein dauerndes Verdienst um das deutsche Volk erworben. Wird er auch die Lösung des Besiedlungsproblems energisch in die Hand nehmen?

Die Entwicklung der einzelnen Kolonien ist ihren ruhigen Gang weiter gegangen, wie wir dies seit einigen Jahren gewohnt sind. Hervorstechendes ist nirgends vorgefallen. Ostafrika, Kamerun, Togo und Samoa haben allerdings neue Gouverneure erhalten, es erscheint aber nach Lage der Dinge fraglich, ob dieser Wechsel die Entwicklung der Verhältnisse auf politischem oder wirtschaftlichem Gebiet wesentlich beeinflussen wird, soweit ein Einfluß nicht schon von der Berliner Zentrale ausgeht. Ein Novum ist der fürstliche Gouverneur in Togo. Ob man sich dabei an maßgebender Stelle etwas besonderes gedacht hat, oder ob man sich nur die afrikanischen Erfahrungen des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, die allerdings weniger auf dem Gebiet der Verwaltung liegen, sichern wollte, ist schwer zu entscheiden. Einen tieferen Sinn hätte diese Maßnahme eigentlich nur in Südwest gehabt. Dort steht die weiße Bevölkerung im Begriff, durch die gut funktionierende Selbstverwaltung die Leitung der Geschicke der Kolonie nach und nach selbst in die Hand zu nehmen, und die Einsetzung eines deutschen Fürsten als Gouverneur oder, wenn man so sagen will, als „Vizekönig" hätte daher eine bestimmte symbolische Bedeutung.

Doch wir wollten von der Entwicklung der Kolonien im Berichtsjahr reden. Dr. Rohrbach hat im Vorjahr eine Übersicht über die Entwicklung des Handels der Kolonien in den letzten 10 Jahren gegeben. Wir können darauf verweisen und uns im übrigen darauf beschränken, in jeder Kolonie das Berichtsjahr mit dem vorhergegangenen zahlenmäßig zu vergleichen. Der gesamte Kolonialhandel, mit Ausschluß von Kiautschou, bietet folgendes Bild:

| | 1910 | 1911 |
|---|---|---|
| Einfuhr . . . . . . . . | 128,8 Mill. Mark | 142,2 Mill. Mark |
| Ausfuhr . . . . . . . . | 100,8 „ „ | 98 „ „ |
| Gesamthandel . . . . | 229,6 Mill. Mark | 240,2 Mill. Mark. |

Die einzelnen Kolonien beteiligen sich an diesem Ergebnisse, wie folgt:

| | 1910 | | 1911 | |
|---|---|---|---|---|
| | Einfuhr | Ausfuhr | Einfuhr | Ausfuhr |
| Ostafrika . | 38,7 Mill. Mark | 20,8 Mill. Mark | 45,9 Mill. Mark | 22,5 Mill. Mark |
| Kamerun . | 25,5 „ „ | 19,9 „ „ | 29,3 „ „ | 21,2 „ „ |
| Togo . . . | 10,8 „ „ | 7,2 „ „ | 9,6 „ „ | 9,3 „ „ |
| Südwestafr. | 44,3 „ „ | 34,7 „ „ | 45,3 „ „ | 28,6 „ „ |
| Deutsch-Neu-Guinea | 6,0 „ „ | 14,6 „ „ | 8,1 „ „ | 12,1 „ „ |
| Samoa . . | 3,5 „ „ | 3,6 „ „ | 4,0 „ „ | 4,3 „ „ |
| Zusammen | 128,8 Mill. Mark | 100,8 Mill. Mark | 142,2 Mill. Mark | 98,0 Mill. Mark |

Ostafrika bot im Berichtsjahr im allgemeinen ein Bild des Friedens und der Ruhe. Nur in den Landschaften um den Tanganjikasee, die in Rücksicht auf das stetige Vorrücken der Zentralbahn in neuerer Zeit mehr in den Kreis der Verwaltung gezogen werden, in Uha, Urundi und Ruanda, kamen kleine Unruhen vor, die aber das Wirtschaftsleben der Kolonie in keiner Weise beeinflußten. Auf politisch-organisatorischem Gebiet ist das Inkrafttreten der neuen Ausführungsbestimmungen der Verfügung des Reichskanzlers über die Bildung von Gouvernementsräten. Hiernach besteht der Gouvernementsrat aus drei amtlichen und fünf außeramtlichen Mitgliedern; letztere werden nebst fünf Stellvertretern durch den Gouverneur aus 30 in den verschiedenen Wahlkreisen des Schutzgebietes benannten deutschen Reichsangehörigen berufen.

Die Ereignisse des Jahres waren einerseits die Fertigstellung der Nordbahn bis zum Kilimandjaro, andererseits die Ernennung des neuen Gouverneurs und der Besuch des Staatssekretärs Solf. Daß die Eisenbahn dem Kilimandjarogebiet erst recht einen erfreulichen Aufschwung bringen wird, ist für den klar, der je die Statistik Ostafrikas aufmerksam gelesen hat. Wo vorzugsweise Europäer arbeiten, geht die Aufwärtsbewegung flott vor sich. Lehrreich ist dafür ein Vergleich der Handelszahlen von Tanga und Daressalam in den letzten 10 Jahren. Hoffentlich bleibt die Nordbahn nicht allzulange am Kilimandjaro stehen, sondern wird bald nach dem Victoriasee weitergeführt. Die Konkurrenzbahn, die englische Ugandabahn, hat nämlich in neuester Zeit den Höhepunkt ihrer Leistungsfähigkeit erreicht; am Victoriasee lagern bedeutende Mengen von Gütern, die nicht befördert werden können, weil die Ugandabahn überlastet ist. Der Bau der Zentralbahn schreitet rasch vorwärts, er hat im Berichtsjahre Tabora, die alte Handelsstadt, erreicht und im Jahr 1914 wird voraussichtlich der Tanganjika den Pfiff der Lokomotive hören. Ob uns freilich die große Zentralbahn so rasche wirtschaftliche Erfolge bringen wird, wie dies eine Nordbahn nach dem Victoriasee getan hätte, erscheint sehr fraglich. Wir müssen uns wohl vorläufig mit dem Bewußtsein trösten, die ersten am Tanganjika zu sein.

Über die Wirksamkeit des Gouverneurs Schnee läßt sich noch nicht viel sagen. Es ist aber anzunehmen, daß auch er von dem Besuche des Staatssekretärs profitieren wird, der erfreulicherweise das unter Dernburg verloren gegangene vertrauensvolle Verhältnis zwischen Kolonie und heimischer Verwaltung wieder hergestellt hat. Über die Wirksamkeit des früheren Gouverneurs v. Rechenberg wollen wir den Mantel christlicher Liebe breiten. Herr v. Rechenberg war ein sehr fähiger Beamter und dabei ein aufrechter Mann. Aber er kam mit vorgefaßten Meinungen und hielt allzu starr daran fest. Ein Mann mit solchen Anschauungen über die wichtigsten Fragen der Kolonialpolitik, Besiedlung und Eingeborenenpolitik paßt nicht zum Kolonialbeamten. Am richtigen Platze hätte er Hervorragendes leisten können, als Gouverneur mußte er mit der weißen Bevölkerung naturnotwendig in unheilbaren Konflikt geraten.

Auf wirtschaftlichem Gebiet ist nichts besonderes zu verzeichnen. Die Ernte des Jahres war verhältnismäßig gut, wie ja auch aus der erfreulichen Steigerung der Handelsziffern hervorgeht. Bemerkenswert ist die Feststellung, daß an der Gesamtausfuhr, die nach Abzug der Produkte der Bergwerks- und gewerblichen Tätigkeit rund 20 Millionen beträgt, die Erzeugnisse europäischer Produktion und diejenigen der Produktion und Sammeltätigkeit der Eingeborenen mit je 10 Millionen Mark beteiligt sind. Also

rund 3000 Europäer haben ebensoviel Werte über ihren persönlichen Bedarf hinaus erzeugt, wie Millionen Eingeborener. Was brauchen wir weiter Zeugnis für die Besiedlung?

Leider ist zu befürchten, daß das kommende Jahr ein minder gutes Ergebnis zeitigen wird, da die Rinderpest zurzeit wieder einmal in der Kolonie wütet und wie man hört, schon ungeheuren Schaden angerichtet hat.

Kamerun steht natürlich unter dem Eindruck der Neu-Erwerbungen, die in verschiedener Hinsicht eine völlige Verschiebung der Grundlagen der Verkehrspolitik bedingen. Und zwar läßt sich im Augenblick noch nicht einmal etwas Abschließendes sagen. Soviel scheint nur festzustehen, daß drei Linien das künftige Rückgrat des Verkehrs der Kolonie bilden dürften: eine Nordbahn nach Adamaua, die Mittellandbahn, die bis zum Ubangi weiterzuführen wäre, und eine Südbahn, die das Stromsystem des Ssanga-Dscha mit der Küste verbindet, von welchem Hafen aus, ist noch nicht klar. Über die wirtschaftliche Erschließung Neu-Kameruns sich den Kopf zu zerbrechen, hat keinen Zweck, ehe nicht die Besitzverhältnisse genau geregelt und die Verkehrsbedingungen festgestellt sind, denn das neue Gebiet liegt über 1000 Kilometer von der Küste entfernt. Einstweilen wird uns nichts anderes übrig bleiben, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie bisher gingen.

Im Wirtschaftsleben der Kolonie hat sich im Berichtsjahre nichts Besonderes zugetragen. Nach wie vor ist der Kautschuk das Rückgrat der ganzen Wirtschaft, er steht mit rund 11 Millionen Mark Ausfuhrwert an der Spitze, dann kommen Palmkerne mit 4,2 Mill., Kakao mit 3,3 Mill. und Palmöl mit 1,4 Mill. Mark. Beim Kautschuk handelt es sich übrigens nicht, wie in Ostafrika, vorwiegend um Plantagenkautschuk, sondern um Sammelkautschuk, d. h. um wildgewonnenen Kautschuk. Die Plantagenwirtschaft spielt in Kamerun, verglichen mit Ostafrika, noch eine bescheidene Rolle, alles dreht sich, namentlich in Südkamerun, um Kautschuk, den der Urwald in unerschöpflichen Mengen hervorbringt. Und wenn gelegentlich behauptet worden ist, mit dem wilden Kautschuk werden wir in absehbarer Zeit am Ende sein, so ist das ein Irrtum. Er wächst sogar, wie seit Jahren beobachtet wird, in den Gegenden nach, wo früher bei der Gewinnung keinerlei Rücksicht auf die Pflanzen genommen wurde. Und seit geraumer Zeit werden jetzt die Eingeborenen angehalten, im eigenen Interesse vorsichtiger zu verfahren. — Übrigens macht auch die Plantagenwirtschaft ganz gute Fortschritte. Unter anderem scheint der Tabakbau gut einzuschlagen. Vom kolonialwirtschaftlichen Komitee wurde ein Pflanzer prämiiert, der einen in Bremen sehr günstig beurteilten Tabak auf den Markt brachte. Die Zigarren, die daraus hergestellt wurden und in den Handel kommen, haben gute Aufnahme gefunden. Sie sind in der Tat recht rauchbar und nicht zu verwechseln mit den Bibundi- und Neu-Guinea-Zigarren seligen Angedenkens, von denen sich der Gast mit Grausen wandte....

Togo hat im Vorjahre Pech gehabt; die Landungsbrücke stürzte bei besonders hohem Seegang ein und dadurch wurde im Berichtsjahre der Verkehr in unangenehmer Weise gehemmt. Es ist zwar eine Notbrücke hergestellt worden, diese vermag aber nicht ganz die eingestürzte zu ersetzen. Die neue Landungsbrücke soll Anfang 1914 fertig werden. — Die wirtschaftlichen Ergebnisse des Jahres 1911 sind recht zufriedenstellend; die Ausfuhr hat eine überraschende Steigerung erfahren, woran vorwiegend die Produktion

von Palmöl und Palmkernen beteiligt ist. Palmöl wurde für 1 688 205 Mark ausgeführt, gegen 1 232 604 Mk. im Jahr 1910, Palmkerne für 3 578 698 Mark, gegen 2 033 987 Mk. im Jahre 1910. Diese Steigerung wird, neben anderen mehr zufälligen Ursachen, hauptsächlich auf die Wirkung der Eisenbahnen zurückgeführt. Um so mehr sollte man den Eisenbahnbau nicht ruhen lassen, denn im tieferen Hinterlande, namentlich in dem gut entwickelten Bezirke Sokode-Bassari sind bereits Ausfuhrwerte vorhanden: Baumwolle, Kapok, Kautschuk und Erdnüsse. Reis, Schibutter, Palmöl, Palmkerne versprechen gute Aussichten. Außerdem erscheint es nach einem amtlichen Berichte des Bezirks bedenklich, wenn jene Bezirke zu lange außerhalb des Verkehrs bleiben, denn es macht sich bei den Eingeborenen die Neigung zur Abwanderung nach der höhere Verdienstmöglichkeiten bietenden englischen Gold-Küstenkolonie geltend. Der Baumwollbau, der im Jahr 1910/11 zurückgegangen war, hat sich, wie zu erwarten war, wieder gehoben; er hat 2103 Ballen erbracht, 80 mehr als bei der bis jetzt dagewesenen Höchsternte des Jahres 1907/08. Auch der Kakaobau macht Fortschritte, das Berichtsjahr hat eine Erhöhung der Produktion um 75 vom Hundert gebracht.

In Südwestafrika ist der Neubau der Verbindungsbahn Karibib-Windhuk, der Endstrecke der früheren „Staatsbahn" und die Nord-Südbahn Windhuk—Keetmanshoop fertig geworden und damit das Eisenbahnnetz der Kolonie auf absehbare Zeit ausgebaut. Ob man bald an eine Stichbahn nach Norden, nach dem Amboland denken kann, ist fraglich. Wünschenswert wäre es, damit endlich dieses aussichtsvolle Gebiet erschlossen würde. Im vorliegenden amtlichen Jahresberichte wird noch geklagt, daß sich die Ovambo-Häuptlinge gegenüber wirtschaftlichen Bestrebungen, Handelsstationen u. dgl. ablehnend verhalten. Solange wir keine rasche Verkehrsmöglichkeit in das Amboland haben, wird angesichts unserer sehr zusammengeschmolzenen Schutztruppe nicht viel zu machen sein.

Die einzigen Ausfuhrwerte der Kolonie sind bis jetzt Produkte des Bergbaues: Kupfererze, Blei und Diamanten. Der Rückgang der Ausfuhr im Jahre 1911 ist nicht überraschend gekommen, denn man wußte schon lange, daß in diesem Jahr die Diamantenproduktion erheblich zurückgegangen war — von 26,9 Mill. Mark auf 23 Mill. Mark — weil die Förderer bei den bis dahin erhobenen Bruttoabgaben nicht mehr bestehen konnten und eine Reihe von Diamantgesellschaften deshalb den Betrieb einstellten. Mußte man es so weit kommen lassen? Wir sind der Ansicht, daß die Regierung hier einen großen Fehler begangen hat. Vom Gouvernement hätte man etwas mehr Beweglichkeit und Entschlußfähigkeit erwarten können. Als man in Windhuk sah, wohin die Dinge trieben, mußte das Gouvernement entweder selbständig durch eine Notstandsverordnung, die den Förderern provisorisch eine Verringerung bzw. Stundung der Abgaben gewährte, den Betriebseinstellungen steuern, oder wenn es sich dazu nicht verstehen konnte, durch energische Vorstellungen in Berlin eine solche Maßnahme erzwingen. Wozu haben wir denn Telegraphen? Dadurch, daß das Gouvernement untätig zusah, ist viel Geld verloren gegangen, der Regierung durch den Abgabenausfall, den Förderern durch mangelnde Einnahmen und Geschäftsstörung, den Aktionären durch Kursstürze und Dividendenausfall. Außerdem verloren viele Angestellte ihren Verdienst, und das wirkte wieder, wie in dem amtlichen Jahresbericht zugegeben wird, ungünstig auf das Geschäftsleben im allgemeinen zurück. Das alles hätte sich vermeiden lassen.

Nun, Staatssekretär Solf hat die Angelegenheit sofort nach seinem Amts-

antritt energisch in die Hand genommen und konnte schon bei seiner Afrikareise den Südwestafrikanern bestimmte Vorschläge unterbreiten. Jetzt ist bereits die frühere Bruttoabgabe durch kaiserliche Verordnung vom 30. Dezember 1912 in eine Nettoabgabe umgewandelt, und zwar mit Rückwirkung vom 1. Januar 1912. Die Steuer beträgt 66/100 der Betriebseinnahme, vermindert um 70/100 der Betriebskosten. Der Betrag, den die Förderer als Ersatz für die bis zur Verleihung des Abbaurechts gemachten Aufwendungen den Betriebskosten zuschlagen dürfen, beläuft sich auf 2,50 Mk. für jedes Gramm der in den Südfeldern und 10 Mk. für jedes Gramm der in den Nordfeldern gewonnenen Diamanten. Die Förderer dürfen 10 % Zinsen aus dem jeweils nicht abgeschriebenen Werte der dem Abbaubetrieb dienenden Gegenstände den Betriebskosten hinzurechnen. Damit ist den von den Förderern geäußerten Wünschen in vollem Umfange Rechnung getragen worden.

Die Skala, nach der die Steuer erhoben wird, ist folgende:

| | Steuer: | |
|---|---|---|
| bei Betriebskosten in Prozenten des Erlöses | in Prozenten des Erlöses | also in Prozenten des Betriebsgewinns |
| 5 | 62,5 | 65,76 |
| 10 | 59 | 65,55 |
| 15 | 55,5 | 65,30 |
| 20 | 52 | 65 |
| 30 | 45 | 64,26 |
| 45 | 34,5 | 32,72 |
| 50 | 31 | 62 |
| 60 | 24 | 60 |
| 65 | 20,5 | 58,52 |
| 70 | 17 | 56,66 |
| 75 | 13,5 | 54 |
| 80 | 10 | 50 |
| 85 | 6,15 | 43,33 |
| 90 | 3 | 30 |
| 95 | 0 | 0 |
| 100 | 0 | 0 |

Sobald die Unkosten mehr als 90 % des Erlöses betragen, ist keine Steuer mehr zu entrichten. Infolge der Umwandlung haben in Zukunft fast alle Diamantunternehmungen weniger Steuer zu entrichten als bisher; eine Ausnahme macht nur die Koloniale Bergbau-Gesellschaft, bei der der Abbau so rentabel ist, daß sie 2400 % Dividende im letzten Jahre ausschüttete. Diese Gesellschaft wird unter dem neuen System höhere Summen an den Fiskus zahlen müssen, als bisher.

Wie auf diese Weise die Diamantengewinnung auf eine gesündere Grundlage gestellt ist, so steht auch eine Gesundung der Diamantenverwertung in naher Aussicht. Die Diamantenregie wird, wie der Staatssekretär jüngst im Reichstag angekündigt hat, insofern reorganisiert werden, daß den Förderern ein paritätischer Anteil an der Geschäftsführung eingeräumt wird. Außerdem soll der Handel nicht wieder einfach dem Antwerpener Händlersyndikat überwiesen, sondern in freiem Wettbewerb auch den deutschen Interessenten zugängig gemacht werden. Diese können dann zeigen, ob sie fähig sind, den deutschen Diamanten mit der Zeit einen eigenen Markt zu schaffen.

Die Farmwirtschaft entwickelt sich stetig, wenigstens was die Vermehrung des Viehbestandes anbelangt, sonst ist ihre Lage nicht gerade an-

genehm. Sie leidet erheblich unter Geldmangel und kommt infolgedessen nicht zur Verbesserung ihrer Betriebseinrichtungen, zur besseren und rationelleren Ausnützung von Grund und Boden durch Wassererschließung, Melioration, zur Verbesserung der Qualität ihres Viehes durch Anschaffung von hochgezüchtetem Zuchtvieh usw. Diese Klage ist nicht neu. Sie war schon nicht mehr neu als seinerzeit Dernburg in Südwest war. Dernburg hat damals Abhilfe durch Schaffung eines öffentlichen Kreditinstituts für die Farmwirtschaft versprochen; bei diesem Versprechen ist es aber geblieben. Eigentlich ist die ganze Angelegenheit ziemlich kläglich. Die Farmwirtschaft ist das Rückgrat der ganzen Wirtschaft von Südwest, trotz der Diamanten. Das weiß und erkennt die Kolonialverwaltung auch an. Trotzdem vermochte sich Dernburg nicht dazu zu entschließen, von Staatswegen ein Kreditinstitut zu schaffen, wie es sonst in jedem Agrarstaat selbstverständlich ist. Als ob das Reich nicht in der Lage wäre, die Verzinsung für ein paar Millionen zu garantieren! Was mit Dernburgs großkapitalistischen Erschließungsmethoden nicht zu lösen war, das blieb ungelöst; für kleine Leute — und dazu gehören nach den Begriffen der Großfinanz auch die Großfarmer — hatte dieser eben kein Interesse; er rief ihnen mehr als einmal zu: „Hilf Dir selbst!“ Die Kolonialverwaltung hat zwar damals eine Kommission aus Mitgliedern der Großfinanz zum Studium der Frage gebildet. Das war — gerade herausgesagt — eine Farce. Jeder, der einigermaßen im Wirtschaftsleben steht, hätte ihm im voraus sagen können, daß ein landwirtschaftliches Kreditinstitut, zumal in Südwestafrika, wo man noch gar keine rechten Beleihungsgrundlagen hat, kein Objekt für Großbanken ist. Abgesehen von der Kleinheit des Objekts — was sind zwei bis drei Millionen für die Großbanken? — kann der südwestafrikanische Farmer noch keine bankmäßige Sicherheit bieten. Sollte das Dernburg, der gewiegte Finanzier, nicht gewußt haben? Auch hier kam Staatssekretär Solf als Retter in der Not. Ein staatliches Kreditinstitut, das den Farmern Meliorationskredit verschaffen wird, ist in Vorbereitung.

Noch eine andere Sorge beschäftigt die Südwestafrikaner. Bald wird die Farmwirtschaft in die Lage kommen, ihren Viehüberschuß verwerten zu müssen, aber noch weiß sie nicht wie. Die Parole ist Fleischausfuhr nach dem Mutterland. Man kann sich denken, daß das der heimischen Landwirtschaft nicht angenehm ist. Sie hat bis jetzt unter der Fiktion, daß die heimische Landwirtschaft in der Lage sei, Deutschland ausreichend mit Fleisch zu versorgen, fremdes Vieh von unseren Grenzen ferngehalten. Nun kommen die Südwestafrikaner und wollen als deutsche Landwirte, die sie sind, ihr Fleisch im Mutterland absetzen. Natürlich wird die Farmwirtschaft versuchen, noch andere Absatzquellen zu finden, aber im Notfall hält sie sich eben ans Mutterland, und darin hat sie recht. Das Deutsche Reich wird gut tun, sich beizeiten an den Gedanken einer Fleischeinfuhr aus Südwest zu gewöhnen. Einstweilen aber kann man den Südwestafrikanern nur raten, sich zunächst einmal, solange der Überschuß noch klein ist, selbst zu helfen. Noch figurieren Fleisch- und Fleischwaren mit 170 000 Mk., Fleischkonserven mit über 700 000 Mk., Butter mit 221 000 Mk., sonstige tierische Fette mit 611 000 Mk., Käse mit 186 000 Mk., sonstige tierische Nahrungsmittel mit 452 000 Mk. in der Einfuhrstatistik. Das sind zusammen 2 340 000 Mk. für Waren, die zweifellos im Lande selbst produziert werden könnten, nicht im gewerblichen Betrieb, sondern im Hause, auf der Farm. Es ist z. B. technisch leicht möglich, Fleischkonserven im

kleinen herzustellen, die Einrichtungen dazu kann sich jeder Farmer für wenig Geld anschaffen. Das überschüssige Vieh wird geschlachtet, in der Küche zu Büchsenfleisch, Rauchfleisch, Wurst usw. verarbeitet und im genossenschaftlichen Wege oder direkt an den größeren Plätzen der Kolonie abgesetzt. Allmählich gewinnt der Farmer an Erfahrung auf diesem Gebiete, vervollkommnet seinen Betrieb oder tut sich mit Nachbarn zusammen und das landwirtschaftliche Gewerbe, das vermöge seiner Billigkeit auf dem Markte konkurrieren kann, ist fertig. Mit der Zeit haben solche Produkte aus Südwest daheim Anklang gefunden, der Militärfiskus kauft sie und die südwestafrikanische Farmwirtschaft ist einen großen Teil der Sorge los. Alles andere wird sich mit der Zeit zwanglos finden und unsere Landsleute in Südwest können ruhig sein, ihrem Fleisch wird in der Heimat die Tür nicht zugemacht.

In Deutsch-Neu-Guinea hat es auch im Berichtsjahr die üblichen paar Strafexpeditionen gegen unbotmäßige Eingeborene gegeben. Der Südseeinsulaner, der im wesentlichen noch im Kulturstadium der Steinzeit lebt, hat eben noch nicht ganz begriffen, daß er nicht mehr nach Belieben rauben, morden und Menschen fressen darf, und das wird noch manches Jahr so bleiben. Allzu tragisch darf man diese Unruhen, die immer nur ganz lokaler Natur sind, nicht nehmen. Trotzdem ist die Vergrößerung der Polizeitruppe, wie sie der Etat für 1913 vorsieht, zu billigen.

Auf dem Gebiet der Verwaltung sind im übrigen irgendwelche Änderungen von Belang nicht zu verzeichnen.

Im Wirtschaftsleben sind merkbare Fortschritte zu beobachten insofern, als verhältnismäßig viel Land zu Pflanzungszwecken von der Regierung abgegeben wurde. Mehr und mehr wendet man sich der Kokoskultur zu, während die Kautschukkultur zurückgeht. Dafür hat man mit dem Reisbau gute Erfolge erzielt.

An erster Stelle als Ausfuhrprodukt steht mit 6,6 Mill. Mark Phosphat und dieses Produkt ist auch daran schuld, daß die Ausfuhr im Berichtsjahr um 2,5 Mill. Mark zurückgegangen ist. Dieser Rückgang ist aber wohl nur vorübergehend, bedingt durch ungünstige Regenverhältnisse, die das Trocknen des Phosphats erschwerten. Mittlerweile hat die Pacific-Phosphate Co. mehrere große Trockenschuppen gebaut, die sie unabhängiger machen von den Witterungsverhältnissen. An zweiter Stelle kommt Kopra, sonst überhaupt das wichtigste Produkt der Südsee, mit 4,5 Mill. Mark. Vom Phosphat abgesehen, das einen Ausfall von rund 3 Mill. Mark brachte, ist im ganzen eine kleine Aufwärtsbewegung der Ausfuhr zu konstatieren. Die Einfuhr ist um über 2 Mill. Mark gestiegen, so daß das Gesamtergebnis nur wenig hinter dem des Vorjahres zurückblieb.

Auf Samoa ist das wichtigste Ereignis, der Tod des alten Oberhäuptlings Mataafa, ohne nachteilige politische Folgen geblieben. Die Würde des Alii Sili — des Oberhäuptlings — ist eingegangen, und die Samoaner haben sich damit abgefunden. Somit sind die schweren Streitigkeiten, die es sonst sicher wegen der Nachfolgerschaft gegeben hätte, vermieden worden. Erfreulich im Sinne des Deutschtums ist sicherlich die Verfügung des Gouverneurs, daß nur noch deutschsprechende Personen Mitglieder des Gouvernementsrats werden können. Es hat früher schweres Ärgernis erregt, daß der Gouvernementsrat ein Mitglied aufwies, das nur englisch konnte. Das Verbot der Mischehen, das auf Samoa zuerst erging, ist schon weiter oben erwähnt.

Der Handel der Kolonie hat einen bemerkenswerten Aufschwung zu verzeichnen, um 856000 Mk. bei der Ausfuhr, 604000 Mk. bei der Einfuhr. An erster Stelle als Ausfuhrprodukt steht Kopra mit 3,6 Mill. Mark, an zweiter Stelle Kakao mit 770000 Mk. (im Vorjahr 555000 Mk.). Zum erstenmal erscheint Kautschuk in der Ausfuhrstatistik, und zwar mit 13000 Mk. Die Kautschukpflanzungen beginnen also allmählich Erträge abzuwerfen.

Ein lebhafter Aufschwung ist — nicht zum wenigsten dank der rührigen Arbeit der Marineverwaltung — in Kiautschou im letzten Berichtsjahre (Oktober 1911 bis September 1912) zu verzeichnen gewesen. Die Revolution in China hat der Kolonie nicht, wie erst befürchtet wurde, geschadet, sondern sogar genützt. Das Vertrauen, das man uns Deutschen in einsichtigen Kreisen des Reiches der Mitte entgegenzubringen beginnt, hat insofern Früchte getragen, als während der Revolution 10—12000 Chinesen, meist begüterte Leute, in unserer Kolonie Zuflucht gesucht haben. Viele von ihnen wollen sich dauernd niederlassen und haben teilweise bereits kaufmännische und gewerbliche Betriebe aufgemacht.

Der Außenhandel der Kolonie hat sich dementsprechend gut entwickelt; er belief sich auf rund 180 Mill. Mark gegen 139 Mill. im Vorjahre. Davon entfielen auf die Ausfuhr 74 Mill. Mark (64,6 Mill. im Vorjahre), auf die Einfuhr 106 Mill. Mark (74½ Mill. im Vorjahre). Die Einnahmen des chinesischen Seezollamts in Tsingtau stiegen von 3920000 Mk. auf 4218000 Mark. Der deutsche Anteil (20 vom Hundert) belief sich demnach auf 844000 Mark gegen 784000 Mk. im Vorjahre.

Inzwischen ist die in den letzten Jahren zur Hälfte mit deutschem Kapital gebaute chinesische Nord-Südbahn von Tientsin nach Poukou, die die deutsche Schantungbahn in Tsinanfu trifft, fertig geworden. Durch diese Linie wird der Wirkungsbereich der Schantungbahn erheblich erweitert und deren Verkehr zweifellos sehr gesteigert werden. Außerdem hat Tsingtau dadurch eine direkte Bahnverbindung mit Deutschland erhalten, was für den Personen- und Postverkehr von ungeheurer Wichtigkeit ist.

Im ganzen können wir auf die Entwicklung unserer Kolonien mit Befriedigung blicken. Auf wirtschaftlichem Gebiete wenigstens geht es stetig vorwärts. Und ziehen wir die kulturellen Fortschritte durch Sicherstellung der reinlichen Rassenscheidung und Übergewichts des Deutschtums in den Kreis unserer Betrachtung, so müssen wir erst recht tiefe Befriedigung empfinden, um so mehr, da wir wissen, daß der neue Staatssekretär ausgesprochen die Verlegung des Schwergewichts der Verwaltung in die Kolonien selbst anstrebt, also Dezentralisation und Weiterentwicklung der Selbstverwaltung.

Besondere Hervorhebung verdient noch Dr. Solfs koloniales Eisenbahnprogramm, das er jüngst gelegentlich eines parlamentarischen Abends entwickelt hat. Die beiden Hauptthesen dieses Programms sind: 1. Es ist auf dem Gebiete des kolonialen Eisenbahnbaues noch viel zu tun übrig, 2. wir nützen unsere Kolonialbahnen nicht richtig aus. Erstere Feststellung zeigt, daß der Staatssekretär an Großzügigkeit auf diesem Gebiet nicht hinter Dernburg zurückbleiben will. Nicht minder erfreulich ist die zweite Feststellung, die eine wertvolle Erkenntnis bedeutet, wenigstens im Schoße der Kolonialverwaltung. In unabhängigen kolonialen Kreisen war man sich schon lange darüber klar, daß manche Kolonialbahnen in erster Linie zur raschen Verzinsung des Anlagekapitals, zur Erzielung eines günstigen Etats gebaut zu sein schienen, nicht zur Entwicklung des Verkehrs.

Herr Dr. Solf denkt anders: ,,Gewiß, eine gute Rente ist etwas Schönes, und doch ist sie kein Maßstab dafür, ob die Bahn ihren Zweck erfüllt. Dafür ist die Größe des Verkehrs maßgebend. Der Verkehr ist der zuverlässigste Gradmesser für die Entwicklung des Wirtschaftslebens. Lebhafter Verkehr bedeutet blühende Wirtschaft, und der Wirtschaft zu dienen ist die Aufgabe der Bahn. Dem Kolonialpolitiker ist es lieber, eine Bahn hat eine Million Tonnen Güterverkehr und wirft nur ein Prozent Rente ab, als daß sie mit 100 000 Tonnen vier Prozent Zinsen erzielt. Was an unmittelbarer Rente eingebüßt wird, wird reichlich gewonnen an der zunehmenden Entwicklung der Gesamtwirtschaft.'' Das sind goldene Worte, die festgehalten zu werden verdienen.

Dernburg hat den Kolonien durch seine Beziehungen zum Großkapital den für die Anlage eines großzügigen Verkehrsnetzes so notwendigen Kredit verschafft, und das soll ihm unvergessen bleiben. Dr. Solf hat nicht nur in glücklichster Weise dieses Erbteil zu vermehren, sondern außerdem verstanden, zwischen Mutterland und Kolonien wieder ein vertrauensvolles Verhältnis zustande zu bringen und die Grundlagen zu schaffen für die Entwicklung eines gesunden deutschen Volkstums. Er hat die Kluft überbrückt, die in den letzten Jahren zwischen dem Volksempfinden und der amtlichen Kolonialpolitik gähnte. Das sind ideelle Fortschritte, uns aber will es scheinen, daß sie noch reichere Früchte tragen werden als die materiellen, die wir Dernburg verdanken.

---

# Die Fortschritte in der geographischen Erschließung unserer Kolonien seit 1911.

Von Professor Dr. **Max Eckert** in Aachen.

Im ersten Augenblicke mag es scheinen, als ob die Fortschritte auf geographischem Gebiet im letztverflossenen Jahre nicht so bedeutend wären. Geht man aber den einzelnen Berichten nach, so erkennt man gar bald, daß die fortschreitende Forschungs- und Aufklärungsarbeit die geographischen Kenntnisse der Kolonien nicht bloß erweitert, sondern auch vertieft hat. Neue Expeditionen verbessern das Kartenbild von Jahr zu Jahr, neue Reisen geben uns ein immer sichereres Bild des orographischen Aufbaus, des Klimas, der Tier- und Pflanzenwelt und vor allem der Völker der Schutzgebiete. Die neuen Forschungsunternehmungen lassen im Unterschied zu den früheren hauptsächlich erkennen, daß die geographische Forschung nicht bloß Selbstzweck, sondern auch Mittel zum Zweck ist. Die praktische Bewertung der Ergebnisse spielt heute bei der mächtigen Entwicklung der Industrie und des Verkehrs eine viel wichtigere Rolle wie ehedem. Erfreulich ist es darum, daß sich die neueren Forschungsreisenden einer größeren Beobachtung wirtschaftlicher Verhältnisse befleißigen als die älteren, was sich aus den zahlreichen Nachrichten über Bodenanbau und Kultur der erkundeten Gebiete ergibt.

Wie im vergangenen Jahre stand noch in diesem Jahre **Kamerun** im Brennpunkte des Interesses. Während ich aber in meinem vorjährigen Bericht noch von spärlichen französischen und deutschen Literaturquellen bezüglich der Kenntnis von Neukamerun sprach, ist es in diesem Jahre etwas besser geworden. Ende Juli 1912 erschien eine umfangreiche Veröffentlichung des Reichskolonialamtes über Neukamerun. Der durch seine Kameruner Reisen bekannte F. Hutter gab auf Grundlage dieser und wichtiger französischer Veröffentlichungen einen guten Überblick über Neukamerun in Hettners „Geographischen Zeitschrift".

Das neukameruner Gebiet hat dem alten Kartenbild von Kamerun eine so veränderte Gestalt gegeben, daß nur noch der nordwestliche Grenzsaum etwas an das alte Kamerun gemahnt. Wir haben uns schon völlig daran gewöhnt, von „Neukamerun" zu reden; wohl wird damit der Neuerwerb bezeichnet, nicht aber ein Gebiet mit landschaftlicher Sonderstellung, das bestimmte andere geographische Werte gegenüber dem alten Gebiet besitzt. Ich im speziellen halte den Landerwerb Kameruns nach dem Kongo hin noch nicht für abgeschlossen und physikalisch beruhigt, und so dürfte dereinst bei einem Neuerwerb der Name „Neukamerun" von selbst verschwinden. Bis dahin müssen wir wohl oder übel mit ihm noch auszukommen suchen.

Neukamerun ist weder geographisch noch geologisch und weder floristisch noch faunistisch ein Sondergebiet, sondern steht in engstem Zusammenhange mit den anliegenden Landschaftsteilen von Altkamerun. Höchstens könnte der Ssangazipfel als ein besonderes Landschaftsgebiet betrachtet werden, zuletzt aber partizipiert er an dem großen Urwaldgebiet, das in Westafrika nördlich bis zum vierten Grade reicht. Die Landschaftsstriche nördlich dieses Grades sind direkte östliche Erweiterungen des alten Kamerungebietes, zeigen die gleichen Hochplateaus und Tiefebenlandschaften. Hüben wie drüben herrschen Gneise und Granite vor, die im Norden unter alluviale Sande und Lehme untertauchen. Der vierte Breitengrad scheidet in Alt- und Neukamerun und weiterhin bis nach Osten fast bis zum großen Seengebiet die reinen Grassteppen, Parklandschaften, lichten Dornbuschwälder des Nordens mit der ihr zugehörigen Tierwelt des Sudans von dem im Süden sich weit ausdehnenden Urwaldgebiet und der zoologischen Guinea-Kongozone. In klimatischer Beziehung bildet übrigens das gesamte Kamerun kein selbständiges Gebiet. Das Seeklima reicht bis zu den Hochländern der Randgebirge hinauf, weiter nach dem Innern herrschen kontinentale meteorologische Erscheinungen. Vielleicht dürfte der sechste Breitengrad, wo die klimatische Südhemisphäre der klimatischen Nordhemisphäre die Hand zu reichen scheint, als meteorologischer Äquator angesehen werden.

Da Logone, Ssanga und Kampo in Neukamerun ihren Ursprung und ihre Entwicklung haben, so kann man am besten nach diesen drei Strömen das neue Landgebiet einteilen. Nach übereinstimmendem Urteil der deutschen und französischen Forscher gehört das Landschaftsbild des Logone-Alluvialbeckens zu dem reizvollsten in Kamerun. Wohl bietet es zur Trockenzeit das bekannte Bild der dürren Steppe, „terre crevasée" nennen die Franzosen die verbrannte und zerklüftete Bodenoberfläche, aber wenn die Regengüsse die ausgetrockneten Flußbetten und Rinnsale wieder füllen, dann ist mit einem Zauberschlag das Land verwandelt in herrliche grüne Wiesen, die zwischen Streifen dunkelgrüner Wälder und Hainen schlanker Deleb- und Borassuspalmen gelagert sind. Zahlreiche Rinderherden beleben das weite Weideland und die Wiesenwässer sind der Tummelplatz einer zahl- und artenreichen Vogelwelt. Nach den Ausführungen von Lenfant berichtet Hutter: „Nichts aber gleicht der Mannigfaltigkeit und Menge der Wasservögel (wie übrigens an fast allen Flußläufen Adamauas), die Inseln im Logone sind buchstäblich von ihnen bedeckt: Vom Kronenkranich mit seinem an eine Automobilhube erinnernden Schrei an bis zur kleinsten Wasserente. Alle möglichen Arten von Pelikanen sind zu treffen; rote Ibisse, graue Störche, graue, braune Enten und Trappen, Wasserhühner, Schnepfen, Bekassinen, Reiher, Häher, Bachstelzen etc."

Im großen Quellknoten von Jade (etwa 1200 m hoch) stoßen Logone und Ssangaquellgebiet zusammen. Das Landschaftsbild ändert sich hier, wenn auch weithin das selbst den Sümpfen unterlagernde Gestein, Gneis und Granit, gleichbleibt. Zwischen Mampere und Kadeï stoßen wir teils auf offene Steppe, teils auf Parklandschaften; den Wasserläufen entlang ziehen sich üppige Galeriewälder. Lenfant nennt die ganze Gegend „un grand parc anglais". Das eigentliche Ssangatiefland, das wir schon unterhalb Nolas betreten, beherbergt eine Menge nutzbarer Hölzer, wie verschiedene Gummi und Kautschuk liefernde Pflanzen, Kaffee- und Kolasträucher, Pfefferbäume, namentlich auf den Inseln des Kongo. Ein reiches Tierleben herrscht in dem Urwalde; die wichtigsten afrikanischen Großtiere

sind hier vertreten, so Elefanten, Büffel, Antilopen, Gorillas, Schimpansen, Wildschweine, Flußpferde (diese nur am Dscha), fischreich sind die Flüsse.

Der geschlossene Urwald bedeckt auch das Kampobecken, das orographisch wie geologisch nur eine Fortsetzung des Hochlandes von unserem alten Südkamerun ist. Gneis und Granit bilden wiederum das Grundgestein. Darüber ist eine mehr oder minder mächtige Schicht von Roterden und Lateriten gelagert.

Für die Erkenntnis des südlichen Urwaldgebietes und der Völker des nördlichsten Kamerun hat die deutsche Zentralafrika-Expedition 1910/11, unter Führung von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg, außerordentlich viel geleistet. Der Bericht hierüber ist betitelt „Vom Kongo zum Niger und Nil". Auch an dieser Stelle darf es hervorgehoben werden, daß Deutschland stolz sein kann, seine besten Fürstensöhne hinausziehen zu sehen in das Unbekannte und die gefährliche Wildnis, um deutsches Wissen und deutsches Können zu mehren. Die deutsche Zentralafrika-Expedition zerfällt eigentlich in vier Unternehmungen, in die Hauptexpedition, die unter Führung des Herzogs vom Kongo zum Tschadsee reiste und in drei Teilexpeditionen, von denen die von Dr. Schultze und Dr. Mildbraed, vom Kongo durch Südkamerun nach den Guineainseln, die beiden anderen ostwärts von Hauptmann v. Wiese und Kaiserswaldau durch die Staaten der Asande und von Dr. Schubotz den Uëlle entlang zum Nil geführt wurden. So waren Vertreter der Geographie, Zoologie, Botanik und Ethnographie tätig, Licht in viele rätselhafte Erscheinungen des Kameruner Hinterlandes und anschließender Landschaften zu bringen. Für uns kommt hier besonders der Bericht des Herzogs und die Südkameruner Teilexpedition in Betracht.

Der aufopfernden und mühseligen Arbeit des Herzogs ist es zu danken, daß wir jetzt eine Menge wertvollen Materials über den so gut wie unbekannten Islam in Nordkamerun haben. Weiterhin werden wertvolle Beiträge zur Geschichte und Kultur der Völker gegeben, insbesondere der Fulbe in Adamaua, der Araberstämme in Bagirmi, die der östlichen Gruppe und nicht der westlichen der Sahara, wie bisher angenommen wurde, angehören. Die mitgebrachte Schriftensammlung ergibt, daß der Islam von Deutsch-Bornu und Bagirmi vom Islam der westlichen Sahara abhängig ist. Wir hören ferner in dem Bericht von islamischen Bruderschaften, der bodenständigen Geistlichkeit, den primitiven Moscheen, der Freitagsfeier und den Festen, die ganz und gar ein treues, wenn auch vergröbertes Bild orientalischen Mittelalters wiedergeben. In dem von der Expedition des Herzogs durchreisten Gebiet stoßen die drei großen Sprachgruppen Afrikas aufeinander: Hamiten-, Sudan- und Bantusprachen. Von Adamaua bis Abessinien reicht ein Gürtel, der als Übergangszone der Neger im Süden zu den Hamiten des Nordens gilt. Wir finden keine bestimmte Abgrenzung den Negervölkern gegenüber, „sondern eine lang fortgesetzte Reihe von Überlagerungen und Durchdringungen der verschiedensten Art und Intensität hat hier wechselnde Verhältnisse geschaffen, die erst in neuester Zeit unter dem Einfluß der Kolonialmächte etwas zur Ruhe kommen".

Die Südkameruner Teilexpedition galt, wie bereits erwähnt, der floristischen und faunistischen Erforschung. Dr. Mildbread erkundete das große, in seiner ganzen Ausdehnung bezüglich der Pflanzenwelt noch wenig bekannte Waldgebiet Südkameruns. Auch den Nutzhölzern wurde die nötige Aufmerksamkeit zugewandt. Dr. Schubotz suchte die Grenzen

zwischen Urwald- und Steppenfauna festzustellen; er fand, daß der äquatorial-afrikanische Urwald in faunistischer Beziehung einen einheitlichen Charakter besitzt. Tierformen, die sich in den Galeriewäldern noch nördlich bis zum achten Grad finden, rechnet Schubotz zur Fauna des Waldgebietes, während die Formen der an den Urwald anschließenden Steppen auf ein Entwicklungszentrum in Nordostafrika hinweisen, von dem sie nach dem Sudan eingewandert sind.

Nach dem Nordrande des Kamerunplateaus führen uns die Forschungen des Hauptmanns K. Strümpell. Den Aufstieg nach Ngaundere hatten Flegel und späterhin Passarge bewerkstelligt; letzterer gab zuerst ein richtiges Bild von der langgezogenen Linie des nördlichen und nordwestlichen Plateauabfalles. Seit dieser Zeit sind öfters die alten Paßstraßen benutzt worden, aber ein tieferes Eindringen in den orographischen und hydrographischen Charakter jener Gebiete fehlte bis jetzt. Diese Lücke sucht Strümpell teilweise auszufüllen, indem er nähere Auskunft über die Gestaltung des nördlichen Plateauabfalles gibt. Nach Nordwesten öffnet sich von dem Fulbeort Tingere an ein Becken bis nach Kontscha. In ihm erhebt sich das Almigebirge etwa bis 1000 m. Von diesem zieht der Nordabfall in der Hauptsache nach Osten; er scheint in den gratigen Kuppen des Gangkoria mit 2000 m zu kulminieren. Im großen ganzen macht hier der Nordrand den Eindruck eines Kettengebirges, dem nach Norden zu inselartig die ca. 400 m hohen Ingurberge vorgelagert sind. Von Mana aus senkt sich das Kettengebirge allmählich zum Faro, der in tiefer Mulde vom Hochlande über mehrere Stufen sich in das Schollenland stürzt. Östlich der Quellflüsse des Benuë biegt der Rand allmählich nach Norden um.

Von dem bekannten Kolonialgeologen Dr. O. Mann hören wir Ausführlicheres über eine geologische Expedition im Dschangbezirk, die die Aufgabe hatte, neben der geologischen Untersuchung des Bezirkes die Gegenden festzustellen, in denen ein weiteres Forschen nach Lagerstätten nutzbarer Mineralien Aussicht auf Erfolg verspricht. Zur Grundlage für spätere Forschungen gliedert Mann den Dschangbezirk in das Bambutogebirge, das Mbo-Fontem-Gebirge, das Hochland von Dschang, die Bamugu-Balum-Berge, das Hochland von Bana, die Bana-Batscha-Berge, den Nun-Mafu-Abbruch, die Mbo-Ebene und die Mama(Memang)-Mankwe-Berge. Der Dschangbezirk gehört mithin zum größten Teile den Hochlandgebieten des Inneren von Kamerun an. Südlich werden diese Gebiete von dem Manengubagebirge und dem Bruchgebirge von Mbo-Fontem begrenzt, im Norden reichen sie bis Bafum und Bansso hinein. Die Bambutoberge sind mit ihren Höhen von etwa 2500 m die höchsten Erhebungen im Dschangbezirke. Die Mbo-Ebene hat eine mittlere Erhebung von ungefähr 700 m. Altkristalline Gesteine, mannigfaltig gestaltet und verworfen, bauen das Hochland auf; sie werden von zahlreichen jungen Eruptivgesteinen, Basalten und Trachyten durchbrochen und bedeckt.

Der rote Basaltverwitterungsboden bildet den vorherrschenden Farmboden. Überall bemerkt man die Nährstoffarmut des Bodens. Der Granit- und Gneislehm ist wenig durchlässig und reich an kleinen Lateritknöllchen. Trotzdem findet ein starker Anbau von seiten der Eingeborenen statt, zählt doch der Dschangbezirk in seinen Hochlandsgebieten zu den reichst bevölkerten Teilen von Kamerun.

Forstassessor Reder hatte zur Untersuchung der Ölpalmenbestände eine Reise in den Jabassibezirk unternommen. Dieser Bezirk gehört mit





einer zahlreichen Bevölkerung von schätzungsweise 150 000—200 00 Menschen zu den volkreichsten Bezirken Kameruns. Die wichtigsten Kulturpflanzen sind hierselbst: Planten, Makabo, Kassada, Jams, Zuckerrohr, Bohnen, Erbsen, Erdnüsse, Süßkartoffeln, Kürbisse; in der küstennahen Gegend findet man auf weiten Strecken auch Kokospalmen, Tabak, Kakao und Mais. Die Kautschukanbauversuche sind nicht vielversprechend. Der Mais ist sehr ertragfähig, in einzelnen guten Lagen auch der Kakao. Die Ölpalme liefert wohl das wichtigste Produkt im ganzen Jabassibezirk. Reder kommt darüber zu folgendem Urteil: „Der natürliche Reichtum an Ölpalmen ist derartig, daß er trotz dieser zahlreichen Bevölkerung in den nächsten Jahrzehnten nicht wird zur Nutzung kommen können."

Von der „Forschungsreise der Deutschen Kolonialgesellschaft nach Kamerun" unter der Leitung von Prof. Dr. F. Thorbecke — auch dessen Frau nimmt an der Expedition regen Anteil — sind recht erfreuliche Nachrichten nach dem Mutterlande gerichtet worden, doch werden wir uns mit dieser Expedition erst näher beschäftigen, sobald die Reiseergebnisse zusammenhängender als bisher vorliegen.

Leutnant Tamms Erkundung des Dume von der Njassi-Brücke bis zur Station Dume und des Mara, der im Osten der Station Dume einmündet, hat ergeben, daß der Mara für die Schiffahrt nicht zu benutzen ist. Dadurch ist nun der Ausbau der Straße Abong-Mbang-Dume notwendig geworden.

Mit der Schiffbarkeit von Flüssen beschäftigt sich insbesondere die vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ausgerüstete „Schiffahrt-Expedition nach Alt- und Neukamerun", die ihre Ausreise im Januar 1913 angetreten hat. Ihre allgemeine Aufgabe besteht darin, die Flüsse Njong, Dume, Kadei, Ssanga, Mambere auf ihre Leistungsfähigkeit als Zubringer zur Kamerun-Mittellandbahn zu prüfen bzw. nachzuprüfen; die besonderen Aufgaben beschäftigen sich mit der Lösung rein wirtschaftlicher Fragen.

Wie in den vorhergehenden Jahren beziehen sich die Beobachtungen über das Wetter in Kamerun hauptsächlich auf die Regenmengen, auf die Regentage und auf die Tage mit Gewitter und Wetterleuchten. Wurde 1910 auf 59 Stationen beobachtet, so 1911 bereits auf 82. Die regenärmsten Gebiete befinden sich im Norden und Nordwesten der Kolonie. In Kusseri wurden 501 mm und in Deutsch-Binder 913 mm beobachtet. Südadamaua ist schon regenreicher und Ngaundere verzeichnete über 2000 mm, mehr als in den Jahren vorher. Im westlichen Grasland, Croßfluß- und Manenguba-Gebiet steht wiederum Bascho mit 4082 mm an der Spitze, während Dschang sich auch 1911 wieder als verhältnismäßig niedrig mit 2012 mm erwies. Die größten Regenmengen zeigen, wie bisher, das Kamerungebirge und Vorland. Über 10 000 mm wurden beobachtet in Idenau, Oechelhausen, Debundscha, in letzterem Ort sogar 11 775 mm, das ist die größte Regenmenge, die bisher hier beobachtet worden ist. Auch Njeme zeigte nahezu 6500 mm. Als regenärmster Ort mit kaum 2000 mm erwies sich Mpundu. Das Kameruner Südgebiet sinkt wesentlich in den Regenmengen gegenüber dem vorhergehenden Gebiet zurück. Wohl haben Sakbajeme eine Regenmenge von 2681 mm und einige Orte, wie Edea, Kribi, Kampo, Dipikar, noch über 2000 mm, im großen ganzen jedoch verzeichnen die meisten Stationen unter 2000 mm.

In dem Bericht „Auf dem Wege nach der Atlantis", den Leo Frobenius über den Verlauf der zweiten Reiseperiode der „Deutschen Innerafri-

kanischen Forschungsexpedition" gibt, hören wir Ausführlicheres auch über den Schluß der Reise, der sich mit **Togo** befaßt. Da Frobenius auf seiner bemerkenswerten Expedition hauptsächlich ethnographischen Studien nachging, so haben wir auf diesem Gebiete gleichfalls für Nord-Togo neue Gesichtspunkte erhalten, wenn er sich auch eines umfassenden endgültigen Urteils noch enthält. Als Grundlage der Kultur der weitaus meisten Völker Nordtogos stellte er den Typus der Splitterstämme fest, wie er sich vorzugsweise im englischen Goldküstengebiet und im französischen Sudan ausprägt. Die Splitterstämme haben möglichst abgesonderte, gut geschützte Gehöftssiedelungen, Neigung zu Zwistigkeiten und zerfallen in eine Menge von Sprachformen, so daß oft nur zwei bis drei Gemeinden die gleiche Sprache reden. Nur dem Einflusse der Diabastämme ist es gelungen, im nördlichen Togo eine Bevölkerung größerer Geschlossenheit und sprachlichen Zusammenhanges zu schaffen. Das Togogebirge, das sich von Südwesten nach Nordosten der Kolonie zieht und seine Ausläufer bis fast zum Niger in die Gegend von Say vorschiebt, erweist sich als eine Völkerscheide. Nach Norden zu wohnen Splitterstämme vom Schlage des Diabatypus, nach Süden allerhand Splitterstämme, die unter dem wechselnden Einflusse der Tschi der Goldküste und der Ewe und Jomba der Sklavenküste verschiedene Kulturformen angenommen haben.

Einen ausführlichen Bericht über die Produktion der Eingeborenen des Bezirkes Sokode-Bassari gibt Oberleutnant Karl Gaißer in den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten". Die Arbeit ist auf Befehl des Kaiserl. Gouvernements von Togo entstanden, das die Beschreibung der Eingeborenenkulturen sämtlicher Bezirke dieses Schutzgebietes angeordnet hatte. Für die wirtschaftsgeographische Erkenntnis der Kolonie ist die Arbeit Gaißers bedeutungsvoll. Als Einleitung gibt sie allgemeine Überblicke über die Bevölkerung, Bodenbeschaffenheit, Regenverteilung, Eigentumsrecht an Grund und Boden, Anteil der Bevölkerungsschichten an der Produktion und Umfang der Produktion, um sodann in die nähere Betrachtung der Landwirtschaft (Ackerbau, Viehzucht, Nebenbetriebe) und der Urproduktion (pflanzliche Produkte, tierische Produkte) einzugehen. In klarer Weise spricht sich Gaißer über die wirtschaftlichen Aussichten des Gebietes aus, wobei er auf die projektierte Hinterlandbahn zu reden kommt. Er betont ausführlich, daß es falsch wäre, von vorneherein den Nachweis einer Rentbarkeit für eine Hinterlandbahn zu verlangen. Keine Schätze liegen zur Ausfuhr bereit; sie werden indessen geschaffen werden, sobald die Bahn gebaut ist. Dem Ausspruch John Booths, „Togo schlafe eine Art Dornröschenschlaf" (in Nr. 6 des Jahrgangs 1912 des „Tropenpflanzers"), stimmt Gaiser für Süd-Togo nicht bei, wohl aber für Nord-Togo, das der Erweckung zur Produktionstätigkeit schon seit langem wartet. Diese Erweckung kann nur die Eisenbahn bringen.

Die Beobachtung von Regenmengen greift in Togo schon auf viele Jahre zurück, verschiedene Stationen weisen auf mehr als eine zehnjährige Beobachtungsreihe zurück, so Lome, Sebe (16 Jahre), Tafie am Agu, Misahöhe, Kratschi, Bassari. Der Regenfall des Jahres 1910 war ein abnorm hoher und hat die Mittelwerte stark beeinflußt; der im Jahre 1911 war im allgemeinen geringer, besonders in Misahöhe (1302 mm gegen 2579 mm im Jahre 1910), am Agu (Tafie 1314 mm gegen 1993 mm), in Kete-Kratschi (1063 mm gegen 1788 mm), an einigen wenigen Stationen dagegen etwas höher, besonders im Norden, wie in Bassari (1592 mm gegen 1345 mm im

Jahre 1910) und in Sokode (1335 mm gegen 1326 mm). Die Regenhöhe kam im großen und ganzen dem Durchschnitte nahe. War die erste Regenzeit von März bis Juni recht ergiebig, so fiel die zweite äußerst geringfügig aus.

In **Deutsch-Südwestafrika** ist uns das Kaokofeld (Kaoko-Veld) etwas näher gerückt worden, insbesondere durch eine Karte, die 1910/12 der Dipl.-Ingenieur J. Kuntz auf einer Expedition, die von der Kaoko-Land- und Minengesellschaft ausgesandt worden war, aufnahm. Bis jetzt war uns das Gebiet als ein ziemlich einförmiges geschildert worden, doch ist man erstaunt über die Abwechslung der Bodengestalt, die grasreichen Steppengebiete, das häufige Vorkommen von Großtieren. Auch die neue Karte über das Deutsch-Portugiesische Grenzgebiet in Südwestafrika, bearbeitet unter Leitung von P. Sprigade von H. Nobiling und W. Rux, gibt ein eindrucksvolles Bild von dem nördlichen Kaokofeld[1]).

Das rund 100 000 qkm umfassende Kaokofeld umfaßt von Nordost nach Südwest folgende Glieder: Das Hochland im Osten, den Steilabfall nach Südwesten zu, die große Tafelbergkette und das Küstengebiet. Das Hochland ist ein Teil des westlichen Randes des großen südafrikanischen Hochplateaus. Während es nach Osten zu allmählich in die flache Owambosteppe übergeht, steigt es im eigentlichen Kaokofeld, besonders im Norden, zu beträchtlichen Höhen bis 2000 m über dem Meere an. Der Steilabfall nach Südwesten zu wird von tiefen Flußtälern zerschnitten, die nach Westen und Südwesten gerichtet sind. Ein echtes Erosionsgebirge tritt uns entgegen, vornehmlich im Norden, wo Otawikalke und alte Schiefer zu schroffen Erosionsformen besonders neigen, während im Süden Granite mildere Formen bedingen. Die aus Melaphyren und Porphyriten bestehende und von Südost nach Nordwest das ganze Kaokofeld durchstreifende Tafelbergkette unterbricht den Steilabfall des Hochlandes nach der Küste zu in einer Reihe von ca. 1500 m hohen Tafel- und Spitzbergen. Die Kette hat die von Osten kommenden Flüsse teils gestaut, teils abgelenkt, wie den Kunene an der Mündung des Marienflusses nach Norden, den Hoarusib von Awanoas bis Purros nach Süden und den Huab östlich der Tsawisisberge nach Süden. In den von hohen steilen Bergen umgebenen Flächen von Zeßfontein und Warmbad haben wir nur die Böden mehrerer Seen zu erblicken, zu denen das Wasser des Hoanib aufgestaut war. Das Küstenland, das sich zwischen Küste und Tafelbergkette hinzieht, besteht großenteils aus vegetationsloser „Namib". Hügelig und bergig, weist es nur an der Küste flachere Gegenden auf. Nirgends ist ein günstiger Hafen zu finden. Vom Kunene-Mund südlich bis Kap Frio und zwischen Hoarusib und Huab türmen sich Dünenketten auf.

Das Klima ist im Hochgebirge und in den Küstenstrichen als gesund zu bezeichnen, nur am Kunene und in den Talungen, die sich von hier aus nach dem Innern erstrecken, hat man Malaria beobachtet. Kann die Temperatur mittags im südhemisphärischen Sommer bis auf $45^0$ C steigen, so sinkt sie des Nachts im Juli und August oft unter $0^0$; $7^0$ ist nicht selten gemessen worden. Im Norden des Kaokofeldes beginnt die Regenzeit bereits im Dezember, im Süden dagegen im Februar, jene dauert bis Anfang Mai und ist auch ergiebiger als diese. Mit Ausnahme des Kunene sind alle

[1]) Die während des Druckes dieser Arbeit erschienene Karte von J. Kuntz: „Geologische Übersichtskarte des Kaokofeldes", soll im folgenden Jahrgang weiter gewürdigt werden.

Flüsse nur periodisch. Anzeichen deuten auf einen früheren größeren Wasserreichtum. Im allgemeinen sind die Wasserverhältnisse des Kaokofeldes weit günstiger als die der östlich und südlich angrenzenden Gebiete, und bei den günstigen Wasser- und Weideverhältnissen würde sich ein großer Teil des Landes zur Farmwirtschaft vorzüglich eignen, wenn nur die Verkehrsverhältnisse besser als bis jetzt wären.

Die Pflanzenwelt ist reicher und üppiger als in den benachbarten deutschen Gebieten. Das ganze Land ist von bald dichterem, bald dünner stehendem Busche bedeckt; ausgenommen sind nur einige offene Grassteppen im Innern und der Wüstengürtel der Küste, durch den die Flüße grüne Vegetationsstreifen gezogen haben. Im Norden geht das Gras näher zur Küste heran als im Süden des Kaokofeldes. Dünn ist das Gebiet besiedelt, nur wenigen Weißen begegnet man hier. Infolgedessen hat sich das Tierleben der Wildnis im Kaokofeld noch in recht afrikanischer Ursprünglichkeit erhalten. Im Norden tritt das weiße Nashorn noch häufig auf, im Kunene Flußpferd und Krokodil, das Wildschwein mehr im Osten. Giraffenfamilien streifen bis an die Küste, Elefantenherden südwärts bis an die Huabschluchten. Das Nashorn belebt den dichten Busch bis zum Ugab; über das ganze Gebiet verstreut sind Löwen, Leoparden, Geparde, Hyänen und Schakale, große und kleine Antilopen.

Von einem interessanten Erkundungsritt in das Kaukau-Veld berichtet Hauptmann Müller. Zunächst ritt er von Grootfontein nach Karakuwisa. Das Gelände östlich dieses Ortes zeigt einen für das südwestafrikanische Auge ganz fremden Charakter; ein 80 km breiter Laubwald zieht sich bis Kauara (Noma) hin. Hauptsächlich sind es mächtige Copaifera, die mit ihren wunderbaren sattgrünen Laubkronen dem Walde das Gepräge geben. Ist der Omuramba überschritten, ändert sich allmählich der Charakter der Landschaft. Bald hören die Mopanebäume auf und der Hochwald macht dornigem Unterholze Platz. Südlich von Geitza wurden verschiedene Kalkpfannen berührt. Der Rand der Pfannen wird, wie bei allen anderen der Kalahari, durch einen harten tonigen Sinterkalkstein gebildet: das Leitgestein der Kalaharidepression. Von Noma aus ging es weiter nach Gautscha, Debra und Tsumkai. Von Gautscha aus erstreckt sich nach Südwesten ein großes Kalkfeld. Klippige Kalkhügel wechseln mit tiefrissigen kleineren und größeren Vleys. Spärlich ist die Bewachsung, Gras ist kaum sichbar, sonst nur trostloser Hackies- und Kameldorn mit halb verdorrten Blättern. Das Kakau-Veld ist bewohnt von Buschleuten, die hier, noch unberührt von aller Zivilisation, in aller Ursprünglichkeit ihr Leben im Kampf ums Dasein fristen. Obwohl von deutscher Seite Vorkehrungen getroffen sind, dieses jungfräuliche Land zunächst unberührt zu lassen, wird es auch hier nicht allzulange dauern, daß die Kultur dieser „Kulturlosen" verschwindet und der moderne Verkehr über die letzten Trümmer dieses unglücklichen Volkes hinweghastet. Unter all den Buschmannstämmen, die Müller gesehen, sind ihm niemals so große Männer zu Gesicht gekommen wie im Kaukau-Veld. Leider hat er uns keine Maße hierüber mitgeteilt. Er hat die Einwohnerzahl der von ihm berührten Buschmann-Niederlassungen mit ungefähr 630 Köpfen bestimmt, während Passarge die Zahl der im Kaukau-Veld lebenden Buschmänner nur auf etwa 300 geschätzt hat.

Von wichtigen Erkundungen und Forschungen in Südwestafrika haben wir dieses Mal weiter nichts mitzuteilen. Nur das sei noch erwähnt, daß man bezüglich der Herkunft der Diamanten der Ansicht zuneigt, daß die

Primärlagerstätten in der Nähe auf dem Festlande liegen müssen. Es ist deswegen noch immer die Hoffnung berechtigt, solche zu finden.

Im ganzen Schutzgebiete Deutsch-Südwestafrikas waren die Niederschlagsverhältnisse im letztverflossenen Beobachtungsjahre 1910/11 nicht befriedigend. Die Regenmengen reichten bei weitem nicht an die des vorhergehenden Jahres heran, nur auf einigen Stationen des Südens waren sie etwas reichlicher. Nicht einmal das Mittel der letzten acht Jahre wurde erreicht. Wenn man die Regenmengen des normalen Regenjahres 1903/04 = 10 setzt, so betragen die Regenmengen des Jahres 1910/11 nur 3,7. Mit dieser Zahl vergleiche man die Reihe der Zahlen auf Seite 31 im vorhergehenden Jahrbuche (V. Jahrgang). Fernerhin erweitere man daselbst auch die Reihe der Niederschläge im Norden, in der Mitte und im Süden für das Jahr 1910/11 mit den Regenmengen von 191, 178 und 115 mm.

In **Deutsch-Ostafrika** sind im vergangenen Jahre keine großen Expeditionen tätig gewesen. Viel Kleinarbeit ist geleistet worden, die in der Hauptsache nur auf die wirtschaftliche Erschließung gerichtet war. Das verflossene Jahr brachte uns die Ergebnisse einer in den Jahren 1908 und 1909 von dem Hauptmann P. Fromm ausgeführten Forschungsreise nach Ufipa, dem südwestlichen Landschaftsgebiet der Kolonie, das von den Wellen des Tanganjikasee bespült wird. Jahrelang hat er unter den Eingeborenen beobachtet und erkundet; darum hat er ein Material über Land und Leute von Ufipa erbracht, das viel wertvoller, besonders in ethnographischer Beziehung ist als das, was in aller Hast auf einer wenige Monate und Wochen dauernden Reise errafft wird; denn das Ausfragen der Eingeborenen über Sitten und Gebräuche ist eine Kunst, die erst durch jahrelangen Umgang mit den fremden Volksstämmen erworben werden kann.

Das Gebiet Ufipa zerfällt politisch in die beiden Reiche Ukansi und Ljangälile und bildet den wichtigsten Teil des Verwaltungsbezirkes Bismarckburg. Die gleichnamige Station liegt am äußersten Zipfel des großen Bezirkes, am See, von hohen Bergen eingeschlossen. Der Platz für die Station ist nicht gut gewählt, das Klima ist außerordentlich heiß, auch der Hafen bietet keine natürlichen Vorteile, im Gegenteil, bei nördlichen Winden, die häufig mit großer Heftigkeit auftreten, sind die daselbst ankernden Schiffe völlig schutzlos. In orographischer, kultureller wie auch klimatischer Beziehung machen sich in Ufipa zwei scharf voneinander getrennte Gebiete bemerkbar: das heiße und fruchtbare, großenteils ungesunde Tiefland der Rukwasenke und das kühle und gesunde Hochland. Wenn von Ufipa schlechthin die Rede ist, wird das Hochland darunter verstanden, das Tiefland dagegen mit seinem in Flora und Fauna typischen Steppencharakter bezeichnet man als Rukwa oder auch als Ikwa.

Unvermittelt steigen aus dem Tieflande die über 2000 m hohen und schroffen Randberge auf, die fast überall mit dichtem Hochwalde bestanden sind. Nur zerstreut liegende Inselberge zeigen auf ihren Rücken keine Bewaldung. In dem Hochwalde selbst unterscheidet Fromm wieder zwischen lichtem Steppenwalde (Miombowald), dem Grashochlande (Manika), mit nur wenigen Büschen oder Bäumen durchsetzt, und dem dichten Hochwalde, der sowohl die östlichen als auch die westlichen steil zum Tanganjika abfallenden Randberge krönt. Von den Eingeborenen wird zu Siedelungs- und Kulturzwecken das Grashochland bevorzugt, wobei die Mbuga eine große Rolle spielt, d. i. eine flache, übersichtliche, mit Gras bestandene

Ebene, deren Hauptmerkmal darin besteht, daß sie zu allen Jahreszeiten übersichtlich ist, da das Gras nie höher als etwa einen Meter wächst.

An großen und ausdauernden Flüssen ist Ufipa arm, aber reich an kleinen Quellen und Bächen, die vielfach einer künstlichen Bewässerung dienen. Die Urbewohner des Landes, die Wafipa, sind ein kräftiger, gutmütiger Menschenschlag von tiefdunkler Hautfarbe mit angenehmen Gesichtszügen. Die eingewanderten Wanjika sind Gebirgsbewohner, scheu, verschlossen und tückisch, aber meist intelligenter als die Wafipa, von denen sie sich zudem durch eine fast strikte Monogamie unterscheiden. Sie sind leidenschaftliche Jäger.

In den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten" hat P. Heidke die Monats- und Jahreswerte von 48 meteorologischen Beobachtungsstationen in Deutsch-Ostafrika und von Ibo in Portugiesisch-Ostafrika aus dem Jahre 1910 bearbeitet und zusammengestellt. Vergleicht man die Werte der Regenmengen mit denen, die ich für das vorhergehende Jahr gegeben habe (Jahrgang V, S. 32), so bleiben die klimatischen Provinzen, wie ich sie daselbst kurz gekennzeichnet, bestehen, aber innerhalb der Hauptgebiete zeigen die einzelnen Stationen oft große Differenzen. Im großen Ganzen sind die Niederschläge reichlicher als im Jahre vorher gefallen. Die Küstenorte, die selten über 1000 mm Niederschlag haben, verzeichneten an einigen Stellen meist darüber. Auch das Trockengebiet der Massaisteppe und des großen ostafrikanischen Grabens hatte gegenüber dem Niederschlage im vergangenen Jahre einen durchschnittlichen Mehrbetrag von 200 mm, im Durchschnitte etwa 600 mm. In Bukoba im Viktoriaseegebiet sind wieder über 2000 mm Niederschlag gemessen worden, desgleichen in Rutenganio im Tanganjikaseegebiete, hier sogar 2310 mm, während Amani im Usambaragebirge unter 2000 mm geblieben ist (1781 mm).

Aus den Schutzgebieten der **Südsee** liegt eine Anzahl wichtiger Ergebnisse vor, so daß die Klage, die Südseegebiete würden in geographischer Beziehung den anderen deutschen Schutzgebieten gegenüber auffällig vernachläßigt, etwas gedämpfter erklingen, wenn auch noch nicht ganz verstummen kann. Zunächst begrüßen wir ein umfangreiches Ergänzungsheft zu den „Mitteilungen aus den Deutschen Schutzgebieten", in dem Dr. Georg Friederici wichtige Beiträge zur Völker- und Sprachenkunde von Deutsch-Guinea erbringt. Die Beiträge stützen sich in der Hauptsache auf die Ergebnisse, die während der gemeinsamen, mit Prof. Dr. Karl Sapper unternommenen Forschungsreise gewonnen worden sind. Die Ergebnisse selbst wurden nachgeprüft, vertieft und ergänzt, die Friederici als Leiter der „Hanseatischen Südsee-Expedition" im Anschluß an die Hauptexpedition durch die Südsee unternahm. Die Kenntnis der Völker der südpazifischen Inselwelt hat Friederici in dankenswerter Weise gefördert, nicht bloß der deutschen Inseln, sondern auch der Tuamotu-Inseln u. a. m. Sehr sorgfältig, durchaus auf geographischer Grundlage sich stützend, geht Friederici bei seinen Erkundigungen vor und unterscheidet sich dadurch vorteilhaft von der sogenannten „Kölner kulturhistorischen Schule" in der ethnographischen Forschung.

In der ausführlichen und ungemein fleißig bearbeiteten Veröffentlichung über Deutsch-Neuguinea bringt Friederici zunächst einen Beitrag zur Kenntnis des westlichen Neu-Pommern, mit vergleichenden Ausblicken auf das übrige Melanesien, vornehmlich innerhalb des deutschen Schutzgebietes, sodann eine Skizze der Grammatik der Barriai-Sprache

und zuletzt einen Beitrag zur Kenntnis der malaio-polynesischen Schiffahrt mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Schutzgebiete. In den drei Beiträgen wurde nachgewiesen, was als Hauptresultat der Friedericischen Forschungen hier mitgeteilt sei, daß ein erheblicher und wichtiger Teil der Eingeborenen des Bismarck-Archipels unmittelbar auf die sogenannten Alfuren von Ost-Indonesien zurückgeht und ein verhältnismäßig junges Element in seiner neuen Heimat ist, außerdem wurde gezeigt, daß zahlreiche weitere Gruppen und Stämme der einheimischen Bevölkerung Melanesiens in den gleichen Gegenden Indonesiens fußen.

Die Kenntnisse über die Inselwelt sucht Friederici durch rein geographische Beobachtungen über das westliche Neu-Pommern zu bereichern, wenn auch nicht in dem Maße, wie er es selbst gewünscht hätte. Wenn es auf den ersten Blick merkwürdig erscheint, daß das westliche Neu-Pommern, ja eigentlich die ganze Insel mit Ausnahme der Gazelle-Halbinsel, trotz der allgemeinen und teilweise enthusiastischen Beschreibungen von Dampier, d'Entrecasteaux, Dumont d'Urville, Frh. v. Schleinitz, Parkinson noch zu den unbekanntesten Gebieten unseres ganzen Südsee-Schutzgebietes gehört, so liegt das an allerhand natürlichen Hindernissen, die die Schiffahrt an jenen Küsten und das Durchforschen des Landes außerordentlich erschweren. Die Meeresströmung und Korallenriffe lassen die Gebiete so viel wie möglich meiden, auch die häufigen vulkanischen Erscheinungen am Westende von Neu-Pommern tragen dazu bei, diese Gegenden nicht ohne Not und Grund zu besuchen. Dazu kommen auffällige Unterschiede zwischen Nord- und Südküste. Herrscht hier eine wilde, wind- und regengepeitschte See, so dort eine ruhige See, überwölbt von klarem Himmel in reiner, durchsichtiger Luft; während auf der Südküste das Fahrwasser bis auf zwei oder drei Seemeilen an das Ufer heran „absolut rein" ist und noch hart unter Land bedeutende Tiefen aufweist, ist die Nordküste hingegen dicht mit Korallenriffen und -bänken besetzt, die teilweise zehn bis zwölf Seemeilen seewärts reichen. Ein dritter markanter Unterschied liegt im geologischen Bau; an der Nordküste beobachtete Friederici nichts von stufenweise gehobenen Korallenkalkformationen, ein solches Vorkommen ist angesichts der im Meere vorgelagerten Rifformation auch kaum anzunehmen, auf der Südküste hingegen auf lange Strecken Riffbildungen, die in gewaltigen Stufen ruckweise gehoben sind. Auf Grund seiner Beobachtungen im Westteil von Neu-Pommern bezeichnet Friederici die Insel als ein dankbares Objekt für Untersuchungen, die im Rahmen der Darwinschen Theorie über die Entstehung und den Aufbau von Korallenformationen unternommen werden. Die in der Nachbarschaft allerregster vulkanischer Tätigkeit sich ausdehnenden Barriere-Riffe der Nordküste und die inmitten einer Zone ausgeprägter Hebungen atollähnlichen Gebilde der Südküste sprechen gegen Darwins Theorie. Das angebliche Fehlen von Vulkanen in den Zonen der Bariere-Riffe, also Senkung nach Darwin, war diesem bekanntlich eine wichtige Bestätigung der Richtigkeit seiner Lehre.

Eine eingehende Beschreibung, insbesondere der Vulkane der Gazelle-Halbinsel bringt Wilhelm Wernicke. An den Hals der Insel Neupommern setzt sich die Gazelle-Halbinsel gleichsam als der nördlich vorspringende Kopf an, der in drei Zipfel, die Baining-Halbinsel, die zweiteilige Krater-Halbinsel und in die Biraraspitze ausläuft. An ihren stark brandenden Küsten wird die Gazelle-Halbinsel fast durchgängig von einem Korallenriffe umsäumt. Die Küsten selbst sind schroff, ausgezackt und hafenarm, nur

Simpsonhafen und der benachbarte kleine Hafen von Matupi sind die einzigen geschützt liegenden Häfen. Da die Landküsten, wie auch die vorgelagerten Koralleninseln unter der zerstörenden Einwirkung heftiger Meeresbrandung stark zu leiden haben, so betrachtet Wernicke die Küstenriffinseln als Reste zerstörter Küstenteile. Neben den Koralleninseln sind einige Inseln vulkanischen Ursprungs bemerkbar, die teilweise auch mit Korallenriffen umgeben sind; dazu gehören die im ehemaligen Kraterkessel der Blanche-Bucht gelegenen Bienenkörbe (Dawapia), die Inseln Matupi, die ihr gegenüberliegende Vulkaninsel, sodann die der Kraterinsel nördlich 4½ Seemeilen vorgelagerte Kraterinsel Watom. Offenbar ist die Entstehung der Gazelle-Halbinsel in der Tertiärperiode vor sich gegangen; die Kettengebirgszüge, die sich auf einem Untergrund von älterem Eruptivgestein aufbauen, zeigen an ihrer Oberfläche Kalke, Schiefer, Sandsteine, eisenhaltige Tone, Mergel, selbst Braunkohle (in einem Nebenfluß des Toriu). Die Tertiärzeit war die Zeit großartigster vulkanischer Tätigkeit und während dieser Zeit fanden die bedeutendsten Bodenbewegungen und Niveauveränderungen statt; die ursprünglich dem Meere angehörenden Korallenbänke wurden gehoben und bilden heute an vielen Stellen selbständige Höhenzüge oder Gebirgsansätze und vorgelagerte Küstenstreifen.

Durch die Veröffentlichung der Ergebnisse der Reise von Prof. Dr. Sapper, die wir im vorhergehenden Jahrbuch bereits gewürdigt haben, ist man in weiteren Kreisen auf das „Läletplateau" in Neu-Mecklenburg aufmerksam geworden. Sapper spricht sich zuversichtlich über die wirtschaftliche Möglichkeit dieses etwa 800 m hoch gelegenen Gebietes aus. Infolgedessen richtete Dr. Bücher bei einer Studienreise sein Augenmerk besonders auf dieses Plateau, das er 1911 eingehender kennen lernte. Er kam zu der Ansicht, daß das Plateau vorläufig ohne jeden wirtschaftlichen Wert ist, das zerrissene Gelände keinen Plantagenbau erlaubt, eines großen Teiles des Jahres hindurch Wassermangel herrscht, das Gelände für dortige Verhältnisse zu stark besiedelt ist und das Plateau, dessen Größe nach oberflächlicher Schätzung etwa 6000—8000 ha betragen mag, nicht groß genug ist, damit die bei etwaigem Plantagenbau für notwendige Wegebauten entstehenden Kosten sich lohnen. Übrigens beschreibt schon Sapper das Gebiet als eine karstähnliche Landschaft. Einer derartigen Landschaft ganz entsprechend, kommen die am Fuße des Gebirgsstockes entspringenden Quellen, wie Bücher berichtet, in einer ungewöhnlichen Stärke aus den Kalkwänden oder aus weiten Grotten heraus.

Die „Expedition zur Erforschung des Kaiserin-Augusta-Flusses (Sepik)" hat sich nach dem Bericht des Bergassessors Stollé zunächst mit der Erforschung des Hunsteingebirges befaßt. Mit dem Dampfer „Kolonialgesellschaft" und der Pinasse „Papua" wurden ober- und unterhalb des Hauptlagers beim Dorfe Malu die Nebenflüsse des Sepik erforscht. Das Ergebnis war negativ, insofern die meisten Wasserarme, die bei der Einmündung in den Hauptfluß vielversprechend aussehen, sich schon nach einigen Kilometern aufwärts in weiten Überschwemmungsgebieten verlieren, ohne daß bei dem Hochwasser ein ausgesprochenes Flußbett ersichtlich ist. Interessante Tabakproben von Eingeborenentabak des Dorfes Malu sind dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee zur Prüfung und Begutachtung übergeben worden. Der Tabak von Malu spielt bei den Eingeborenen am Augustastrome als Handelsartikel eine große Rolle und man darf darauf gespannt sein, wie seine Beurteilung ausfallen wird. Dr. Behrmann, der als Geo-

graph der Expedition zugeteilt ist, unternahm einen Vorstoß nach der Hunsteinspitze und erreichte sie nach einem anstrengenden fünftägigen Marsch. Die Höhe der Hunsteinspitze wurde auf 1350 m Meereshöhe festgestellt, der Rundblick von ihr dürfte das Kartenbild nach Süden hin um ein beträchtliches ergänzen.

Von Samoa können wir berichten, daß die Nachrichten über den vermehrten Bevölkerungsnachwuchs andauernd gut lauten. Der durch seine Ausbrüche in den Jahren 1905, 1906 und 1908 bekannt gewordene Vulkan Matavanu auf Sawii befindet sich gegenwärtig im Solfatarenstadium, wie seine näher untersuchten Sublimationsprodukte erweisen. Aus den Dämpfen des erloschenen Vulkans, die aus Spalten und Einbruchstellen entweichen, bilden sich an überhängendem Gesteine schneeweiße bis schwefelgelbe Stalaktiten.

Die meteorologischen Stationen im Schutzgebiet Deutsch-Neuguinea haben sich 1911 nicht vermehrt (42). Die Niederschläge waren zwischen Astrolabe-Bai und dem Huon-Golfe (1640—2000 mm) sowie auf den französischen Inseln (3000—3300 mm) normal, dagegen an der Nordwestküste von Kaiser-Wilhelmsland wenig ergiebig (1600—1700 mm). Unter dem Normalwert lagen auch die Regenhöhen von Kap Arkona (1911 3536 mm, 1910 3933 mm) und der Stationen in Deutsch-Mikronesien (Palau 1911 2751 mm, 1910 3694 mm) über den Durchschnitt dagegen die Regenhöhen der Stationen Neu-Pommerns (Paparatawa 1911 3272 mm, 1910 1610 mm) und NeuMecklenburgs (Namatanai 1911 3167 mm, 1910 2334 mm). Schwere Taifune brausten über Jap, Garapan und Rota dahin. Aus Jap wurden große Verheerungen gemeldet, bei dem furchtbaren Regen auf Garapan ertranken Rinder und viel Kleinvieh, und die Insel Rota wurde am 19. Oktober 1911 durch den Taifun vollständig verwüstet. Mit knapper Not entgingen Mission und Insulaner dem Tode. Das Barometer, das auf Rota in der ersten Hälfte des Oktobers im Mittel 758 mm zeigte, fiel am 19. Oktober früh 4 Uhr auf 752 mm, von da ab rapid weiter bis auf 706 mm nachmittags 5 Uhr, um dann von 5—7 Uhr wieder um 19 mm zu steigen.

(Abgeschlossen am 10. Januar 1913).

---

# Militärische Beiträge für das Jahrbuch über die deutschen Kolonien.

## Die militärische Lage in Südwestafrika.

Von Hauptmann **Lutter.**

Die militärische Lage in Südwestafrika wird am besten beleuchtet durch eine Resolution des Landesrats für das deutsch-südwestafrikanische Schutzgebiet, die dieser in seiner Sitzung vom 13. Mai 1912 einstimmig annahm.

Sie lautet:

„Der Landesrat bittet das Kaiserliche Gouvernement, bei der Reichsregierung dahin vorstellig werden zu wollen, daß eine weitere Verminderung der Kaiserlichen Schutztruppe unterbleibt.

Der Landesrat erklärt dazu, daß seiner Überzeugung nach die Verhältnisse im Schutzgebiet eine weitere Verminderung der Schutztruppe deshalb nicht gestatten, weil noch zu viel in ihren Stammesorganisationen lebende, mit guten Gewehren bewaffnete Eingeborene im Lande vorhanden sind, die eine Verminderung der vom Aufstand her gefürchteten Schutztruppe als eine Ermutigung zu Ansprüchen und Übergriffen betrachten würden, deren Folgen noch verhängnisvoller sein könnten als die des großen Aufstandes, weil die Entwicklung des Schutzgebietes heute ganz erheblich weiter fortgeschritten ist und viel höhere wirtschaftliche Werte der Vernichtungsgefahr ausgesetzt sind. Der Landesrat erklärt ferner, daß die überall im Lande auf kleine Stationen verteilte Landespolizei ihrer gänzlich anderen Aufgaben und ihrer anderen Organisation wegen eine aus geschlossenen Formationen bestehende Schutztruppe niemals ersetzen kann.

Der Landesrat erklärt endlich aus diesen Gründen, daß er es ablehnen muß, eine Bürgschaft für die Aufrechterhaltung von Ruhe und Sicherheit im Lande, soweit ihn eine Verantwortung trifft, zu übernehmen, wenn die Reichsregierung die Kopfzahl und die geschlossenen Formationen der Kaiserlichen Schutztruppe, die dem Lande bei Aufstandsgefahr allein Schutz gewähren kann und durch ihr Vorhandensein die ruhige Weiterentwicklung des Landes gewährleistet, noch weiter zu vermindern gedenkt."

In dieser Resolution des Landesrats, der sich aus den angesehensten, mit den Verhältnissen des Landes wohlvertrauten Ansiedlern zusammensetzt, wird besonders betont, daß „noch zu viele in ihren Stammesorganisationen lebende, mit guten Gewehren bewaffnete Eingeborene im Lande

sind, die eine ernste Gefahr für das Schutzgebiet bilden". Gemeint sind damit die Rehobother Bastards und die Berseba-Hottentotten. Mit Rücksicht auf ihre Bundestreue, mit der sie in den vergangenen Aufstandsjahren zu der deutschen Regierung gehalten und ihr schätzenswerte Dienste geleistet haben, hat man sie im Besitz ihrer Waffen belassen und auch ihre Stammesorganisation unangetastet gelassen — nur ist bei den Bastards mit ihrer Zustimmung nach dem Tode des alten Kapitäns an Stelle eines Nachfolgers ein Bastardrat getreten — obwohl man sich darüber keiner Täuschung hingegeben hat, daß es in erster Linie ihr wohlerwogenes Interesse war, das sie auf unserer Seite festgehalten hat. Bei beiden Stämmen hat es von jeher eine Partei gegeben, die zum Aufstande gedrängt hat, und es hat Zeiten gegeben, wo es schon als sicher schien, daß sie die Oberhand behalten würde. Naturgemäß besteht diese sogenannte Kriegspartei zum größten Teil aus den jungen Leuten und solchen, die nichts zu verlieren haben. Je mehr die Zahl der letzteren zunimmt, desto größer ist die Gefahr, daß ihr Einfluß eines Tages doch ausschlaggebend sein wird. Und sie wächst von Jahr zu Jahr, je mehr die Einwanderung und Ansiedlung der Weißen zunimmt, weil sich dadurch die wirtschaftliche Lage gerade dieser bisher noch über eigenes Land und Vieh verfügenden Eingeborenen immer ungünstiger gestaltet. Ihr Besitz muß sich mit der Zeit vermindern, da sie den Wettbewerb mit den leistungsfähigeren Weißen auf die Dauer nicht aushalten können. Ein früheres oder späteres Losschlagen dieser Eingeborenen ist daher wahrscheinlich. Daß sie sich dazu den Beistand anderer Eingeborenen zu verschaffen trachten werden, ist sicher. Dies dürfte ihnen wohl auch unschwer gelingen, da „weder Hereros noch Hottentotten sich mit der zweifellos erheblichen Verschlechterung ihrer Lage abgefunden haben, die ihnen die Niederwerfung ihres letzten Aufstandes gebracht hat. Sie betrachten die neuen Verhältnisse, in denen sie, die vormals schrankenlos freien Viehzüchter und Jäger, noch nicht heimisch geworden sind und es in der erwachsenen Generation schwerlich jemals sein werden, mit mehr oder weniger verhehltem Trotze und Widerwillen nur so lange als unabänderlich, als ihnen stets die Aussichtenlosigkeit neuer Aufstandsversuche deutlich vor Augen gehalten wird[1])".

Die Zahl der noch vorhandenen Eingeborenen darf nicht zu gering geschätzt werden. Nach der Zählung bei Beginn des Jahres 1912 betrug die Zahl der Männer ca. 33 000. Daß den Eingeborenen unter den jetzigen Verhältnissen ein Aufstand nicht aussichtslos erscheint, zeigen zwei Vorfälle, die sich im vergangenen Jahre zugetragen haben, mit aller Deutlichkeit. In beiden handelte es sich um den Versuch einzelner Eingeborenen, eine Polizeistation — im ersteren Falle Bethanien, im zweiten Gr. Aub — zu überfallen. In ähnlicher Weise haben bisher die meisten Eingeborenen-Aufstände begonnen. Sind derartige Versuche von Erfolg begleitet, so ist bald eine Bande von mehreren hundert Köpfen zusammen und findet sich ein Führer wie Morenga, so stehen wir vor einem neuen großen Aufstande. Nicht weniger als diese geben die letzten Ereignisse in der Kalahari zu denken. Sie liefern den Beweis, daß auch unser zähester Gegner Simon Copper immer noch im Felde steht und wir seines Erscheinens jederzeit gewärtig sein müssen. Auch damit wäre das Signal zu einem Aufstande gegeben.

Auch südlich des Orange sitzt noch ein Teil unserer ehemaligen Gegner

---

[1]) Anmerkung. Vgl. Denkschrift über Gliederung und Stärke der Schutztruppe für Südwestafrika zum Etat 1912 für das Südwestafrikanische Schutzgebiet.

auf englischem Gebiete — Bondels und Bethanier —, dabei der bekannte Führer Abraham Morris. Sie alle warten auf einen Aufstand, um in das Schutzgebiet zurückzukehren und ihre alte Machtstellung zurückzuerobern.

Diesen Gegnern haben wir eine Schutztruppe von 1970 Köpfen gegenüberzustellen. Obwohl erst im vergangenen Jahre eine Verminderung der Schutztruppe um 209 Köpfe beschlossen wurde, faßte der Reichstag eine Resolution, die den Wunsch einer weiteren Verminderung der Schutztruppe ausdrückte. Die Anhänger dieser Resolution beriefen sich auf die Zusicherung des früheren Staatssekretärs Dernburg, die er seinerzeit bei der Begründung der Notwendigkeit des Bahnbaues Windhuk—Keetmanshoop gegeben hat. In der diesbezüglichen Denkschrift hat allerdings der Staatssekretär betont, daß durch diese Schienenverbindung die Möglichkeit einer Herabsetzung der bewaffneten Macht gegeben würde, wobei er eine Kopfstärke der Schutztruppe von ca. 2000 Mann im Auge hatte. Demzufolge ist auch die Schutztruppe von 2430 Köpfen im Jahre 1909 auf 1970 Köpfe im Jahre 1912 vermindert worden. Eine weitere Verringerung ist mit Rücksicht auf die vorstehend geschilderten Verhältnisse nicht angängig; denn eine Bahn kann letzten Endes doch keine Truppe ersetzen, vielmehr nur infolge der Möglichkeit die vorhandenen Streitkräfte schnell zu versammeln bzw. zu verschieben innerhalb gewisser Grenzen eine Einschränkung gestatten. Andererseits darf nicht verkannt werden, daß je längere Bahnlinien vorhanden sind, auch um so mehr Kräfte zu ihrem Schutze erforderlich werden. Hierzu wird ein erheblicher Teil der im Land vorhandenen Mannschaften des Beurlaubtenstandes, zu deren Einziehung der Gouverneur berechtigt ist, in Anspruch genommen werden müssen.

Über die Verstärkung der Schutztruppe durch die Wehrpflichtigen des Schutzgebietes herrschen nun vielfach ganz übertriebene Vorstellungen. Ihre Zahl beträgt ca. 3000 Mann. Von diesen ist zur Verstärkung der aktiven Schutztruppe nur eine geringe Anzahl verwendbar, weil der Mehrzahl die erforderliche Reitfertigkeit sowie Landeskenntnis etc. abgeht. Die brauchbaren Elemente aber — die Farmer — sind bei einem Aufstande zur Verteidigung von Haus und Hof von ihrer Farm unabkömmlich.

Die Schaffung einer gesetzlichen Grundlage für die Heranbildung eines durch Übungen im Schutzgebiet für die besonderen örtlichen Anforderungen erzogenen Beurlaubtenstandes der Schutztruppe, sowie die Einstellung von Freiwilligen in Fällen dringender Gefahr ist Zweck des dem Reichstage seit 1912 vorliegenden Entwurfs eines neuen Schutztruppengesetzes, dessen Verabschiedung jedoch bisher noch auf Schwierigkeiten stieß.

Es steht zu hoffen, daß der Reichstag sich dem Ernste der Lage, der von verschiedenster autoritativer Seite betont worden ist, nicht verschließt und mindestens für eine Reihe von Jahren die Schutztruppe in ihrer bisherigen Stärke beläßt, so daß sie sich endlich auf Grund stabiler Verhältnisse nicht nur in ausreichendem Maße für ihre hohen eigentlichen Aufgaben vorbereiten, sondern auch ohne Schädigung ihrer Ausbildung an den kulturellen, der wirtschaftlichen Entwicklung des Schutzgebietes dienenden Aufgaben wie bisher beteiligen kann.

---

## Die militärische Besetzung Neukameruns und ihre Rückwirkung auf die militärische Lage im Schutzgebiet Kamerun.

Von Hauptmann **Strümpell.**

Das Berner Abkommen vom September 1912 hatte unter anderem die Übergabe des nach dem Marokko-Vertrage vom 4. November 1911 an Deutschland abzutretenden und Kamerun anzugliedernden Teiles von Französisch-Äquatorial-Afrika geregelt. Es bestimmte, daß der größere Teil des fraglichen Gebietes in Gestalt eines breiten, fast an der ganzen bisherigen Grenze sich entlang ziehenden Streifens am 1. Oktober 1912 abzutreten war, während die Abgabe weiteren Gebietes an drei Zeitpunkten derart vor sich gehen sollte, daß am 1. Juni 1913 Neu-Kamerun völlig in deutschen Besitz überging. Gelegentlich der Berner Verhandlungen übermittelte die französische Regierung auch genaue Angaben über die bisherige Verwaltung und Besetzung des von ihr abgetretenen Gebietes. Diese Mitteilungen waren von besonderem Werte, da sie eine Ergänzung unserer bislang nur aus Veröffentlichungen französischer Zeitungen und kolonialer Zeitschriften, oder immerhin lückenhafter Angaben von Reisenden gewonnene Vorstellungen über die bisherige militärische Besetzung von Neu-Kamerun gestatteten, die ja als Grundlage für die erste Besetzung durch die Schutz- oder Polizeitruppe Kameruns dienen mußten. Ein kurzer Überblick sei daher auch an dieser Stelle gegeben:

Der Süden Neu-Kameruns gehörte in seiner größeren westlichen Hälfte Gabun, in der östlichen Mittelkongo an. Mit Ausnahme des schmalen, der Verwaltung der Nordküste unterstellten Zipfels südlich Spanisch-Muni stand er noch unter Militärverwaltung. Drei mit je einer Kompagnie besetzte Militärbezirke waren hier gebildet, von denen „Voleu-Ntem" mit Ojem Minwul, Bitam und N'Zork und „Djuah" mit Gara-Binzam, Minkebe und Suanke zu Gabun gehörten, während „Kudu" mit Soufflay, Les Rapides, Golabied und Sembe einen Teil der Kolonie Mittelkongo bildete. Trotz der starken militärischen Besetzung des Südens konnte die Unterwerfung der Eingeborenen noch nicht vollendet werden. Der Einfluß der Stationen beschränkte sich eigentlich überall nur auf die nächste Umgebung. Vor allem zeigten sich die im Bezirk Kudu ansässigen Sanga-Sanga, gegen welche die französischen Schützenkompagnien noch in den letzten Jahren blutige und langwierige Unternehmungen hatten ausführen müssen, der französischen Regierung gegenüber völlig ablehnend.

Von dem östlichen Teil Neu-Kameruns unterstand nur der heutige Ubanghi-Zipfel der Militärverwaltung. Er bildete einen Teil des zur Kolonie Mittelkongo gehörigen Bezirks „Lobaie" und war besetzt mit einer Kompagnie des sechs Kompagnien starken Schützenbataillons Moyen Congo (Nr. 2)

Mittelpunkt des Bezirks war Mbaiki, ein Posten befand sich in Boda. Im übrigen war der zu den Kolonien Mittelkongo, Ubanghi-Schari und dem Militärbezirk Tschad gehörige Osten, soweit er überhaupt erschlossen war, mit Polizeitruppen besetzt.

Die Sollstärke der französischen Schützenkompagnie betrug 4 Offiziere, 12 Unteroffiziere und 200 Farbige. Sie war jedoch nirgends mehr erreicht, da mit Rücksicht auf die bevorstehende Abgabe des Gebietes Ausfälle an Mannschaften nicht mehr ergänzt waren.

Der früheren französischen Verwaltung und Besetzung schließen sich im großen und ganzen die deutschen Maßnahmen an, soweit sie überhaupt schon zur Ausführung gelangen konnten. Endgültige Entscheidungen vor allem über die etwaige Angliederung von Teilen des Neu-Gebietes an Verwaltungsbezirke Alt-Kameruns, die Schaffung neuer Bezirke und dementsprechend die Besetzung des Gebietes durch Schutz- oder Polizeitruppe sind natürlich erst nach völliger Übernahme und abgeschlossener Grenzregelung zu erwarten. Vorläufig ist im Süden je eine Kompagnie der Schutztruppe in Ojem und Gara-Binzam, also den Mittelpunkten der früheren Bezirke, Voleu-Ntem und Djuah stationiert, der übrige Teil des Südens aber den Bezirksämtern Kribi und Lomie und der Station Jukaduma angegliedert. Letzterer ist auch der südöstliche Teil Neu-Kameruns, das Stromgebiet des Sangha zugeteilt, während zur Besetzung des Ubanghi-Zipfels eine Kompagnie der Schutztruppe bestimmt ist. Der ganze Osten endlich nördlich des Bezirks Jukaduma untersteht zunächst der Militärverwaltung. Und zwar hat die in Dume stehende 9. Kompagnie einen Offizierposten nach Buala an den Uham-Fluß vorgeschoben. Außerdem sichert eine Kompagnie das Gebiet des oberen Logone; als Standort ist einstweilen Baibokum am oberen westlichen Logone zugewiesen. Der frühere französische Bezirk Mao Kebi ist der Residentur Garua angegliedert, von der jedoch das Lamidat Ngaundere, also etwa der südlich des nördlichen Randes des Kamerun-Plateaus gelegene Teil Adamauas abgelöst ist. Er bildet fortan die Residentur Ngaundere, deren Besatzung eine Schutztruppen-Kompagnie bildet. Die weiteren Grenzen dieses Bezirks sind noch nicht bestimmt.

Vier Kompagnien Schutztruppe sind also bisher in ihrer vollen Stärke zur Besetzung Neu-Kameruns herangezogen; außerdem haben zwei Kompagnien Posten in dieses Gebiet vorgeschoben. Diese Teile verfügbar zu machen, war der Schutztruppe in ihrer bisherigen Stärke und der Art ihrer Verwendung nicht möglich. Eine Verstärkung war daher nicht zu umgehen. Sie ist jedoch auf zwei Kompagnien beschränkt, deren eine sogar als „künftig fortfallend“ betrachtet wird, da das Gouvernement sich entschlossen hat, die beiden anderen zur Besetzung Neu-Kameruns erforderlichen Kompagnien durch Zurückziehung der Schutztruppe aus Bezirken Alt-Kamerus verfügbar zu machen, deren weitere militärische Besetzung nicht mehr erforderlich erschien. So wurde zunächst die 10. Kompagnie aus ihrem Standorte Jaunde nach Ojem entsandt und die 8. Kompagnie nach der bereits vorher beabsichtigten Umwandlung der Militärstation Dschang in ein Bezirksamt nach Ngaundere. Die in Jaunde aufgestellte 11. Kompagnie marschierte über Sangmelima nach Gara-Binzam, um von hier aus auch den Posten Minkebe zu besetzen. Die 12. Kompagnie aber, die mit dem alljährlichen Ablösungstransporte auf dem Niger-Benuë nach Garua überführt war, trat von hier den Marsch nach Baibokum an. Nachdem bereits eine Abteilung der 6. Expeditionskompagnie zur Unterstützung der zur Besetzung des fran-

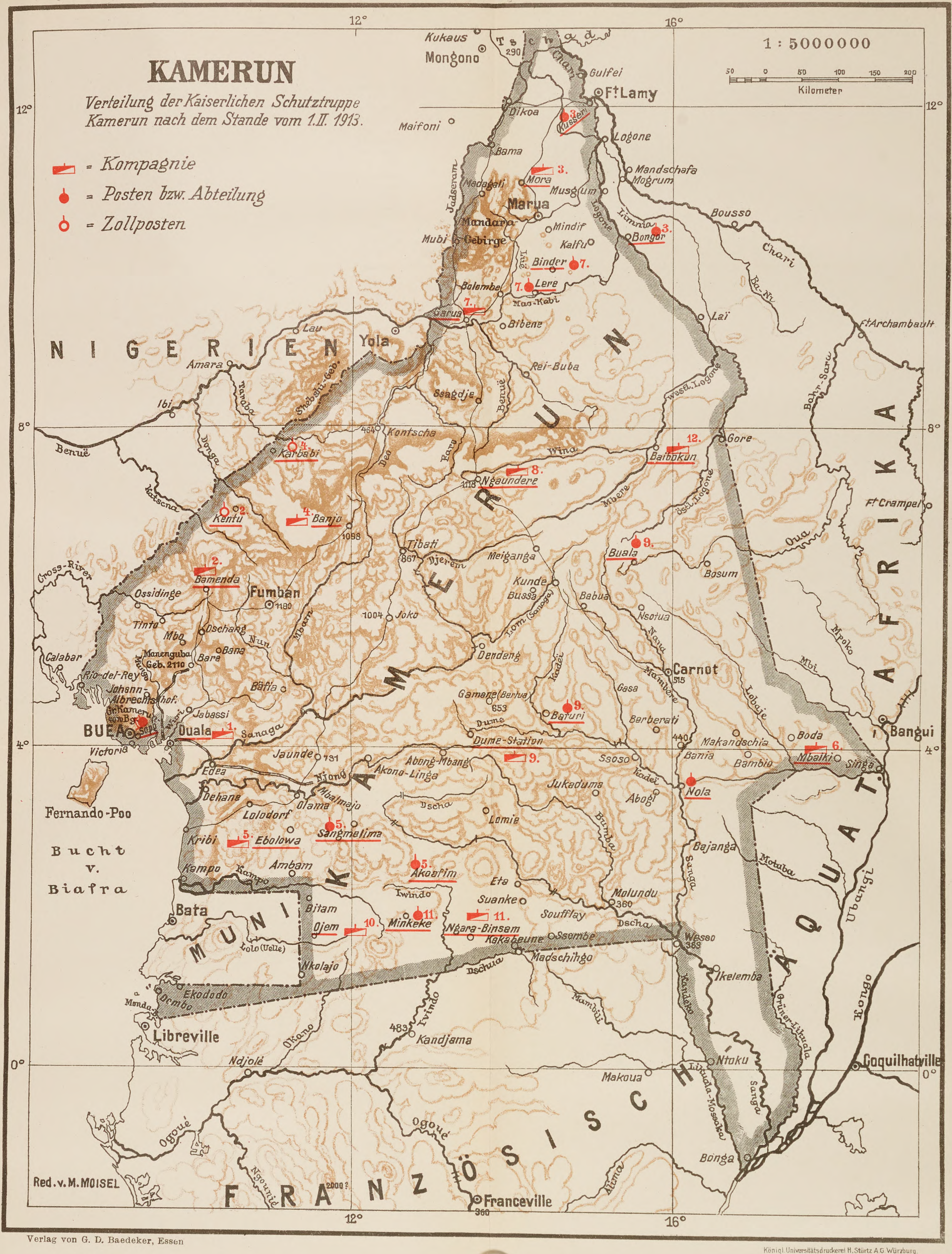
zösischen Postens Soufflay, fortan Ngoila genannt, bestimmten Polizeitruppe dorthin gesandt, später aber nach Nola weiter geschickt war, erhielt die zuvor wieder auf völlige Stärke gebrachte Kompagnie den Befehl, von Soppo den Marsch zur Besetzung des Ubanghizipfels anzutreten. In Soppo ist zunächst nur ein Wachtkommando zurückgelassen, welches von der einzigen noch an der Küste befindlichen Kompagnie, der Stammkompagnie, gestellt wird.

Von einschneidender Bedeutung für die militärische Sicherung des gesamten Schutzgebietes ist also die Angliederung Neu-Kameruns geworden. Ein Blick auf die Karte lehrt, daß nach Fortnahme der Kompagnien aus Dschang und Jaunde und Zurückziehung der Abteilung aus dem Posten Bafia, dessen Gebiet unter die Bezirke Jaunde, Edea und Jabassi aufgeteilt ist, Mittel-Kamerun von Schutztruppe entblößt und an ihre Stelle Polizei getreten ist. Zur Sicherung der sich ungefähr über vier Breitengrade erstreckenden Westgrenze des Schutzgebietes von der Küste bis zur Südgrenze der Residentur Adamaua kommen fortan nur noch zwei Kompagnien in Frage, deren eine, die 4., überdies nach der in baldiger Aussicht stehenden Übernahme des bisherigen Militärbezirks Banjo durch die Zivilverwaltung in andere Teile des Schutzgebietes verlegt werden soll. Diese Maßregeln sind getragen von dem Bestreben der Verwaltung, die Angliederung Neu-Kameruns an das alte Schutzgebiet möglichst billig zu gestalten. Ob auf die Dauer die im Vergleich zu den französischen Streitkräften sehr geringe Machtentfaltung unserer Truppen genügen wird, muß die Zeit lehren.

Nach der Vermehrung um zwei Kompagnien beträgt die Stärke der Schutztruppe Kamerun laut Etatsentwurf 1913 185 Europäer und 1550 Farbige. In die Zahl der Europäer sind wie bisher die zum Gouvernement, also zu der Polizeistammkompagnie, der Zivilverwaltung und dem Sanitätsdienst usw. Abkommandierten einbegriffen.

Für die in den Islamgebieten neu zu verwendenden Kompagnien ist die Bildung berittener Infanterie vorgesehen. Da die Beitreibung der für die berittenen Abteilungen erforderlichen Reit- und Zugpferde und des sonstigen ständig wachsenden Pferdebedarfs des Gouvernements und der Schutztruppe auf immer größere Schwierigkeiten stieß und ohne ernste Gefahren für die Pferdezucht von Adamaua-Bornu nicht mehr durchgeführt werden konnte, sind Mittel zur Errichtung eines Gestüts im nördlichen Adamaua angefordert. Die Leitung dieser Anstalt soll einem Schutztruppenoffizier übertragen werden, dem durch längere Kommandierung zur preußischen Gestütsverwaltung Gelegenheit geboten wurde, seine Kenntnisse über die Pferdezucht an geeigneter Stelle zu vertiefen. Anfangs war beabsichtigt, das Gestüt auf dem Ngaundere-Flachlande zu errichten. Jetzt scheint man jedoch das weidereiche und tsetsefreie Land am Mao-Kebi in der Nähe von Golombe oder Bibene für geeigneter zu halten. Allerdings spricht gegen Ngaundere, daß dem Reitervolk der Fulbe es bislang nicht gelungen war, ein brauchbares Pferd auf dem Hochlande zu züchten, während im Gegensatz dazu die Pferde von Bibene in Adamaua berühmt sind. Es ist mit Bestimmtheit zu hoffen, daß das Gestüt den Pferdebedarf des Gouvernements und der Schutztruppe in naher Zukunft sicher stellen und auch den günstigsten Einfluß auf die Weiterentwicklung der bodenständigen Pferdezucht im nördlichen Kamerun ausüben wird.

Die Anforderungen der Schutztruppe an Waffen und Munition infolge der Vermehrung um zwei Kompagnien gestatteten die Frage der Umbe-




Verlag von G. D. Baedeker, Essen

Königl. Universitätsdruckerei H. Stürtz A G Würzburg.

waffnung der ganzen Truppe in einer die Schlagfertigkeit unserer farbigen Soldaten günstig beeinflussenden Weise zu lösen. Die Schutztruppe hat sich dazu entschlossen, die Umbewaffnung mit Karabinern 98 S im Laufe der nächsten Jahre durchzuführen. Erwähnt sei hierbei, daß die an Zahl unsere Schutztruppe weit übertreffenden militärischen Streitkräfte der Kamerun umschließenden Kolonien Englisch-Nigerien und Französisch Äquatorial-Afrika bereits seit geraumer Zeit mit Mehrladegewehren bewaffnet sind.

Zum Schluß noch eine kurze Betrachtung über die allgemeine militärische Lage in Kamerun im verflossenen Jahre.

Der Besitzwechsel in dem bereits jetzt an Deutschland abgetretenen Gebiete vollzog sich überall in Ruhe und Ordnung und bei zuvorkommender Haltung der französischen Regierungsvertreter. In dem alten Schutzgebiet war die Schutztruppe nur in drei Bezirken zu kriegerischer Tätigkeit gezwungen, nicht um Aufstände zu unterdrücken, sondern um mit den Waffen Erschließung weiterer Teile der Bezirke durchzuführen, wo die friedliche Entwicklung nicht abgewartet werden konnte. So im südwestlichen Bamenda-Bezirke, wo die zwei Kompagnien in dem gebirgigen Grenzgebiete gegen Bascho-Ossidinge die Baminge unterwerfen mußten, und in Banyo, wo es galt, das gut bevölkerte Gebirgsland der Kaka-Heiden zu erschließen, die sich bislang jeder friedlichen Annäherung gegenüber ablehnend verhalten hatten.

Im Bezirk der Residentur Adamaua brach die 7. Kompagnie endlich den Trotz der nur wenige Marschstunden nordöstlich Garua in schwer zugänglichem Klippengebiet hausenden Kangu-Heiden und unterwarf auch die Mubi-Heiden. Dieser zu den Falli-Heiden zählende Stamm bewohnt die schroffen Hänge des westlichen Randes des Mandara-Gebirges unweit des als Marktplatz geschätzten Fulbeortes Mubi. Die Raubgier seiner Angehörigen bildete eine ständige Bedrohung der wichtigen am Westrande des Gebirges entlang führenden Handelsstraße Garua—Mubi—Tschadsee und der das Gebirge überschreitenden Straße Nubi—Gauar—Marua. Ihre Befeindung war daher dringendes Gebot.

---

# Die militärische Lage in Deutsch-Ostafrika.

Von Hauptmann **Bock v. Wülfingen.**

Die militärischen Machtmittel des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika umfassen die Schutz- und die Polizeitruppe. Zur Verteidigung der Küstengebiete und ihrer europäischen Ansiedelungen dienen außerdem die beiden Kreuzer der ostafrikanischen Station.

Die Schutztruppe hat zurzeit einen etatsmäßigen Bestand von 262 weißen Offizieren, Sanitätsoffizieren, Unteroffizieren und Beamten, sowie 2472 farbigen Mannschaften. Sie besteht aus 14 Kompagnien, einem Rekrutendepot, einer Signalabteilung nebst den dazu gehörigen Verwaltungsbehörden. Die Truppe ist kompagnieweise über das ganze Schutzgebiet verteilt. Die Kompagnien liegen teils geschlossen an einem Orte, teils sind sie auf mehrere Posten verteilt, so daß am Hauptorte höchstens $^2/_3$ der Kompagnie vereinigt ist. Im Norden des Schutzgebietes stehen folgende Kompagnien:

Im Kilimandscharogebiet: die 1. Kompagnie in Aruscha mit einem Zuge in Umbulu.

In Usukuma: die 14. Kompagnie in Muansa am Viktoriasee mit einem Zuge in Ikoma.

Westlich des Viktoriasees: zwei Kompagnien: die 7. in Bukoba mit zwei Offizierposten in Ussuwi und Kifumbiro, die 11. in Kissenji am Nordende des Kiwusees mit einem Offizierposten in Mruhengeri.

In der Mitte der Kolonie stehen an der Mittellandbahn: die 10. Kompagnie, das Rekrutendepot und die Signalabteilung in Daressalam, die 4. in Kilimatinde mit einem Zuge in Singidda, die 8. in Tabora, die 6. in Udjidji mit einem Zuge in Kassulo und die 9. in Usumbura am Nordende des Tanganjika. Nördlich der Mittellandbahn die 13. in Kondoa-Irangi.

Der Süden der Kolonie ist folgendermaßen besetzt:

die 3. Kompagnie in Lindi,
,, 12. ,, ,, Mahenge,
,, 2. ,, ,, Iringa mit einem Offizierposten in Ubena,
,, 5. ,, ,, Massoko.

Die Polizeitruppe besteht zurzeit aus 42 Polizeiwachtmeistern etc. und 1840 farbigen Soldaten. Sie ist auf die einzelnen Bezirksämter und Nebenstellen in der Stärke von ca. 30—100 Mann verteilt, die sich je nach der Größe und Wichtigkeit des betreffenden Bezirkes richtet. Polizeiabteilungen sind, wie folgt, stationiert:

Im Norden in: Tanga, Pangani, Wilhelmsthal, Moschi, Aruscha, Kondoa-Irangi, Umbulu, Muansa, Schirati, Kigali.

In der Mitte: Saadani, Bagamoyo, Daressalam, Morogoro, Kisaki, Kilossa, Mpapua, Dodoma, Mkalama, Tabora, Uschirombo, Schinjanga, Udjidji.

Im Süden: Kilwa, Liwale, Mohoro, Ssongea, Neu-Langenburg, Muakete, Bismarckburg, Lindi, Tunduru, Mikindani, wozu noch einige kleinere weniger wichtige Posten kämen.

Während die Polizeitruppe in Kriegszeiten in erster Linie die Sicherung und Verteidigung der Standorte der Verwaltungsbehörden und der vorhandenen Forts und Eisenbahnen übernimmt, ist es Aufgabe der Schutztruppe, den in Frage kommenden Gegner anzugreifen und zur Unterwerfung zu zwingen.

Wir haben zurzeit nur noch vier Kompagnien, deren jeweilige Kompagnieführer mit der Verwaltung der Bezirke betraut sind. Es sind dies:

die 9. Kompagnie in Usumburu: Residentur Urundi,
„ 7. „ „ Bukoba: Residentur Bukoba,
„ 2. „ „ Iringa: Militärbezirk Iringa.
„ 12. „ „ Mahenge: Militärbezirk Mahenge.

Durch die im letzten Jahre erfolgte Loslösung zweier Kompagnien von der Verwaltung war es jetzt möglich, die beiden Kompagnien (4. Kilimatinde und 6. Udjidji) teilweise an der Mittellandbahn zusammenzuziehen, so daß jetzt 4 Kompagnien an der Mittellandbahn bzw. an ihrem künftigen Endpunkte stationiert sind.

Außerdem sind augenblicklich die Stationen an der Mittellandbahn von Daressalam bis Tabora bei einer Länge von rund 850 km mit zirka 400 Polizei-Askaris besetzt. Es kommen also, abgesehen von der Besetzung der vielen vorhandenen Bahnhöfe, zur Sicherung auf 2,12 Kilometer nur ein Mann. Zieht man in Erwägung, daß die Polizeitruppe noch andere wichtige Aufgaben zu erfüllen hat, so ist zu ersehen, daß die vorhandenen Kräfte nicht ausreichen. Es wird dann sehr wahrscheinlich bei erforderlichem Bahnschutz wieder auf die Schutzgruppe zurückgegriffen werden müssen, so daß diese wiederum für ihre eigentlichen Aufgaben nicht ganz zur Verfügung steht.

Es wäre also etwas illusorisch, wollte man jetzt, bei Stationierung von 4 Kompagnien an der Mittellandbahn, davon reden, daß diese jederzeit bei größeren Aufständen ohne weiteres zur Verfügung stehen.

Wenngleich wir augenblicklich über 2 Schutztruppenkompagnien mehr verfügen als vor dem großen Aufstande 1905/06 und seit der Zeit 5 Kompagnien vom Verwaltungsdienst losgelöst sind, wird man bei künftigen größeren Aufständen sicher wieder auf das notwendige Übel plötzlicher Truppenvermehrung bzw. Aufstellung neuer Kompagnien zurückgreifen müssen; denn je mehr neue Werte im Laufe der letzten Jahre im Schutzgebiet geschaffen wurden (Nordbahn, Mittellandbahn, Neugründungen von Missionen, Ansiedlerzentren in Usambara, am Kilimandscharo, am Meru, am Ulugurugebirge, in Mohoro und im Lindibezirk etc.), desto mehr Menschen und Material müssen aufgebracht werden, um diese im Falle der Gefahr zu schützen. Hierzu kommt das ungünstige Stärkeverhältnis der Truppe zur eingeborenen Bevölkerung, die mindestens 10—12 Millionen beträgt,

und der ungeheure Raum, der, abseits von den beiden Bahnlinien, schwer auf die Dauer zu sichern ist.

Nach wie vor wird daher die Aufgabe der farbigen Truppe in Deutsch-Ostafrika sein: Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, Schutz der weißen Niederlassungen, Ansiedlungen und Missionen, Deckung der bestehenden Eisenbahn- und Telegraphenlinien, Verhinderung und Abwehr etwaiger Einfälle der Eingeborenen aus den Nachbargebieten, Beobachtung der Grenzen zur Verhütung des Waffen- und Pulverschmuggels, die Besetzung militärisch, politisch oder als Handelszentren wichtiger Punkte und die stete Bereitschaft gegen etwaige Aufstandsgelüste der farbigen Bevölkerung. Nicht allein Aufstände niederzuschlagen, sondern solche zu verhindern, ist der wesentliche Zweck der Truppe.

Um dies zu erreichen, müssen alle Kompagnien der Schutztruppe ständig mit den Eingeborenen in Fühlung bleiben und über die Verhältnisse ihrer Bezirke orientiert sein. Daneben ist es Aufgabe der Truppe, das vorhandene Nachrichtenwesen, soweit es die militärischen Zwecke erfordern, stetig zu verbessern und weiter auszubauen.

Ersteres wird dadurch erreicht, daß die Kompagnien nach Maßgabe der vorhandenen Mittel häufig Orientierungs- und Erkundungsmärsche unternehmen. Das Material dieser Märsche: Erkundungsberichte und Routenaufnahmen wird dem Kommando der Schutztruppe in Daressalam eingereicht und dient dazu, das dort bearbeitete „Militärische Orientierungsheft für Ostafrika" und die Routenkarte zu verbessern und auf dem laufenden zu erhalten.

Das Nachrichtenwesen wird durch Anlage von Heliographenlinien, wenn möglich mit Anschluß an die Überlandtelegraphen, verbessert.

Wir haben zurzeit folgende Heliographenlinien, die von der Schutztruppe eingerichtet und dauernd besetzt sind:

1. Kilossa-Mahenge,
2. Iringa-Ubena-Muaya-Massoko-Neu-Langenburg,
3. Kilimatinde-Singida bzw. Kondoa-Irangi,
4. Aruscha-Umbulu.

Folgende Linien sind im Bau bzw. werden erkundet:

1. Bukoba-Ussuwi,
2. Muansa-Ikoma-Schirati,
3. Udjidji-Usumbura-Kissenji.

Weitere Linien sind erkundet.

Die Benutzung der ständig in Betrieb befindlichen Linien ist auch Privatpersonen gestattet.

Es ist beabsichtigt, diese Linien so auszubauen, daß die Bedienungsmannschaft der Heliographen in massiven Türmen untergebracht wird, die von wenigen Leuten gut und nachhaltig verteidigt werden können; dieser Anforderung entsprechen am besten Steintürme, deren Türen 3 m über dem Erdboden liegen und nur durch eine einziehbare Leiter zu erreichen sind. Einzelne Türme dieser Art sind bereits fertig gestellt.

Bei weiterer Beurteilung der militärischen Lage müssen auch noch die Fragen erörtert werden, wo erhält die farbige Truppe ihren Ersatz her, und was wird aus den alten verabschiedeten Askaris der Truppe? — Sind beide durchaus zuverlässig und können besonders letztere im Falle eines Aufstandes der deutschen Herrschaft gefährlich werden? — Hierüber folgendes:

Der ideale Zustand, daß die Truppe fast nur aus landfremden Farbigen bestand, ist seit Wißmanns Zeiten bei Niederwerfung des Araberaufstandes 1889/91 nicht mehr erreicht worden. Die Anwerbung von Sudanesen, aus denen die Truppe damals hauptsächlich bestand, mußte bald eingestellt und es mußte auf die eingeborenene Bevölkerung zurückgegriffen werden, um genügenden Ersatz für die Truppe zu erhalten. Die Truppe besteht zurzeit aus ca. 32 % landfremden Askaris mit folgender Stammeszugehörigkeit: Sudanesen, Manjema, Waganda, Wajao, Wawemba, Somali, Abessinier, Zulus etc. Der Rest besteht aus Eingeborenen Deutsch-Ostafrikas und ist hauptsächlich mit folgenden Stämmen vertreten: Waniamwesi, Wasukuma, Wahehe, Wangoni, Wafipa, Wakami, Wasuaheli, Wasaramo, Wasagara, Waseguha, Wagogo etc.

Sachgemäß verwendet, gut gelöhnt, entfernt von ihren Stammesangehörigen und Heimatbezirken werden in absehbarer Zeit die eingeborenen Askaris der Schutztruppe keine Gefahr für die deutsche Herrschaft im Schutzgebiet bilden. Da aber mit allen Möglichkeiten gerechnet werden muß, wird es stets von Vorteil für Land und Truppe sein, möglichst starken landfremden Ersatz zu haben. Versuche dieser Art sind auch im Laufe dieser Jahre mit mehr oder weniger Erfolg mehrfach gemacht worden.

Was die entlassenen Askaris anbetrifft, so sind in den letzten Jahren Bestimmungen getroffen, die die Versorgung der entlassenen Leute regeln. Zweck dieser Versorgung ist, gut gedienten Leuten nach langjähriger Dienstzeit bzw. bei Kriegsinvalidität Unterhalt zu gewähren und sie somit der deutschen Herrschaft weiter zu verpflichten. Diese fortlaufenden Beihilfen werden von Jahr zu Jahr bewilligt, und zwar nur an solche Personen, die sich im Schutzgebiete aufhalten. Die Einziehung der Beihilfe ist nur dann vorzunehmen, wenn Betätigung feindlicher Gesinnung gegen die Regierung vorliegt. Außerdem können noch einmalige Unterstützungen an landfremde Askaris gezahlt werden, die sich nach ihrer Entlassung aus der Truppe in der Kolonie ansiedeln wollen. Hierdurch ist es möglich, viele alte Sudanesen ans Land zu fesseln, die man im Falle eines Aufstandes als willkommene Verstärkung zur Truppe einziehen kann. Abgesehen hiervon wird es jedem Askari, der entlassen wird, zur Pflicht gemacht, sich im Falle von Unruhen sofort bei der seinem Wohnsitz zunächst liegenden Kompagnie (oder Bezirksamt) zu melden.

Was nun die Unternehmungen der Schutztruppe im letzten Jahre anbetrifft, so fand sie nur Verwendung bei Bestrafung von unbotmäßigen Eingeborenen in den Bezirken Moschi, Udjidji, Urundi und Ruanda. Die Unternehmungen gingen nicht über den Rahmen polizeilicher Maßnahmen hinaus.

Zum Schlusse möge noch die Bildung von Schützenvereinen in der Kolonie erwähnt werden. Wir haben zurzeit an folgenden Plätzen Vereine: In Daressalam, Tanga, Morogoro, Moschi, Wilhelmsthal, Schumewald, Dodoma, Aruscha und am Meru. Der Hauptzweck der Vereine, Förderung des Schießsports, erfährt von seiten der Verwaltung die weitgehendste Unterstützung. Waffen und Munition können aus amtlichen Beständen, sowie Scheibenstände und Anzeiger-Personal zur Verfügung gestellt werden. Die Mitglieder der Vereine werden daher im Falle der Not und Gefahr zur Verstärkung der Schutztruppe eingezogen, bei ev. Verteidigung der Kolonie gegen innere und äußere Feinde gute Dienste leisten können.

# Aus dem Seelenleben der Eingeborenen.

Von Professor **Carl Meinhof.**

Um Verständnis für die Denkweise der Eingeborenen unserer afrikanischen Kolonien in immer weiteren Kreisen zu erwecken, habe ich im Laufe dieses Semesters angefangen, Vorlesungen über afrikanische Rechtsgebräuche zu halten. Ich war mir darüber klar, daß dazu eigentlich ein gründlicheres juristisches Wissen gehört, als ich es besitze, aber ich nahm an, daß meine aus langjähriger Beschäftigung mit dem Stoff hervorgegangene Kenntnis für die Fachleute eine wichtige Anregung bieten könnte. Bei der Vorbereitung zu diesen Vorlesungen ist mir noch stärker als bisher die Beobachtung entgegengetreten, wie eng für den Afrikaner Recht und Religion zusammenhängt. Sicher sind ja die mythologischen Vorstellungen nicht die einzige Quelle seines Rechts, aber doch eine sehr wesentliche. Er ist überzeugt, daß die Ahnen, die ihm die Sitten und Rechte des Volkes überliefert haben, darüber wachen, daß er sie auch in Zukunft beobachtet. Der Häuptling ist nicht nur politisch und wirtschaftlich den anderen überlegen, sondern vor allen Dingen umgeben von religiöser Weihe. Er hat dem dürstenden Lande Regen zu schaffen, er muß in allgemeinen Nöten für das Volk beten und opfern. Als schlimmstes Verbrechen gilt meist die Zauberei, und man hält sich für berechtigt, die widerwärtigste Grausamkeit anzuwenden, um sie zu beseitigen. Als Beweismittel vor Gericht wendet man mancherlei Gottesgerichte an, Giftproben, Feuer- und Wasserproben, gefährliche und ungefährliche Formen. Die von der Religion losgelöste, profane Rechtsanschauung des Europäers ist dem Eingeborenen zunächst sehr fremd. Um so wünschenswerter ist es, daß die europäischen Richter und Beamten einen Einblick in die Denkweise des Eingeborenen gewinnen. Dabei darf man nicht vergessen, daß die verschiedenen Stämme recht verschiedene Anschauungen haben, zumal sie sich auch wirtschaftlich und rassenmäßig stark voneinander unterscheiden.

Eine mit Gesetzeskraft versehene Kodifizierung ist nicht zu raten, da sie den zufällig heute vorhandenen Zustand festnagelt und die Assimilation des Rechtsempfindens der Afrikaner an das unsere geradezu verhindert. Dagegen wäre es wünschenswert und notwendig, noch eifriger und umfangreicher als bisher die vorhandenen Rechtsanschauungen zu sammeln und diese Sammlungen dem zuständigen Richter für informatorische Zwecke in die Hand zu geben.

Von ähnlichen Gedanken wie ich selbst wurde Oberstabsarzt a. D. Dr. Dempwolff geleitet, als er im Museum für Völkerkunde in Hamburg Vorlesungen abhielt über die medizinischen Anschauungen der Eingeborenen. Auch er kam zu dem Resultat, daß die magischen Vorstellungen dabei eine

sehr große Rolle spielen. Die Ärzte der Eingeborenen sind zugleich Zauberpriester, ihre Diagnosen wie ihre Medikamente sind größtenteils magisch. Man nimmt an, daß irgend ein Dämon den Kranken besessen habe, daß er von bösen Menschen verzaubert sei, daß seine eigene Seele im Jenseits ein Versprechen abgegeben habe, bald wiederzukommen oder daß Gott ein unheilbares Leiden über den Kranken verhängt habe. Allerlei Amulette und Opfer, Enthaltung von bestimmten Speisen, zauberische Weihen und Tänze werden als Heilmittel empfohlen. Der in den Kranken hineingezauberte Gegenstand wird vom Arzte herausgesaugt, der böse Zauberer wird aufgespürt und verbrannt, die Toten werden befragt, warum sie die Lebenden quälen u. dgl. m. Daneben werden auch ganz verständige therapeutische Methoden angewandt, z. B. Arzneien, Waschungen, heiße Packungen, Dampf- und Schwitzbäder u. dgl. m. Aber auch diese Mittel sind wohl ursprünglich als magisch wirksam angesehen worden. Manchem Freunde der Afrikaner wird es deshalb, wie ich hoffe, lieb sein, wenn er unsere heutige Kenntnis ihrer Religionen einmal zusammengefaßt sieht. Ich habe solchen Überblick über das Wichtigste versucht [1]), freilich nicht in der Absicht, etwas Erschöpfendes zu bieten, auch ist natürlich das meiste nicht neu. Aber einiges, wie z. B. die Sonnenanbetung bei den Wairamba, die von Dr. Obst beobachtet wurde, war noch nicht genügend bekannt, wenn wir auch aus manchen Gottesnamen entnehmen konnten, daß ein Zusammenhang mit dem Sonnenkult vorlag. Überraschend werden vielen Lesern auch die von mir mitgeteilten Gallagebete sein, obwohl sie aus einem älteren Werk von Paulitschke entnommen sind. Sie leiten wieder darauf, daß asiatische Religionen, wahrscheinlich auch das Christentum, in vorislamischer Zeit Afrika stärker beeinflußt haben als wir dachten, und es ist wohl möglich, daß der „naive Monotheismus" mancher Afrikaner diesen Ursprung hat.

Außerdem möchte ich ganz besonders hinweisen auf ein Meisterwerk linguistischer Sorgfalt, das uns im Jahre 1911 noch geschenkt wurde aus dem Nachlaß des im Jahre 1875 schon verstorbenen Afrikaforschers Dr. W. H. J. Bleek: Bushmann Folklore. Das Buch ist von der gelehrten Schwägerin des Verfassers Lucie C. Lloyd herausgegeben und bleibt ein Denkmal selbstloser Gelehrtenarbeit für sie und den Verfasser. Die Zartheit und Poesie der mythologischen Anschauungen bei den Buschleuten ist gerade so überraschend, wie der Kunstsinn, mit dem sie ihre Gemälde anfertigen. Wenn ein Mensch stirbt, so fällt ein Stern herunter. Die Sterne wie die Seelen der Menschen sind im Wasser. Der Regen nimmt die Mädchen hinweg und sie blühen dann als Blumen aus dem Wasser hervor, aber wenn man, von ihrer Schönheit angelockt, versucht, sie zu pflücken, dann versinken sie in die Tiefe. Das erinnert mehr an deutsche Märchen als an Buschleute, und doch sind die Originalberichte in Buschmannsprache aufgezeichnet und an ihrer Zuverlässigkeit ist kein Zweifel möglich.

Der moderne Europäer kann sich zunächst schwer darein finden, daß das Seelenleben der Eingeborenen so viel Studium verlangt und doch ist es ratsam, sich darum zu kümmern. Die unangenehmen Überraschungen, die uns der Eingeborene gelegentlich bereitet, entstammen doch zumeist dem Gebiet seiner religiösen Vorstellungen. Erst wer diese Vorstellungen kennt, kennt den Eingeborenen einigermaßen. Nun liegt es ja auf der Hand, daß durch die stetige Berührung mit dem Europäer und durch den gesteigerten

[1]) Die Religionen der Afrikaner. Berlin. Missionsbuchhandlung. 1912.



Verkehr der verschiedenen Stämme untereinander die altererbten Anschauungen schwinden. Aber das ist ein gar nicht harmloser Vorgang. Mag die Moral des Eingeborenen noch so bescheiden sein, sie ist immerhin eine gewisse Schranke. Fällt der Respekt vor dem alten Häuptlingsgeschlecht, vor der alten Sitte und den zauberischen Mächten, so fällt eben diese letzte Schranke hin und das Resultat ist jener sittliche Lump, wie wir ihn unter der Küstenbevölkerung der exotischen Länder ja zur Genüge kennen. Da muß mit Ernst an dem Aufbau einer neuen inneren Welt bei dem Eingeborenen gearbeitet werden, von der aus er seine sittlichen Pflichten begreift. Das ist die Aufgabe der Schule und Kirche, wie in der Heimat, so auch draußen [1]). Auch die Presse hat ihren Anteil daran, und die stets wachsende Zahl von Blättern in Eingeborenensprachen leistet hier gute Dienste. Freilich auch unser alter Gegner, der Islam, benützt dieses Mittel und verbreitet jetzt von Zanzibar aus Nachrichten über die Erfolge der Türken, die zwar frei erfunden sind, aber darum doch auf die Muhammedaner in Ostafrika wirken [2]) — natürlich nicht im europäerfreundlichen Sinn.

Welche Zukunftsträume auch den ostafrikanischen Muhamedaner beherrschen können, beweist ja u. a. auch das große Heldengedicht von dem Sieg Muhammeds über den christlichen Kaiser Heraklius [3]), das ich aus dem Nachlasse von C. G. Büttner in Suahelisprache und mit deutscher Übersetzung versehen, veröffentlicht habe [4]). Das Gedicht wurde vor etwa 50 Jahren von D. Krapf in Ostafrika gefunden und ist noch heute den gebildeten Suaheli wohlbekannt und wird, wie ähnliche Gedichte, bei Trauerfeiern gern gelesen.

Das Tor, durch das man eintritt in das Verständnis des afrikanischen Geistes, ist die Sprache. Da hat uns das vergangene Jahr wieder einige wichtige Neuerscheinungen gebracht.

Das Bäßlerarchiv veröffentlichte eine Reihe von schönen Mono-

---

[1]) Es kann nicht meine Aufgabe sein, auf die umfangreiche Missionsliteratur des vergangenen Jahres im einzelnen aufmerksam zu machen. Aber ich möchte doch einiges hervorheben, das mir der Beachtung besonders wert erscheint.

H. Römer hat sein fesselndes Buch über die Indianermission der Brüdergemeinde neu herausgegeben: Die Indianer und ihr Freund David Zeisberger. Herrnhut 1912.

Ich wünsche dem Buch die weiteste Verbreitung in Kolonialkreisen. Die fürchterliche, kaltherzige Grausamkeit, mit der die Weißen der Indianermission ein Ende machten, indem sie die Christengemeinde verjagten und schließlich einfach abschlachteten, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden. Das darf nicht sein, und die guten Erfolge der Indianererziehung in Kanada beweisen heute, wie verkehrt man handelte, indem man der Mission die Arbeit erschwerte.

Ein zweites, sehr wertvolles Buch, das ich empfehlen möchte, ist die Schrift von P. E. Johanssen über Ruanda, Bielefeld 1912. Das Buch wird allen, die sich für das schöne Land und seine merkwürdigen Bewohner interessieren, eine sehr wertvolle Lektüre bieten.

Schließlich möchte ich aufmerksam machen auf die von dem katholischen Professor Schmidlin in Münster herausgegebene „Zeitschrift für Missionswissenschaft". Diese gut redigierte wissenschaftliche Zeitschrift scheint mir neben der protestantischen Allgemeinen Missionszeitschrift einem wirklichen Bedürfnis zu entsprechen. Erfreulich scheint es mir auch, daß die katholische Mission sich mehr als bisher dem Problem der Muhammedanermission zuwenden will. Vgl. den Artikel von Froberger, S. 336 ff., Heft 4, Jahrg. 2.

[2]) Vgl. die Abwehr dieser Berichte in Pwani na Bara, Daressalam, Dezember 1912. S. 4.

[3]) Vgl. Jahrbuch III. S. 96.

[4]) Zeitschrift für Kolonialsprachen. 1911/12.

graphien über einzelne Stämme Afrikas und der Südsee. Die Zeitschrift für Kolonialsprachen, die Mitteilungen des Seminars für Orientalische Sprachen, der Anthropos und seine Beihefte lieferten wichtige Beiträge zum Verständnis der Eingeborenen.

Ein wertvolles neues Buch führt uns nach Kamerun. Zum erstenmal ist hier ein größeres Werk über eine Sprache dieser Kolonie erschienen — es ist die Darstellung des Basa von dem inzwischen leider verstorbenen Missionar G. Schürle [1]). Sein Buch ist für den Ethnographen außerordentlich wichtig, da es eine große Fülle wertvollster Notizen enthält, z. B. über die Anbetung des Mondes, warum Frauen keine Schlangen und keine Hunde essen dürfen u. dgl. m.

Auf das Werk von Westermann über die Schilluk sei noch besonders verwiesen [2]). Es handelt zwar von einem Volk des ägyptischen Sudan, aber ich glaube, die Lektüre seines Buches wird allen denen nützlich sein, die sich für die Masai und andere Hamitenstämme Ostafrikas interessieren. Nicht als ob die Schilluk Hamiten wären — das sind sie nicht. Aber sie sind hamitisch beeinflußt, und Westermann hat das Verhältnis der sudanischen Niloten zu den hamitischen Niloten vortrefflich dargelegt.

Es gibt ja noch immer Gelehrte, die sich nicht überzeugen wollen, daß wir es in Afrika mit total verschiedenen Sprachen zu tun haben, ebenso wie es total verschiedene Rassen gibt.

Mir scheint es evident zu sein, daß das Vorkommen verschiedener Rassen darauf hindeutet, daß diese Menschen ursprünglich nicht zusammen wohnten, sondern erst später zusammentrafen. Wenn das richtig ist, dann spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie sich auch verschiedener Sprachen bedient haben. Selbstverständlich ergaben sich im Laufe der Zeit allerlei Mischungen in anthropologischer und linguistischer Hinsicht durch das lange Nebeneinanderwohnen. Aber diese Mischungen hindern nicht, den ursprünglichen Zustand zu erkennen.

Wenn die eine Sprachgruppe das grammatische Geschlecht nicht kennt, den Plural in der Regel nur durch ein Suffix bildet, keinen Ablaut hat, keine vom Stamme abgeleiteten Verba, aber dafür einsilbige Wurzeln, musikalischen Ton, bescheidene Formenlehre und strenge Syntax — wenn die anderen Sprachen aber von alledem das Gegenteil haben, so sind das eben zwei ganz verschiedene Organismen, und wenn die eine Gruppe von Menschen mit vorwiegend nigritischem, die andere von Menschen mit vorwiegend kaukasischem Typus gesprochen wird, so dürfte für jeden Unbefangenen klar sein, daß hier eben zwei Rassen mit verschiedener Sprache und Geschichte aufeinander getroffen sind. Mit Vokabelvergleichung ist da allerdings nicht viel ausgerichtet. Vokabeln sind unsichere Wegweiser — wohin werden lateinische, griechische, arabische Worte verschlagen und beweisen für die Zusammengehörigkeit von Sprachen gar nichts!

Ich glaube deshalb, daß man es mir mit der Zeit Dank wissen wird, wenn ich die linguistische Seite des Hamitenproblems bearbeitet habe und Herrn v. Luschan gebeten habe, bei dieser Gelegenheit auch die anthropologische Frage zu behandeln [3]). Denn es scheint mir für die Beurteilung

[1]) Hamburg, Friederichsen 1912.

[2]) The Shilluk People. Philadelphia 1912.

[3]) Die Sprachen der Hamiten. Nebst einer Beigabe: Hamitische Typen von Felix von Luschan. Mit 33 Abbildungen auf 11 Tafeln und einer Karte. Hamburg, Friederichsen 1912.



der Eingeborenen durchaus notwendig zu sein, daß man sich über die großen Verschiedenheiten der afrikanischen Rassen klar ist.

Für die Erforschung der Südseesprachen wird es nützlich sein, daß am Kolonialinstitut in Hamburg jetzt auch regelmäßig Vorlesungen und Übungen in melanesischen und mikronesischen Sprachen stattfinden.

Das Seminar für Orientalische Sprachen hat kürzlich sein 25 jähriges Jubiläum gefeiert, in Hamburg hält man seit Jahren Sprachkurse in allerlei Kolonialsprachen, und immer noch laufen Anfragen ein, ob es denn auch schon Lehrbücher in Kolonialsprachen, gibt. Da sei noch besonders hingewiesen auf die bereits viele Bände umfassenden „Lehrbücher" und das „Archiv für das Studium deutscher Kolonialsprachen", das vom Orientalischen Seminar herausgegeben wird, und auf die kleinen Sprachbücher, die die Firma D. Reimer unter dem Titel „Deutsche Kolonialsprachen" veröffentlicht, von denen jetzt das vierte Heft „Duala" erschienen ist.

Ein Geheimnis nach dem anderen wird uns in Afrika enthüllt und eine Schar tüchtiger Männer ist dabei am Werk, vor allen Dingen deutsche Landsleute. Kaum ist die große Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg ins Innere von Kamerun beendigt und hat eine Fülle von Schätzen mitgebracht, die noch der Erforschung und Bearbeitung harren [1]), da erzählt uns L. Frobenius [2]) von einem früher zwar schon geahnten, aber doch noch nicht klar erkannten Kulturmittelpunkt im westlichen Sudan und bringt ethnographisches Material, das uns in Erstaunen setzen muß. Vielleicht lassen sich mit Hilfe dieser Entdeckungen manche Rätsel lösen, die Westafrika uns aufgab, besonders die Religionen von Togo und Yoruba und die wunderbare Kunst von Benin.

Afrikas Eingeborene sind nicht die verächtlichen Nigger, als die man sie leider noch oft betrachtet, sondern es lohnt sich, sich ernsthaft mit ihnen und ihrer Geistesart zu beschäftigen.

---

[1]) Innerafrika-Expedition Sr. Hoheit des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg 1910—1911. — Adolf Friedrich, Herzog zu Mecklenburg. Vom Kongo zum Niger und Nil. Leipzig, Brockhaus 1912.

[2]) Leo Frobenius, Und Afrika sprach.... Berlin 1912.



# Die Bedeutung der evangelischen Mission für die Ansiedlung Deutscher in unsern tropischen Kolonien.

Von Pastor **Gleiß,** Missionar in Wuga.

Die Gründer der evangelischen Missionsarbeit, Männer wie Graf Zinzendorf und August Hermann Franke, haben bei ihren weitschauenden Plänen für die Ausbreitung des Reiches Gottes ihr Augenmerk auf die Heidenvölker der Welt gerichtet, daß ihnen das eine Evangelium gebracht würde. Die Arbeit der evangelischen Mission hat sich ausgebreitet über Völker und Länder; von immer neuen Völkern hat sie berichtet durch die Welt hin, ihr Einfluß ist ein tiefgreifender geworden, sie hat Völker um Völker mit ihrer Botschaft bekannt gemacht und es erlebt, daß ihre Botschaft in den Völkern Wurzel gefaßt hat, daß sie angefangen hat, neue Kräfte in den Völkern der Erde zur Erscheinung kommen zu lassen. Ihre Wirksamkeit war auf das Zentrum der Menschen, auf die Seelen, gerichtet, aber die Erfahrung der zweihundertjährigen Wirksamkeit evangelischer Mission hat es immer mehr herausgestellt, daß im Gefolge dieser aufs Zentrum gerichteten Tätigkeit eine Macht gewaltiger Kultureinflüsse einherschritt. Die Geschichte hat der evangelischen Mission das Zeugnis gegeben, daß sie Kulturträgerin in eminentem Sinne ist. Wer darum den heutigen Stand unserer jungen tropischen Kolonien richtig beurteilen will, kann an diesem geschichtlich gewordenen Kulturfaktor, der evangelischen Mission, nicht vorübergehen.

In Westafrika war die evangelische Mission schon lange an der Arbeit, als unsere dortigen Kolonien deutsch wurden; anders in Ostafrika. Da setzte eine wirklich energische Durchdringung der Völker mit dem Evangelium von seiten der deutschen evangelischen Missionen erst mit dem Beginn deutscher Kolonisation ein, während bis dahin englische evangelische Mission schwere vorarbeitende Pionierarbeit getan hatte. In Deutsch-Ostafrika ging zeitlich Kolonisation und Evangelisation nebeneinander, während es dadurch, daß verschiedene evangelische Missionsgesellschaften an den verschiedensten Punkten der Kolonie einsetzten und von neu geschaffenen Zentren aus arbeiteten, möglich wurde, daß der deutsche Ansiedler, als er ins Land kam, meist schon evangelische Missionsstationen vorfand.

Der deutschen evangelischen Mission eignet die dem deutschen Volk als solchem vielfach zugesprochene Eigenschaft der Langsamkeit und Gründlichkeit in hohem Maße; beides Eigenschaften, die bei großen Neuschöpfungen, wie dem Erwerben und erstlichen Erschließen großer Kolonien, bei der Durchdringung der Völkermassen Ostafrikas mit deutschem Einfluß nicht

am Platz zu sein schienen. Es sollte am liebsten alles im Sturm gehen und die eingesetzten Werte in wenig Jahren ins Mutterland vervielfältigt zurückfließen. Deutschland mußte bis vor wenig über zwei Jahrzehnte stets in fremden Kolonien unter fremden Kolonialmächten seine Arbeit der Missionierung der Völker tun. Alle politischen Interessen und Nebenabsichten waren für die deutsche evangelische Mission unmöglich, sie war einzig und allein auf die zentralste Wirksamkeit der Durchdringung der Völker mit der von dem Namen Jesu ausströmenden Kraft angewiesen. Das schützte die deutsche evangelische Mission vor politischen Treibereien und gab ihr den festen geschichtlichen Hintergrund auch in unseren neuen deutschen Kolonien. Gar manches Mal ist der stürmische Kolonialfreund der echt deutschen Langsamkeit und Gründlichkeit der evangelischen Mission im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung entgegengetreten. Schnell sollte die evangelische Mission ihren Einfluß im Interesse des Deutschtums und der Aufnahmefähigkeit der Völker für deutschen Einfluß und deutsche Waren durchs Land geltend machen, sollte es möglichst schnell erwirken, daß die kulturunbedürftigen Völker kulturbedürftig würden zum Vorteil des deutschen Ansiedlers, des deutschen Kaufmanns, des deutschen Volkes. Daß biblisch und geschichtlich festgelegte Grundlinien der evangelischen Mission ihren Weg klar vorgezeichnet hatten, wurde gar manches Mal vergessen.

Es gehört zum Grundzuge der evangelischen Mission durch die Welt hin, daß sie zunächst die Völker, unter denen sie arbeitet, kennen zu lernen sucht, dort die Weisheit Indiens und Japans, hier die Unweisheit afrikanischer unkultivierter Völker. Sieht sie, daß der Neger nicht auf ihrem ihr vom deutschen Volke mitgegebenen geistigen Niveau steht, so vertieft sie sich in langsamer forschender Arbeit in die Gedanken- und Anschauungskreise dieser tiefstehenden Völker und sucht durch langsam stetige Arbeit und ruhige Festigkeit in Jahren oder Jahrzehnten das Vertrauen der umwohnenden Leute, Dörfer und des Volkes zu erwerben, auch wenn es oft nur ein kleiner Volksstamm ist, der für das große Kolonialreich ohne Bedeutung zu sein scheint. Gewinnt die evangelische Mission so langsam das Vertrauen des Volkes bzw. zunächst einzelner Glieder desselben, so hat sie den Boden bereitet, daß auch ihre Botschaft angenommen werden kann.

Vertrauen wird überall langsam gewonnen und vielleicht bei afrikanischen Negervölkern noch langsamer als sonst wohl in der Welt. Wie groß ist ja auch der Abstand zwischen Europas und Deutschlands Kulturreichtum und des ostafrikanischen Negers Kulturarmut. Durch die energische deutsche Arbeit in den tropischen Kolonien hat sich der Strom deutscher Kultur fast in erdrückender Schnelligkeit von kurzen 10, 15 Jahren über die Völker ergossen. Jeder im Lande mußte mit an diesem Sturmlauf teilnehmen, der Jäger und Ansiedler, der an seinem einsamen Platz gerne allein und unberührt vom Kultureinflusse geblieben wäre, wie der Missionar, der vielleicht in Jahren keinen deutschen Landsmann zu sehen bekommen hatte, alle mußten sie teilnehmen an diesem Sturmlaufe durch das Zentrum Afrikas hindurch mit Eisenbahn und Automobil, mit Telepraph und Telephon, mit Telefunken und Maschinen. Ob gewollt, ob ungewollt, lag plötzlich eine Eisenbahnstation neben der einsamen Farm, den Märchenzauber afrikanischer Einsamkeit unbarmherzig zerreißend. Da hat die kulturschwangere Wirklichkeit manchen schönen Traum zerrissen, nicht nur des als Einsiedler

lebenden Missionars, sondern ebensowohl des der Kultur entflohenen, der Einsamkeit frohen Pflanzers.

Aber war der Traum zerstört durch die rauhe Wirklichkeit, so war die evangelische Mission die letzte, die sich wieder in die Träume zurückwiegen ließ, sie arbeitete mit der Zeit vorwärts und benutzte auch ihrerseits die Vorteile und Wirkungen der Kultur. Es ist hier nicht der Platz, darauf hinzuweisen, was die evangelische Mission gerade in Deutsch-Ostafrika an Kulturwerten geschaffen hat durch Wegebauten, Bauten usw., das haben fremde Beobachter der evangelischen Mission des öfteren berichtet, aber es ist wichtig zu betonen, daß die evangelische Mission in diesem heranstürmenden Kulturstrom als stetiger feststehender Faktor dasteht, nicht alles neue ablehnend, wie schon erwähnt, sondern es in die Verhältnisse einreihend und richtig benutzend für die Völker. Maschinelle Anlagen verschiedener Art finden sich auch auf evangelischen Missionsstationen hin und her durch Deutsch-Ostafrika, mit der Absicht, die Fähigkeit des Negers auch durch diese Kulturmittel zu heben und sie heranzuziehen, als Hilfskräfte mitzuwirken an der Förderung deutscher Kultur durch Deutsch-Ostafrika. So ist es nicht zufällig, daß die evangelischen Missionen eine große Schar von Handwerkern, Maurern, Tischlern, Schneidern ausgebildet hat, die bei ihr sich ihre Tüchtigkeit erwarben und den wachsenden Bedürfnissen der neuen Zeit zu dienen fähig wurden.

Der deutsche Ansiedler in den tropischen Kolonien ist auf die Hilfe des Negers angewiesen. Er kann selbst nicht alles anfassen und selbst ausführen, wie er es in der Heimat als Handwerker oder kleiner Bauer gewohnt gewesen ist. Er ist auf den Neger angewiesen. Der Ansiedler ist der Kopf, der Neger ist das Glied, das des Herrn Willen ausführt. Vom kleinsten Ansiedler bis zum großen Plantagenbesitzer mit Hunderten von Arbeitern ist in den tropischen Kolonien gegeben, daß der Weiße der Bestimmende, der Neger der Ausführende ist, der Deutsche die Dynamomaschine, der Neger die an richtiger Stelle angesetzte Kreissäge, die die Kraft verwertet. Der deutsche Ansiedler ist auf den Neger angewiesen, und die evangelische Mission ist für den Neger da. Da liegen die Punkte, wo Ansiedlung und evangelische Mission einander berühren.

Die evangelische Mission ist nicht eine Art Ansiedelungskommission, die dem Ansiedler mit Rat und Tat beistehen soll in seinen oft mancherlei Schwierigkeiten, vor allem im Beginn seiner dornenvollen Arbeit im fremden tropischen Lande. Nein, das ist die evangelische Mission nicht; wer das von ihr verlangt, kennt ihr Wesen und ihre Bedeutung nicht. Gewiß sind der Beispiele unzählige, wo evangelische Missionare als Deutsche, als Christen, als Freunde dem Ansiedler mit Rat und Tat beigestanden haben, ihm geholfen über die ersten Schwierigkeiten hinwegzukommen, in Krankheitsnöten ihm beigestanden, aber ich betone es klar, das hat mit der evangelischen Mission und ihrer Aufgabe für die Kolonien nichts zu tun. Wird das nicht klar ausgesprochen, so folgen leicht Mißverständnisse, daß der Ansiedler etwaige Rückschläge auf pekuniärem Gebiet mangelnder Hilfe seitens der evangelischen Mission in die Schuhe schiebt. Der große Plantagenbesitzer und der verständige Kleinsiedler lehnen darum in richtiger Wertung der Verhältnisse jeglichen direkten Einfluß der evangelischen Mission auf ihre wirtschaftliche Entwicklung ab. Die evangelische Mission hat mit Arbeiterzuführung u. dergl. für die Ansiedlungen Deutscher nichts zu tun.

Im einzelnen und im kleinen werden da immer Beziehungen und Verwicklungen eintreten. Arbeiter, Tischler, Maurer hätte der eintretende fremde Deutsche zu gerne aus den Reihen der eingearbeiteten Leute der Mission, die in den dortigen Betrieben schon zu Hause sind, statt daß er wieder neue Leute sich anlernen soll. Da ist in persönlichem Entgegenkommen seitens der evangelischen Missionare viel getan, aber für die evangelische Mission müssen wir jede derartige Verpflichtung zur Hilfe ablehnen, als ihrem Ziel weit abliegend. Daß die evangelische Mission eben mit weitschauendem Blick auf die Völker die Verhältnisse beobachtet und beurteilt, und auch auf diesem Gebiete helfend einspringt, mag nur an einem Beispiel aus der Geschichte West-Usambaras gezeigt werden, wo die Ansiedlung eifrig eingedrungen ist. Die evangelische Mission beantragte bei dem Kaiserlichen Gouvernement, daß, um unrechtmäßigen Übergriffen auf die Neger als Plantagenarbeiter ein wirksames Mittel entgegenstellen zu können, eine unter der Aufsicht der Regierung stehende, auf eine bestimmte Summe von Arbeitstagen im Jahr festgesetzte Arbeitsleistung von den Eingeborenen des Landes verlangt würde, die der einzelne bei irgend einem Europäer beliebig abarbeiten könne. Der Erfolg dieser Regelung der Arbeitsleistung im Interesse der Ansiedler, im Interesse der Deutschen des Landes war der, daß der Arbeitgeber besser mit Arbeitern versorgt war, und daß der Neger, statt willkürlich dem einzelnen Plantagenbesitzer überlassen zu sein, diesen regelmäßigen Arbeitsdienst als unter Leitung der deutschen Regierung stehend erkannte und als eine verständige Maßregel bald schätzen lernte.

Wo die evangelische Mission sich genötigt sieht, in der gleichen Weise gewissermaßen positiv dem Ansiedler helfend zur Seite zu treten, da ist klar zu beachten, daß sie dazu innerlich gezwungen wird durch ihre zentrale Aufgabe, die Völker mit dem Licht des Evangeliums zu durchdringen. Die evangelische Mission sucht die Volksseele, sie sucht das Volk zu heben. Sie muß somit mit der Volksart rechnen. Die evangelische Predigt ist die Predigt von der freien Gnade Gottes für alle Menschen. Frei wird die Gnade angeboten, frei wird sie angenommen. Ist das Evangelium mit innerer Freiheit und Freiwilligkeit angenommen, so folgt der langsame Kampf, dieses innerlich erworbene neue Gut in die Praxis und ins Leben einzuführen. Es sind damit innere Kräfte in die Völker gesenkt, die es ermöglichen, daß aus dem Leben der Untätigkeit und des oft wochenlangen Wartens auf Regen und damit Arbeit auf dem Felde langsam sich erwirkend ein Arbeiten mit Lust wird, ein stetes Arbeiten. Das ist ein langsamer, mühsamer Prozeß, nicht daß der einzelne unter dem direkten Zwang und Druck des Aufsehers, unter den Augen des Herrn arbeitet, sondern daß er dahin sich entwickelt, treu zu werden in der Arbeit. Die evangelische Mission hilft in steter Arbeit die Völker zu der Erkenntnis zu führen: Nicht das ist unser Ziel, mit möglichst wenig Arbeit möglichst viel Geld zu erwerben, sondern die Kräfte, die wir als von Gott uns geschenkt nun erkannt haben, mehr und mehr selbständig zur Auswirkung und allseitigerer Ausgestaltung zu bringen.

Der junge Christ lernt aus der evangelischen Mission ein stetes Arbeiten, sieht wie das Irdische immer wieder durch das Göttliche durchdrungen wird, wie nicht nur äußere Ordnung sich gegen die alte Trägheit stellt, sondern wie Kräfte, die er in seinem Innenleben als lebenskräftig erfährt, sich auch im Äußeren auswirken wollen. Noch sind es schwache Pflänzlein, die, herausgerissen aus dem Mutterboden, verdorren müssen. Warum hat der Pflanzer in den tropischen Kolonien so viel Rückschläge und Mißerfolge?

Wie manchesmal vernichtet ihm die glühende Tropensonne die schönsten Hoffnungen. Es waren nicht Treibhauspflanzen, die er gezogen, nein, sie waren in freiem Lande nur unter schützendem Sonnendache gezogen mit nötiger Feuchtigkeit, mitten im Tropenlande, und doch wollten sie nicht wachsen. Wie könnte das anders sein, wenn man die im jungfräulichen Boden des Evangeliums aufgeschossenen Pflänzchen herausreißen wollte aus dem Sonnenschutz und sie hinausstellen ohne Regen in die glühende Sonne? Wie sollen sie den Mächten des alten Heidentums und der neuen Kultureinflüsse widerstehen können, wenn nicht stets neue Lebenskräfte eingeführt werden. Was wunder, wenn dann der deutsche Ansiedler mit solchen Pflanzen unzufrieden ist, und dem Mutterboden schuld gibt an ihrer Verkümmerung. Ja wie oft ist es so, daß der sog. Missionszögling, der Zucht überdrüssig, hinausgeht aus dem Einflußkreise der evangelischen Mission, um selbständig zu werden und selbständig sein Glück zu machen. Er weiß, was er gelernt hat, er sucht sich Stellung unter dem Aushängeschild der evangelischen Mission, die ihm neue Entwicklungskräfte mitgegeben hat, das spürt er deutlich. Er sucht sein Glück beim Gelde. Bald geht der innere Halt verloren. Er überragt seine heidnischen Arbeitsgenossen an Fähigkeiten und Kenntnissen, aber wo innerer Halt fehlt, gar bald auch an Unredlichkeit, Unwahrhaftigkeit u. a. m. Und der deutsche Ansiedler hat statt einer erhofften Hilfe in dem Manne eine Schädigung seiner Interessen, und es ist nicht zu verwundern, wenn er offen oder im Herzen der evangelischen Mission den Vorwurf macht, daß sie den Neger zum Lügner und Betrüger erzieht. Ruhige klare Überlegung würde vor manchem Mißverständnis auf diesem Gebiete schützen, darum ist es um so wichtiger, es klar und bestimmt auszusprechen, daß die Bedeutung der evangelischen Mission für die Ansiedlung Deutscher in den tropischen Kolonien nicht in irgendwelcher direkter Hilfsarbeit besteht.

Vor etwa zehn Jahren bat der damalige Gouverneur, Graf Götzen, mich, wir möchten doch der Regierung eine größere Anzahl schwarzer Soldaten, Schreiber u. dergl. zur Verfügung stellen. Meine Antwort war, daß es zurzeit völlig unmöglich wäre, christlich gefestigte Charaktere der Regierung abzugeben, ehe sie sich selbständig zu solchen in ihren heimischen Verhältnissen ausgewirkt hätten. Im Laufe der Jahre würden selbstverständlich aus unseren Gemeinden in alle diese Berufe Leute eintreten. Schneller als man gedacht hat, ist auch auf diesem Gebiet die Entwicklung vorwärts gegangen. Wir finden in allen Berufen christliche Neger und zwar nicht nur solche, die die Zucht der evangelischen Mission ablegen wollen, sondern auch solche, die als Christen sich in ihrem Beruf zu bewähren mit Ernst versuchen, christliche Beamte und Diener, die den Kampf mit Faulheit, Unredlichkeit, Lüge und allen Lastern bewußt aufnehmen und führen, die oft besiegt werden, aber siegen wollen und den Kampf nicht aufgeben. Wird die Zahl tüchtiger, zuverlässiger schwarzer Soldaten, Schreiber, Diener, Handwerker im Laufe der Jahre eine größere, so liegt das auf dem Gebiet, wo die Bedeutung der evangelischen Mission für die ganzen deutschen Kolonien und auch für die Ansiedlung Deutscher liegt: Hebung der Völker zu tüchtigeren Menschen als Glieder der Menschheit, geboren aus inneren neuen Kräften, die den Völkern zum eigenen Besitz werden auf Grund der Predigt des Evangeliums. Von diesen Werten hat der Ansiedler zunächst freilich keinen materiellen sichtbaren Erfolg, aber für die Ansiedlung der Deutschen, für das ganze deutsche Volk sind es Werte von unmeßbarer Höhe.

Und weiter, wenn die evangelische Mission ein gesittetes Familienleben als göttliche Forderung unter die Negervölker stellt, so ist das scheinbar auch wieder ohne Bedeutung für die Ansiedlung Deutscher, und doch ist die Bedeutung dieser Forderung eine eminent positive. Was nützt dem deutschen Volke das ganze große Deutsch-Ostafrika, wenn es ein entvölkertes Land wäre? Wie weit die alten Heidenvölker an Zahl zugenommen haben, wissen wir nicht. Aber in der kurzen Spanne Zeit unseres Koloniallebens können wir es beobachten, wie diese bis dahin für sich lebenden Naturvölker dem rapiden Einflusse der Kultureinflüsse nicht gewachsen sind. Die großen Arbeiterreservoire Unyamwesis, einst die Freude aller Reisenden, die es mit Stolz sahen, wie dort Männer wohnten, tüchtig in der Feldarbeit, mit blühenden Dörfern und geordnetem Gemeinwesen, sind verödet, weil die Arbeiter in Scharen auf die fernen Plantagen zogen, und ob sie auch nach Monaten oder Jahren zurückzogen, die Bande der Familie waren gelockert oder gelöst. Derer, die sagen, was schadet das, wir haben ja noch Arbeiter und verdienen unser Geld, die Zukunft geht uns nichts an, werden es immer weniger. Der Blick wird weiter. Die evangelische Mission hat lange gemahnt. Gar manches Mal ist es ihr vorgeworfen worden, daß sie klagte, weil sie dann ihre blühenden Stationen aufgeben und weiter ziehen müßte, aber nein, ihr Blick ging ja viel, viel weiter und tiefer, sie sah die kommende Not, nicht nur die kommende Arbeiternot der Zukunft, wenn die Familienbande des schönen Nyamwesilandes zerrissen waren; die kommende Not der sittlichen Entartung der Völker. Wo sollen kraftvolle Stämme erstehen, wenn die Männer von der Küste mit schmutzigen Krankheiten heimkehren in ihre bis dahin davon fast unberührten Dörfer? Erschreckend wird die Not der Seuchen der Stämme am Viktoriasee geschildert, die unter dem stetigen Trägerdienst in der Fremde entnervt werden. Wer sieht nicht die Not in den großen Küstenstädten, wo man nur selten mehr als ein Kind in einer Familie findet, und wo es heißt, daß die Swahelifrau nur ein Kind großziehe. Nur auf dem Hintergrund versteht man das Staunen der muhamedanischen Bevölkerung, wenn christliche Eheleute drei, vier und mehr Kinder haben. Nur durch göttlichen Einfluß wird das sittliche Triebleben des Negers in geordnete Bahnen geleitet. Nicht Kirchturmspolitik ist es, die die evangelische Mission diese große Not in unserer Kolonie sehen und aussprechen läßt, nicht die Furcht, durch Dezimierung der Völker an Einflußsphären zu verlieren, nein, der verständige Kolonialpolitiker weiß, das Wirken der evangelischen Mission geht tiefer auf die Volkserhaltung, auch auf die Volksvermehrung. Es kann dahin kommen, daß die großen Städte der Kolonie für das deutsche Volk, für den deutschen Ansiedler wertlos werden, wenn eine gesunde Volksentwicklung dort nicht eingreift. Die Mission findet im großen bisher keinen Weg in diese muhamedanisierten Massen, die, von wenig Arbeit an den Tagen der Ankunft der Dampfer und sonst durch kleine Dienstleistungen sich nährend, der Kolonie keine Werte schaffen Diese, die Kolonie und den deutschen Ansiedler drückende Not sieht und beobachtet die evangelische Mission mit aufmerksamem Auge, sie möchte auch diese Massen mit der Kraft des Wortes Gottes durchdringen und sie damit zu Werten machen für das deutsche Volk. Genügte dazu das bloße Wort „Arbeit", so müßten die großen Städte mit der Ansammlung Deutscher die produktivsten Plätze der Kolonie sein, auch was von Eingeborenen geschaffene Werte anlangte. Das sind sie nicht, weder im Blick auf Volksvermehrung, noch im Blick auf Arbeitsleistung, ein Zeichen, daß außer dem

„Arbeite" der andere Grundsatz der evangelischen Mission „Bete" unbedingt notwendig ist für Volksentwicklung und Schaffung dauernder Werte auch in unseren Kolonien.

So liegt die Bedeutung der evangelischen Mission für die Ansiedlung Deutscher in unseren tropischen Kolonien auf einem durchaus anderen Gebiet als es mancher im Interesse seines materiellen Fortkommens manchmal wünschen möchte. Aber ruht unser Blick auf dem Ganzen der Entwicklung unserer Kolonien, auf gesunder Fortentwicklung von großen Plantagen und kleinen Ansiedlungen, auf gesunder Volksvermehrung, auf Heranziehung des Negers zu einem selbständigen Arbeiter, der lernt, treu zu sein in seinem Dienst, auf gesunder bodenständiger Volksentwicklung, so hat die evangelische Mission gerade auch in den tropischen Kolonien, wo des Deutschen Körperkräfte gebunden sind, eine weitreichende Bedeutung für die Ansiedlung Deutscher.

Viele ostafrikanische Neger treiben Raubbau in ihren Gebieten, weil sie verständige Dauerwirtschaft mit Düngen usw. nicht kennen. Ein Volk, das nur materielle Werte suchte, unbekümmert um die Zukunft, unbekümmert um die sittliche Entwicklung der ihm anvertrauten Völker, würde ebenso Raubbau treiben. Wohl hat die evangelische Mission manche Feinde, weil sie einem Raubbau an den Völkern im eigensten Interesse des deutschen Volkes nicht zustimmen kann. Aber immer weiter werden die Kreise in unserem deutschen Volk, die aus unseren Kolonien nicht nur schnell erworbene materielle Werte herausziehen wollen, sondern die darin große Aufgaben sehen, daß die dortigen tiefstehenden Völker herausgezogen werden aus ihrem Tiefstand und neue Kräfte rechter Kultur in sich überströmen lassen aus dem reichen deutschen Vaterlande. Da will die evangelische Mission stehen im Blick auf die Kolonie und ihre Kolonisation, da wollen wir ihre Stellung lassen auf Grund ihrer göttlichen und geschichtlich entwickelten Aufgaben, die heiligsten Güter des deutschen Volkes hinübertragen in die Völker unserer Kolonien.

# Die Geschichte der katholischen Mission auf den Karolinen und Palauinseln.

Von **P. Kilian O. M. Cap,** Missionssekretär.

## I. Die Versuche der Jesuiten im 18. Jahrhundert.

Quellen: 1. Chamissos († 1838) Reise um die Welt, S. 326 ff.
2. Nachrichten von den Pelewinseln nach Kapitän Wilson von Keate. Aus dem Engl. von Forster, 1789 XIII ff.
3. El Archipielago Filipino etc. von José Montero y Vidal, 1886, S. 446 ff.
4. Die Katholischen Missionen, 1886, S. 157—161 u. 225—228 und *1898*, S. 241—246.
5. P. Huonder S. J. Deutsche Jesuitenmissionare, 1899.

Nach der erneuten Entdeckung der Karolinen gegen Ende des 17. Jahrhunderts interessierten sich die Jesuiten, die seit 1662 auf den Philippinen wirkten, von hier aus für die Karolinen. P. Paul Clein (= Klein, ein Böhme, der seit 1678 auf den Philippinen war) sammelte im Jahre 1697 nach den Aussagen von schiffbrüchigen Insulanern die ersten bestimmten Nachrichten über die Karolinen. Schon um 1700 versuchte ein spanisches Schiff, von den Philippinen aus die Karolinen zu erreichen, ging aber in einem Taifun unter. Da niemand ein Schiff für eine neue Fahrt ausrüsten wollte, reiste P. Andreas Serrano nach Spanien und Frankreich und brachte Empfehlungsschreiben von Papst Clemens XI., Ludwig XIV.. von Frankreich und Philipp V. von Spanien mit. Daraufhin machte P. Bobadilla zweimal, 1708 und 1709, den Versuch, auf die Karolinen zu gelangen, mußte aber unverrichteter Dinge wieder zurückkehren. Erst auf einer vierten Fahrt von Manila aus, 1710, gelang es den Patres Duberron und Cortil (beide Flamländer) und dem Bruder Stephan Baudin, in das Gebiet der Palauinseln zu gelangen. Am 30. November erblickten sie die Sonserolinseln. Hier ließen sich die beiden Patres trotz aller Abmahnungen auf einer Schaluppe ans Land bringen. Das Schiff sollte so lange sich in der Nähe halten, bis die mutigen Patres von ihrer Orientierungsfahrt wieder zurück seien, wurde aber vom Sturme so weit hinaus getrieben, daß der Kapitän die Inseln nicht wieder fand. Ein Jahr später wurde ein neues Schiff ausgerüstet, um nach den Sonserolinseln zu fahren und das Schicksal der beiden Patres zu erfahren. An Bord befanden sich der oben erwähnte P. Serrano selbst, P. Ignaz Crespo und der genannte Bruder Baudin. Das Schiff ging mit allem, was darauf war, unter. Was mit den beiden Patres auf den Sonserolinseln geschah, hat nie ein Mensch erfahren. Diese Inseln liegen südlich von der Palaugruppe, werden zu den Südatollen der Westkarolinen gerechnet und zählen heute 260 Einwohner. P. Duberron hatte sie „Andreasinseln“ umgetauft, weil man sie am Andreastag zum ersten Male

gesehen hatte. Jetzt waren die Spanier auf den Philippinen nicht mehr zu bewegen, ein weiteres Schiff nach den „verzauberten" Inseln auszurüsten.

Aber die Jesuiten, deren Missionseifer das höchste Lob der Nachwelt verdient, ließen sich nicht abschrecken. Bereits ein Jahrzehnt später machten sie einen zweiten Versuch von den Marianen aus, wo sie seit 1668 eine blühende Mission hatten. Diesmal war der Italiener P. J. Anton Cantova die Seele der Unternehmung. Wiederum waren es schiffbrüchige Insulaner, die die Aufmerksamkeit der Jesuiten auf die Karolinen lenkten. Das Schiff, das 1722 den P. Cantova nach den Inseln bringen sollte, konnte sich wegen der Stürme von der Küste Guams, der größten Marianeninsel, nicht entfernen. Im Jahre 1731 endlich gelang es dem P. Cantova in Begleitung des P. Victor Walter (Tiroler, seit 1724 auf den Marianen, gest. 1745) die Gruppe Ululssi zu erreichen, wo sie auf der Insel Falalep ihre Missionstätigkeit eröffneten. Nach den noch erhaltenen Briefen der Patres hatte die Mission einen schönen Anfang genommen. Da verbreiteten heimkehrende Insulaner die Nachricht, daß die Leute auf den Marianen von den Spaniern sehr bedrückt würden, und daß es den Karolinern einmal ebenso ergehen werde [1]).

Damit nahm die Opposition gegen die Mission ihren Anfang. Und als bald darauf P. Victor nach Guam fuhr, um Lebensmittel zu holen, ermordeten die Eingeborenen in der Zwischenzeit den P. Cantova. Dieses traurige Ende der Mission wurde von P. Viktor bei seiner Fahrt nach Falalep 1733 festgestellt [2]).

Die Ululssigruppe zählt heute 800 Bewohner und gehört zu den Zentralatollen der Westkarolinen.

Nach dieser Zeit konnten die Jesuiten die Spanier nicht mehr dazu bewegen, ein neues Schiff nach den Karolinen auszurüsten. Es unterliegt aber keinem Zweifel, daß die Jesuiten von neuem wieder den Versuch gemacht hätten, wenn sie nicht einige Jahrzehnte später aus den spanischen Kolonien vertrieben worden wären.

## II. Die Karolinen im 19. Jahrhundert bis zur Ankunft der Kapuziner 1886.

Quellen:
1. Missiones catholicae cura S. Congr. de Propag. Fide descriptae 1907.
2. Les Missions Catholiques au XIX. siècle. Louis Eug. Louvet, 1898.
3. Kath. Missionen, 1882, S. 66 67.
4. Kath. Missionsatlas von Werner S. J. 1885.

Diejenigen Orden, die nach der Vertreibung der Jesuiten auf den Philippinen verblieben oder die Marianen übernahmen, haben keinen weiteren

[1]) Daran ist viel Wahres. Auch auf Ponape haben die Kapuziner manchen Protest in der Chronik niedergelegt gegen die Mißgriffe der Spanier in den 80er Jahren. Unmenschlichkeiten kamen auf den Karolinen keine vor. Seitdem Deutschland mit den Insulanern zu tun hat, urteilt man etwas milder über die Spanier.

[2]) Dieselben Vorgänge konnten wir auch in der neueren Zeit auf den Karolinen beobachten. Kein Missionar veranlaßt diese Leute zur Grausamkeit durch seine Missionstätigkeit. Nur wenn eine auswärtige Macht mit Anwendung von Gewalt die Eingeborenen in ihrer eingefleischten Lebensart stört, setzen sie sich wie Wilde zur Wehr. So war es bei den Spaniern, so ist es bei den Deutschen. Bei aller Energie in der sozialen Umgestaltung darf man dem Insulaner nicht das Gefühl der Unterdrückung aufkommen lassen.

Versuch gemacht, auf die Karolinen Missionare zu entsenden. Erst im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts setzte die Missionstätigkeit im Stillen Ozean wieder ein.

Im Jahre 1818 übertrug Papst Pius VII. die Obsorge für das Festland Australien dem Apostolischen Vikar von St. Mauritius im Indischen Ozean. Nach diesem ersten Ansatz zur kirchlichen Organisation in diesem Erdteile wurde 1830 das Inselreich des Stillen Ozeans, die Südsee, als Missionsgebiet dem Apostolischen Präfekten der französischen Insel Reunion im Indischen Ozean übertragen, nachdem die junge Kongregation der Priester vom hl. Herzen Jesu 1826 die Mission auf den Sandwichinseln begonnen hatte. Aber dieser kirchliche Obere hatte vollauf zu tun, um die Zerstörungen der französischen Revolution wieder aufzurichten. Man stelle sich auch dieses immense Gebiet vor! Es gehörte alles dazu, was man unter dem Namen Polynesien, Melanesien und Mikronesien zusammenfaßt. Aber es war doch wenigstens der Anfang gemacht.

Im Jahre 1833 teilte Papst Gregor XVI. das Gebiet Ozeanien, die Südsee, in zwei apostolische Vikariate: Ostozeanien, das der genannten Kongregation, Picpus, verblieb und Westozeanien, das 1836 den Maristen übertragen wurde. Da der 180. Längegrad, der die beiden Pole teilt, als Grenze gedacht wurde, so gehörten die Karolinen und Palauinseln zu dem letzteren Vikariat. Kurz bevor nun Westozeanien den Maristen übertragen worden war, hatten die Missionare der Sandwichinseln die Mission auf den Karolinen in Angriff genommen. Um 1836 kam ein Pater von dort nach Ponape, wo er leider schon nach einigen Jahren starb. Er wurde auf einer der kleinen Inseln der Landschaft Matalanim gegenüber begraben. 1906 ließ der Apostolische Vikar von Honolulu auf Ponape über das Grab Nachforschungen anstellen, an denen sich der damalige Vizegouverneur Berg eifrig beteiligte. Nach dem Tode dieses Paters hatten die Missionare der Sandwichinseln keine Veranlassung mehr, die Mission auf den Karolinen fortzusetzen. So scheiterte zum dritten Male der Versuch, eine katholische Mission auf den Karolinen zu gründen. Die Maristen legten natürlich mehr Gewicht auf die großen melanesischen Inseln ihres immensen Vikariates.

Sollte die Mission in der Südsee gedeihlichen Fortgang nehmen, so mußte die kirchliche Aufteilung von Ozeanien immer mehr durchgeführt werden.

Im Jahre 1842 wurde zu beiden Seiten des 180. Grades ein drittes Vikariat gebildet, Zentralozeanien, zu dem u. a. die Fidschi-, Freundschaftsinseln und Samoa gehörten. Im Osten blieben die Priester vom hl. Herzen Jesu, während die Maristen Mittel- und Westozeanien behielten. Uns interessiert hier nur die Weiterentwickelung des letzteren, da zu dem Vikariat Westozeanien die Karolinen und Palauinseln gehörten.

Dieses wurde 1844 von Papst Gregor XVI. nach der bekannten geographischen Einteilung zerlegt in die zwei Vikariate von Melanesien und Mikronesien unter einem Bischof. Zu letzterem gehörten wieder unsere Inseln.

Dieses Doppelvikariat traten die Maristen aus Mangel an Leuten 1852 den Priestern des Seminars der auswärtigen Mission von Mailand ab. Aber auch diese gaben das Werk nach vier Jahren aus demselben Grunde wieder auf. So waren die Inselgebiete von Melanesien und Mikronesien wieder verlassen, bis 1881 die erst 1854 gegründete Kongregation der Missionare des heiligsten Herzens Jesu von Issoudun sich ihrer erbarmte.

Von dem Vikariat Mikronesien, das mit Melanesien von 1881—1887 von einem Apostolischen Präfekten verwaltet wurde, trennte Papst Leo XIII. durch Dekret vom 15. Mai 1886 die Karolinen und Palauinseln ab und übertrug sie als selbständige Mission den spanischen Kapuzinern.

## III. Gründung und Ausbau der Kapuziner-Mission auf den Karolinen und Palauinseln.

Quelle: Missionsarchiv.

Nachdem Papst Leo XIII. in dem deutsch-spanischen Streit um die Karolinen sich für die Souveränität Spaniens entschieden hatte, war dieses moralisch gezwungen, auf diese seit Jahrhunderten vernachlässigten Inseln Missionare zu schicken. Alle Welt mußte dies erwarten. Und so groß war der moralische Druck, daß, nachdem der Papst am 22. Okt. 1885 sich für Spanien entschieden hatte, bereits am 15. März des nächsten Jahres durch Kgl. Dekret und am 15. Mai durch Päpstlichen Auftrag die Mission den Kapuzinern übertragen wurde.

Zur Erleichterung der Leitung wurde durch das genannte Päpstliche Dekret das weit auseinander liegende Gebiet geteilt in die Mission der Ostkarolinen mit dem Sitze in Ponape und die Mission der Westkarolinen (einschließlich Palauinseln) mit dem Sitze in Jap. Die beiden Missionsoberen standen unter dem Generalprokurator, dem spanischen Provinzial P. Joachim v. Llevaneras, dem Bruder des 1899 zur Kardinalswürde erhobenen Don José Calasanz Vives de Llevaneras.

Der Obere der Westkarolinen, P. Daniel v. Arbazegui, landete mit zwei Patres und drei Laienbrüdern am 29. Juni 1886 in Jap. Der Obere der Ostkarolinen, P. Saturnin v. Artajona, kam erst am 14. März 1887 mit zwei Patres und zwei Laienbrüdern nach Ponape, nachdem vorher in Manila ein Kapuzinerkloster als Prokura für die Karolinen-Mission gegründet worden war. Mit der letzten Karawane kam auch der genannte Generalprokurator für einige Zeit (bis 18. Juni) nach Ponape, nachdem er vorher die junge Mission in Jap visitiert hatte. Diesem Pater, der jetzt in Rom in hohen Stellungen tätig ist, verdanken wir einen interessanten Bericht über die damaligen Zustände auf Ponape.

Die Palaugruppe wurde erst am 28. April 1891 durch den kirchlichen Oberen, P. Daniel, von Jap aus mit zwei Patres und zwei Laienbrüdern besetzt.

Die Gründung der einzelnen Stationen auf diesen Inseln bringen wir unten im Zusammenhang.

Als nach dem spanisch-amerikanischen Kriege Spanien die Karolinen und Marianen 1899 an Deutschland verkauft hatte, trachtete die deutsche Regierung darnach, zur Eröffnung von deutschen Schulen deutsche Kapuziner für diese Kolonien zu gewinnen.

An eine gänzliche Ausschaltung der nun nach dem Regierungswechsel fremdsprachigen Ordensmänner dachte die deutsche Regierung nicht. Einerseits hatte sie nach dem Wortlaut des Kaufvertrages den Schutz der spanischen Mission garantiert und andererseits war die Regierung außerordentlich zufrieden mit den spanischen Kapuzinern. Wir entnehmen einem Schriftstück aus dem Auswärtigen Amt, Kolonialabteilung, vom 6. April

1901 folgendes Lob: „Nach den Berichten unserer Beamten sind die Kapuziner ruhige Männer von durchaus loyaler Haltung, welche sich in den Grenzen ihrer Missionstätigkeit halten. Sie zeichnen sich durch eine genaue Kenntnis der Sprache, Lebensgewohnheiten und Anschauungen der Eingeborenen aus und sind dadurch befähigt, der Verwaltung die besten Dienste zu leisten. Die beiden in Betracht kommenden Beamten (Vizegouverneur von Ponape und Bezirksamtmann von Jap) sind deshalb übereinstimmend der Ansicht, daß das Verbleiben der spanischen Kapuziner für das Schutzgebiet segensreich sei und nur befürwortet werden könne." Die Kolonialverwaltung sah also das fernere Verbleiben der Kapuziner auf den Palauinseln und Karolinen gerne, zumal der Generalprokurator zwecks Erlernung der deutschen Sprache seitens der Eingeborenen die Entsendung einiger deutscher Kapuziner in Aussicht gestellt hatte.

Die rheinisch-westfälische Kapuzinerprovinz erklärte sich Rom gegenüber bereit, den Wünschen der deutschen Regierung nachzukommen und deutsche Patres für die Schulen zu schicken. Im Jahre 1903 wurde bereits je ein Pater nach Jap und Ponape entsandt.

In demselben Jahre wurden die beiden Missionen der Ost- und Westkarolinen zu einer vereinigt und an deren Spitze der bisherige Obere der Westkarolinen, P. Daniel, als Apostolischer Administrator gestellt. Bald darauf wurde von Rom aus der deutschen Provinz nahe gelegt, eine Insel ganz mit deutschen Missionaren zu besetzen. Auch darauf ging man in Deutschland sofort ein, trotzdem die Provinz selbst noch in der Entwickelung begriffen war. So wurde denn durch Dekret der Propaganda vom 7. Nov. 1904 die Mission der Ostkarolinen wieder abgetrennt und den deutschen Kapuzinern ganz übertragen.

Oberer dieser Mission wurde P. Venantius von Prechtal i. Baden. Aber immer mehr reifte sowohl in Rom, wie bei den spanischen Kapuzinern selbst, der Entschluß, die ganze Mission den deutschen Mitbrüdern zu überlassen.

Nachdem deshalb im November 1905 auch nach den Palauinseln ein deutscher Pater abgereist war, übertrug die Propaganda durch Dekret vom 18. Dez. 1905 auch die Mission der Westkarolinen der deutschen Provinz und vereinigte beide zu einer apostolischen Präfektur. Apostolischer Präfekt wurde der genannte P. Venantius. Jetzt verließen auch die letzten spanischen Patres und Brüder das Missionsgebiet. Von Jap reiste der letzte ab 1906, von Ponape 1905 und von Palau 1907. Sowohl Jap wie Ponape wurden zum Teil von Männern verlassen, die seit 1886 resp. 1887 auf der Insel wirkten, also noch sieben resp. sechs Jahre unter der deutschen Regierung standen, die ihnen das herrliche Lob gespendet hat.

Bei dieser Gelegenheit sind wir dem Leser ein Wort der Aufklärung schuldig. Durch Broschüren und Zeitungsartikel weiß heute jedermann, daß den spanischen Kapuzinern auf Ponape der Vorwurf gemacht wird, sie hätten durch ihre Unduldsamkeit und ihr Drauflosgehen die Aufstände verursacht. Hier ist ein einfaches Abstreiten ohne geschichtliche Nachforschungen nicht angebracht. Man muß den Anklagen vielmehr auf den Grund gehen. Vor allem ergab sich aus zwingenden inneren Gründen, daß es sich nur um den Aufstand von 1887 handeln kann, bei dem der spanische Gouverneur Posadillo ermordet wurde. Bei späteren Unruhen tritt die Veranlassung dem Forscher klar zutage. Übrigens wird auch nirgendwo den spanischen Kapuzinern die Schuld an den Aufständen der neunziger

Jahre zugeschrieben. Die Geschichtsquellen sind lediglich Berichte spanischer Zeitungen und der damals auf Ponape ansässigen Boston-Mission aus dem Jahre 1887. Diese Berichte werden nun ohne Angabe von Jahr und Tag auf die ganze spanische Ära ausgedehnt. Wer hat nun vor allem die spanischen Berichte gegen die Kapuziner geschrieben, die 1887 auftauchten? Nicht der verantwortliche Beamte auf Ponape. Dem werden ja gerade die Vorwürfe gemacht, daß er sich von den Kapuzinern habe beeinflussen lassen. Ferner wird in den sogenannten „amtlichen" Berichten vor allem der Kapuzinerpater Joachim, der oben erwähnte Bruder des römischen Kardinals, als der Hauptschuldige bezeichnet. Die Berichte kommen auch nicht von Ponape, sondern von Manilla und stammen aus der Feder von Offizieren bestimmter Kriegsschiffe. Es sind Berichte, die von Manila aus nach Madrid geschickt wurden, und die dem leitenden Beamten von Ponape, dem Gouverneur Posadillo, den Vorwurf machen, als habe er sich von P. Joachim besonders zu verhängnisvollen Schritten gegen das Haupt der amerikanischen Mission und gegen die Eingeborenen verleiten lassen.

Nun lassen wir zuerst die feststehenden Tatsachen sprechen! Am 14. März 1887 kamen auf dem Kriegsschiff „Manila" Gouverneur Posadillo mit der Regierung und Generalprokurator P. Joachim mit der Mission nach Ponape. Beide Männer waren befreundet. Am 12. April bereits wird Mr. Doane, das Haupt der Boston-Mission auf der „Manila" wegen „Verletzung der spanischen Autorität" inhaftiert. Dasselbe Schiff fuhr am 18. Juni nach Manila und hatte an Bord Mr. Doane, der zur Gerichtsverhandlung der Generalregierung ausgeliefert werden sollte, und P. Joachim, der nach Spanien zurückkehrte. Während nun in Manila Mr. Doane auf die Aussagen des Schiffskapitäns hin freigesprochen wurde, wird auf Ponape in einem Aufstande der Gouverneur ermordet. Am 1. Sept. kam das Kriegsschiff „St. Quintin" mit Mr. Doane an Bord nach Ponape. Dasselbe Schiff fuhr am 11. Sept. wieder nach Manila zurück, um Hilfe gegen die Aufständigen zu requirieren. Beide Kapitäne standen auf der Seite des Mr. Doane. Diese beiden Kriegsschiffe nun sind die notorischen Quellen der spanischen Berichte. Wie verhält es sich aber nun mit der Schuld der Kapuziner, speziell des P. Joachim? Die Missionschronik von Ponape enthält aus jenen Tagen folgenden Eintrag: „Am 12. April wurden wir überrascht durch die Mitteilung, daß der protestantische Missionar Mr. Doane festgenommen und auf das Kriegsschiff „Manila" gebracht worden sei, weil er das Eigentumsrecht des protestantischen Missionsgebäudes betreffende Schriftstücke gefälscht und sich eine Verletzung der spanischen Autorität habe zuschulden kommen lassen. Es machte diese Nachricht einen peinlichen Eindruck auf uns wegen der Folgen, die daraus entstehen konnten. Abgesehen von der rechtlichen Seite schien uns doch diese Art, gegen Mr. Doane vorzugehen, die leichtsinnigste und unklugste. Nun ja, uns Missionare trifft keine Verantwortung. Hätte man uns um Rat gefragt, wir hätten ihn nicht in diesem Sinne gegeben."

Dieses Zeugnis zugunsten der Kapuziner ist authentisch und hat historischen Wert. Von einer Animosität gegen die Boston-Mission findet sich in der Chronik keine Spur. Diese Tatsache stimmt also ganz überein mit dem Urteil, das die deutsche Regierung über die spanischen Kapuziner abgegeben hat. Posadillo ging nachweisbar nicht aus konfessionellen Motiven gegen Mr. Doane vor.

Auch das damals in spanischen Zeitungen verurteilte „Drauflosgehen" der Kapuziner findet in der Hauschronik eine interessante Beleuchtung. Es steht da die Eintragung aus dem Jahre 1887: „Allzufrüh und geschwind suchte der Gouverneur die Laster dieses Volkes, welche gegen gute Sitte, wahre Kultur und Zivilisation verstießen, auszurotten, während doch die Grundbedingungen einer guten Regierung Logik und gesunde Vernunft fordern, daß sie nicht mit Ungestüm und gleich mit der Wurzel alles Schlechte auszurotten sucht, sondern langsam, die Gemüter vorbereitend und nach und nach den Willen erobernd, klug und unterscheidend vorgeht."

Diese Worte der spanischen Chronik aus dem Jahre 1887 enthalten geradezu das Programm einer Kolonialregierung. Man darf hier nicht übersehen, daß die Hauschronik nicht für die Öffentlichkeit berechnet ist, also sicher wahr spricht.

Daß man nachträglich in Madrid sich gegen Mr. Doane entschied und der Nachfolger des ermordeten Posadillo, der nach der Chronik anfangs die Boston-Missionare sehr begünstigte, 1890 in Gemeinschaft mit dem Kommandanten des amerikanischen Kriegsschiffes „Alliance", das eigens zum Schutze der Amerikaner nach Ponape gekommen war, die Entfernung der Boston-Missionare beschloß, haben diese mit den Richtern und nicht wir mit den spanischen Kapuzinern abzumachen.

Auch der Aufstand im Stamme Metalanim 1890 wird den Kapuzinern von der Boston-Mission zur Last gelegt. Wir zitieren auch zu dieser Anklage die Hauschronik wörtlich: „Der Gouverneur wollte seine Regierungszeit, welche im Oktober zu Ende ging, dadurch mit Ruhm krönen, daß es ihm gelang, in dem den Spaniern am meisten abgeneigten Stamme ein Detachement und in dem sozusagen protestantischen Metalanim eine katholische Missionsstation zu errichten. Die göttliche Vorsehung aber bediente sich desselben Mittels, das er zu seiner Verherrlichung bestimmt hatte, ihn zu demütigen."

Die Kapuziner haben also nicht nur nicht die Eingeborenenpolitik der spanischen Regierung gebilligt, sondern sie waren deren Gegner. Dabei bleibt aber die geschichtliche Tatsache bestehen, die auch Herr Reg.-Rat Fritz in seiner „Vorgeschichte des Aufstandes von 1910/11", S. 25 eingestehen muß, daß „nicht ein einziger Tropfen Blut die Niedermetzelung so vieler Spanier rächte." Der Aufstand gegen Deutschland 1910/11 ist das getreue Abbild der früheren Aufstände gegen Spanien. Das konfessionelle Moment spielte da wie dort keine Rolle.

Nach diesen ersten unruhigen Jahren ließ man die Kapuziner in der Presse so sehr in Ruhe, daß Pastor Fliedner von Madrid in „Römische Missionspraxis" 1889, S. 20 die unwahre Bemerkung machte: „Die Kapuziner hatten sich so verhaßt gemacht, daß man wohl einsah, daß ihre fernere Gegenwart nur das Gegenteil von dem bewirken würde, was sie beabsichtigten. Sie mußten deshalb die Insel verlassen und an ihre Stelle traten die Augustinermönche, auf deren milderes Betragen und einschmeichelnden Umgang man größeres Vertrauen setzt." Die Entfernung der Kapuziner war auch nicht einmal angeregt worden.

Damit kehren wir zur Geschichte der Mission zurück. Die spanischen Kapuziner haben also erst 1906/07 die Karolinen und Palauinseln verlassen, um ihren deutschen Mitbrüdern Platz zu machen. Diese trachteten von Anfang an darnach, Niederlassungen von Missionsschwestern zu gründen. Gewonnen wurde dafür die Kongregation der Schwestern vom III. Orden

des hl. Franziskus, die in Milwaukee das Mutterhaus für Amerika haben und bis vor kurzem in Luxemburg für Deutschland hatten. Jetzt befindet sich das Mutterhaus in Ruprechtsau bei Straßburg i. E. Nachdem solche Niederlassungen durch Dekret der Propaganda vom 13. Sept. 1906 gestattet waren, zogen bereits im November desselben Jahres die ersten Schwestern nach Jap und Ponape. Im Jahre 1909 wurde eine dritte Niederlassung und 1911 eine vierte auf den Palauinseln gegründet.

Hier müssen wir einschalten, daß der rheinisch-westfälischen Kapuzinerprovinz durch Dekret der Propaganda vom 18. Juni 1907 auch die Mission auf den Marianen übertragen und diese zur apostolischen Präfektur erhoben wurde, nachdem sie auf Befehl Pius X. von der Jurisdiktion des Bischofs von Cebu auf den Philippinen losgelöst worden war. Die Marianen wurden bereits von 1665 an von den Jesuiten missioniert, die 1767 durch spanische Augustinerrekollekten abgelöst wurden. Seit 1814 gehörte diese Mission zur Diözese Cebu. Apostolischer Präfekt der Marianen wurde P. Paulus von Kirchhausen i. Württbg.

Endlich 1911 hat Papst Pius X. durch Breve vom 1. März den Ausbau der Karolinenmission vollendet, indem er mit Ausschluß der amerikanischen Insel Guam die beiden apostolischen Präfekturen zu einem apostolischen Vikariat erhob.

Durch Breve vom 21. Aug 1912 wurde P Salvator Walleser von Wieden in Baden zum Apostol. Vikar und Titularbischof von Tanagra ernannt.

## IV. Gründung der einzelnen Missionsstationen auf den Karolinen und Palauinseln.

Quelle: Missionsarchiv.

Auf der Inselgruppe Jap bestehen zurzeit drei Hauptstationen mit Kirchen: In der Kolonie, die von den Spaniern 1886 unter dem Namen St. Christina gegründet wurde, in Guror, von denselben 1890 begonnen und in Kanif, die Fortsetzung der 1891 angelegten Station Aringel. Die Verlegung von Aringel nach Kanif wurde 1911 vorgenommen. Die Spanier hatten ferner kleinere Stationen in Malei, Inuf, Onean und Toru. Von diesen sind heute noch beibehalten Inuf und Onean, während an Stelle der anderen Okau und Tomil getreten sind.

Auf Jap wirkten von 1886—1906 nach und nach zehn spanische Patres mit einigen Laienbrüdern. Heute sind dort tätig vier Patres, ein Bruder aus der rheinisch-westfälischen Provinz und drei Missionsschwestern. Die Mission zählte im April 1912 etwas über 350 Katholiken, mit den Katechumenen rund 400. Auf den Haupt- und Nebenstationen unterhält die Mission heute 9 Schulen mit 370 Kindern. Die Japgruppe hat rund 6350 Eingeborene, die mit Ausnahme der erwähnten 400 sämtlich noch Heiden sind. Die Christianisierung dieser Leute schreitet sehr langsam voran, vor allem wegen der großen Schwierigkeiten einer unauflöslichen christlichen Ehe, ohne die ein katholischer Christ nicht denkbar ist.

Auf der Insel Ponape bestehen zurzeit drei Hauptstationen: In der europäischen Kolonie seit 1887, ferner in Porajap im Stamme Kiti. Diese Station wurde 1889 in Alenian eröffnet, 1898 von den Gegnern der Mission zerstört, 1900 in Roi wieder fortgesetzt und 1911 nach Porajap ver-

legt, damit alle Katholiken des Stammes Kiti, 360 an der Zahl, bequemer zum Gottesdienst kommen können. Die dritte Hauptstation liegt in der Landschaft Auak im Stamme U. Sie wurde 1891 von den Spaniern begonnen.

Die Station Jokoj, die 1891 von den Spaniern angefangen und erst von den Deutschen richtig ausgebaut wurde, ging 1911 durch die Verbannung der weitaus meisten Jokojleute nach Palau ein.

Zu diesen Hauptstationen kamen im Jahre 1905 die Nebenstationen auf der Insel Takeiu im Stamme U und 1906 auf der Insel Param im Stamme Not, die beide von den Deutschen errichtet wurden.

Auf Ponape wirkten von 1887—1905 nacheinander neun spanische Patres mit den Laienbrüdern. Zurzeit befinden sich dort drei deutsche Patres, sieben Laienbrüder und drei Missionsschwestern.

Die Mission zählte April 1912 mit den Katechumenen rund 1250 Katholiken bei einer Bevölkerung von vielleicht 4000 Eingeborenen, nachdem im letzten Jahre eine große Zahl von anderen Inseln nach Ponape verpflanzt wurden. Die Mission unterhält fünf Schulen mit 270 Kindern. Nach den vorjährigen Verschiebungen haben wir noch keine genauen Angaben, aber ein Drittel der Eingeborenen ist noch heidnisch, während ebenso viele protestantisch sind. Die Missionsstationen wurden 1905 durch einen Taifun fast vollständig zerstört.

Auf den Palauinseln bestehen drei Hauptstationen: Die Station auf der Insel Korror, die 1891 von den Spaniern gegründet wurde, ferner in Melegeok auf der großen Insel Baobeltaob. Diese letztere Station wurde 1893 von den Spaniern zuerst in Ngarchalong eröffnet, dann 1903 nach Melegeok verlegt. Zu dieser Hauptstation gehört die Nebenstation in Ngatmel, die mit Ngarchalong entstand. Die dritte Hauptstation mußte 1911 in Aimeliik auf derselben Insel für die dorthin verbannten Ponapeleute errichtet werden. Die beiden letzten Stationen wurden 1912 durch einen Taifun zerstört.

Auf den Palauinseln wirkten von 1891—1907 nacheinander fünf spanische Patres mit einigen Laienbrüdern. Heute sind dort drei Patres, drei Laienbrüder aus der deutschen Provinz und vier Missionsschwestern. Im April zählte die Mission mit den Katechumenen 290 Katholiken unter den Palauleuten und 270 unter den Ponapeleuten. Die Bevölkerungsziffer beläuft sich auf rund 4150, die mit Ausnahme der erwähnten Katholiken und ungefähr 50—75 protestantischen Ponapeleuten noch heidnisch sind. Die Mission unterhält fünf Schulen mit 253 Palau- und 48 Ponapekindern. Auch diese Mission schreitet langsam voran, weil bei dem herrschenden Patriarchalsystem die persönliche Freiheit des einzelnen zu sehr beschränkt ist.

In den letzten Jahren hat die Mission ihre Wirksamkeit auch auf andere Inselgruppen ausgedehnt und damit einen alten Plan verwirklicht. Als um 1900 die Kolonialabteilung im Auswärtigen Amt mit dem Orden Fühlung nahm, ließ der vielgenannte Generalprokurator P. Joachim keinen Zweifel darüber, daß „bei der Ordensleitung die feste Absicht besteht, die Position der Kapuziner im deutschen Schutzgebiete noch zu erweitern und auszubauen.“ Wir haben sogar die Belege in Händen, nach denen Papst Leo XIII. dem preußischen Gesandten in Rom die Mitteilung zukommen ließ, daß er das Verbleiben der Kapuziner auf ihrem Südseeposten ausdrücklich wolle. Da sich auch Berlin in diesem Sinne aussprach und selbst in Rom die Initiative zur Entsendung einiger deutscher

Kapuziner ergriff, so entschloß sich, wie wir oben dargetan haben, die rheinisch-westfälische Provinz zur Übernahme der Ostkarolinen mit dem Sitz in Ponape. Bereits 1902 war deshalb in der Provinz die Besetzung der Trukgruppe beschlossene Sache. Dieser Plan der Missionserweiterung in den Ostkarolinen mußte jedoch hinausgeschoben werden, weil der deutschen Provinz nicht nur die Ostkarolinen, sondern auch die Westkarolinen und die Marianen übertragen wurden. Die Besetzung weiterer Inseln mußte deshalb von Jahr zu Jahr verschoben werden, trotzdem besonders die Trukleute immer wieder um eine Mission baten. Im Jahre 1905 hatten viele Trukleute sogar eine schriftliche Eingabe an die Missionsleitung gemacht, die auch von einer stattlichen Anzahl von Häuptlingen unterschrieben worden war. Im Jahre 1912 befanden sich bereits sechs Trukkinder in dem Internat von Ponape, wo auch zehn Trukleute den Katechumenen-Unterricht besuchten. Auch die Bewohner der Mortlockgruppe, die nach dem Taifun von 1907 längere Zeit in Ponape und Saipan weilten und zum Teil schon katholisch geworden waren, baten nach ihrer Rückkehr um Missionare. Da nun 1911 durch die Verbannung der Jokojleute auf Ponape ein Pater frei wurde, so konnte endlich die Mortlockgruppe besetzt werden. Die Mission wurde in diesem Jahre auf der Insel Lukunor eröffnet. Auf dieser Gruppe, die etwa 2000 Eingeborene zählt, wohnen bereits 70 Katholiken. Im Sommer dieses Jahres hatte die Mission schon über 200 Katechumenen und eine Schule mit 120 Kindern. Auf den Mortlockinseln hat bereits vor Jahrzehnten die amerikanische Boston-Mission eingeborene Lehrer angestellt.

Nach der Gründung dieser Station konnten nicht länger die Bitten der benachbarten Trukinsulaner unerfüllt bleiben. So wurde denn auch diese Inselgruppe 1912 in Angriff genommen. Hier wohnen gegen 13 000 Eingeborene, die zum Teil der protestantischen Mission angehören.

Das neue apostolische Vikariat der Karolinen, Palauinseln und Marianen zählt 18 Patres, 16 Laienbrüder und 10 Missionsschwestern mit 4730 Katholiken, 22 Missionsschulen mit 1124 Schulkindern und 17 Kirchen bzw. Kapellen.

Wir wünschen dem neuen Bischof, dem eines der schwierigsten Missionsgebiete der Welt anvertraut wird, Gottes reichsten Segen.

---



# Sind unsere afrikanischen Kolonien für europäische, bezw. speziell deutsche Besiedlung geeignet?

Von Hauptmann **C. v. Perbandt.**

Man hört jetzt häufig sagen, wir brauchten keine Siedlungskolonien, und zwar deshalb nicht, weil wir nicht einmal genügend viele Menschen für Deutschland selbst hätten — woher käme sonst der Arbeitermangel besonders auf dem Lande — und dann, weil eine nennenswerte Auswanderung zurzeit gar nicht stattfände.

Wenn diese beiden Einwände richtig wären, so hätten selbstverständlich die Kolonien zurückzustehen, denn Kolonien können für das Mutterland nie Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck sein; aber sie sind nicht richtig.

Den ersten Punkt näher zu untersuchen, versage ich mir, er gehört auch nur bedingt hierher, denn Siedlungsfrage, in dem hier zu behandelnden Sinne, und Arbeiterfrage sind nicht identisch. Außerdem spielen bei der Arbeiterfrage und speziell Landarbeiterfrage so viele Dinge mit, daß es zu weit führen würde, diesen allen nachzugehen.

Der zweite Einwand aber — eine nennenswerte Auswanderung bestände zurzeit nicht — muß hier betrachtet werden.

Es ist zunächst selbstverständlich zuzugeben, daß in früheren Zeitabschnitten der deutsche Auswandererstrom, besonders in die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ein ganz ungemein stärkerer war als heutzutage, immerhin gingen im Jahre 1911 noch 22 690 Deutsche nicht nur außer Landes, sondern nach Ländern außerhalb Europas und zwar:

| | | | |
|---|---|---|---|
| ca. | 18 900 | in die | Vereinigten Staaten von Nordamerika, |
| ca. | 500 | nach | Britisch-Nordamerika, |
| ca. | 400 | ,, | Brasilien, |
| ca. | 1 000 | ,, | Argentinien, |
| ca. | 1 500 | ,, | übrigem Amerika, |
| | 246 | ,, | Australien und |
| | 18 | ,, | nach Afrika! |

Auf 100 000 Einwohner kamen somit immer noch 35 Auswanderer.

Wie schön wäre es für unsere Kolonien gewesen, wenn auch nur 10 % dieser 22 690 Deutschen sich dorthin gewandt hätten.

Sind denn unsere afrikanischen Kolonien für europäische Besiedlung geeignet?

Das Institut Colonial international — eine wissenschaftlich doch gewiß ernst zu nehmende Vereinigung — hat sich bei seiner letzten Tagung nahezu einstimmig dafür ausgesprochen, daß die Hochländer Afrikas zweifel-

los für europäische Besiedlung geeignet wären, d. h., daß sie Europäern die Möglichkeit der Akklimatisation und der Fortpflanzung ohne Degeneration, böten. Diese Feststellung einer so hochstehenden Gesellschaft ist gewiß bei Lösung oben gestellter Frage schon von großer Wichtigkeit, aber wir werden im Laufe der Abhandlung noch weiteres darüber hören.

Zweifellos geeignet für Siedelungszwecke sind zwei unserer afrikanischen Kolonien, Ost- und Südwestafrika. Togo dürfte vorläufig ganz ausscheiden, während in Kamerun die bezüglichen Verhältnisse noch zu ungeklärt sind. Der frühere Gouverneur von Kamerun, jetzige von Südwestafrika, Dr. Seitz, hatte vor, Versuche mit einigen Familien in dichter Siedlung zu machen, aber diese Versuche sind bisher nicht über das Anfangsstadium hinausgekommen; wir können sie deshalb füglich einstweilen noch außer Betracht lassen. In Frage kämen in Kamerun wohl nur die Bali und Dschang-Länder, welche ca. 1300 bzw. 1500 m über dem Meere liegen.

Dabei will ich nicht unerwähnt lassen, daß der frühere langjährige Gouverneur von Kamerun, Jesko v. Puttkamer, in seinem vor kurzem erschienenen Buche „Gouverneursjahre in Kamerun" bei Besprechung der Besiedlungsfähigkeit der Tropen durch Weiße die Ansicht ausspricht: „Der Europäer würde nirgendwo in den Äquatorialländern, auch nicht in der höchsten Höhenlage, fähig sein, den Boden ständig zu bearbeiten, oder auf die Dauer eine Familie zu gründen, welche sich durch Generationen hindurch gleichmäßig auf der Höhe ihrer physischen und psychischen Kräfte erhält."

Ich möchte an diesem Urteil eines hervorragenden Kenners westafrikanischer Verhältnisse nicht ohne weiteres vorbeigehen, habe aber schon gesagt, daß viele Sachverständige anderer Ansicht sind und werde im Kapitel „Deutsch-Ostafrika" noch weiter darüber sprechen. Auf jeden Fall beweist das Urteil Puttkamers, daß, wie schon ausgeführt, die fraglichen Verhältnisse in Kamerun noch nicht genügend geklärt sind. Wie weit Puttkamer die einschlägigen Verhältnisse in anderen Tropenkolonien aus eigener Anschauung beurteilen kann, weiß ich nicht, auf Ostafrika trifft jedenfalls sein Verdikt nicht zu, wie mir hoffentlich zu beweisen gelingen wird.

Südwestafrika ist in seiner ganzen Ausdehnung, soweit es überhaupt bewohnbar ist, besiedlungsfähig. Das Amboland beziehe ich vorläufig nicht mit ein, weil es noch zu wenig durchforscht ist und uns praktisch noch gar nicht gehört, ebenso kann der Caprivizipfel noch beiseite gelassen werden; immerhin verbleibt dann noch ein Gebiet, reichlich so groß wie Deutschland, welches dem Europäer ermöglicht, dort zu leben und zu arbeiten.

Nun werden oft theoretische Betrachtungen darüber angestellt, wie groß wohl die Zahl der Ansiedler sein dürfte, die Südwestafrika fassen kann; dieses erscheint müßig, weil eine derartige Frage doch von einer großen Reihe von Faktoren abhängt, die sich zurzeit noch gar nicht übersehen lassen.

Wer hätte z. B. vor 50 Jahren geglaubt, daß Deutschland heute 65 Millionen Menschen unterbringen und ernähren könnte und doch ist dieses der Fall und in weiteren 50 Jahren wird die Zahl noch ganz anders angeschwollen sein!

Britisch-Südafrika ist ebenfalls lehrreich in dieser Beziehung. Dort hatte man früher Farmen von 10000 Hektaren Größe als notwendig zur Ernährung einer Familie erachtet. Heute leben dort nicht ganz 1½ Millionen Europäer, trotzdem die Einwanderung momentan stagniert, sogar

zurückgeht, was aber an den heutigen politischen Verhältnissen liegt und an der Abflauung der Goldausbeute in Transvaal. Wie aber z. B. die landwirtschaftliche Entwicklung vorwärtsschreitet, möge nur eine Zahl beweisen. Im Jahre 1910 wurden von dort 1 402 160 Sack Mais zu 200 Pfd. engl., ausgeführt, während fünf Jahre vorher überhaupt nicht an eine irgendwie nennenswerte Ausfuhr von Mais gedacht wurde.

Wer hätte früher geglaubt, daß in unserer ganzen südwestafrikanischen Kolonie Luzerne, dieses wichtige Futtermittel, sehr gut fortkommt, und daß im Grootfonteiner Bezirk in fünf bis sechs Jahren der ganze Bedarf an Hafer an Ort und Stelle durch Kaffernkorn wird gedeckt werden können! Solche und ähnliche Momente, die sich zurzeit noch gar nicht übersehen lassen, können immer erneut eintreten, und von ihnen wird es dann abhängen, wie groß die Besiedlung sein kann und sein wird.

Hierbei möchte ich gleich an einen wunden Punkt rühren, der einstweilen noch eine ständige Quelle des Streites zwischen Farmern und Regierung bildet, und das ist die Größe der Farmen.

Die Farmer können dieselben nicht groß genug bekommen, während die Regierung sowohl, wie auch andere Sachverständige der Ansicht sind, daß die ganz großen Farmen weder wünschenswert für das Allgemeinwohl der Kolonien sind, noch auch, daß sie überhaupt in solcher Größe von den Einzelnen bewirtschaftet werden können. Der Standpunkt der Farmer ist ebenso verständlich, wie die Auffassung der Regierung berechtigt ist. Erstere wollen einen möglichst großen Besitz ihr Eigen nennen, für alle Fälle, denn man weiß nie, was der Boden bergen und wie hoch der Preis für denselben steigen kann, außerdem wollen sie auch wegen des ev. Wachstums ihrer Familie einen möglichst großen Grundbesitz. Letztere, die Regierung will den Boden aber bearbeitet sehen und dadurch Werte schaffen und Menschen ins Land ziehen. Es kann ihr nicht daran liegen, daß ganz Südwestafrika unter 5—6000 große Latifundienbesitzer aufgeteilt wird, wozu unter jetziger Maxime die Gefahr vorliegt. Dadurch würde die Frage, wieviel Ansiedler kann Südwestafrika aufnehmen, allerdings sehr schnell, aber auch sehr unglücklich gelöst sein. Die Nachteile der Riesengrundbesitze in wenigen Händen sind doch auch in Europa zur Genüge bekannt, man denke z. B. an Italien. Besonders lehrreich ist aber auch Australien, wo jetzt die Regierung für teures Geld Latifundien zurückkaufen muß. Andererseits braucht man es noch nicht tragisch zu nehmen, daß schon jetzt sehr große Farmen in Südwest bestehen, die z. B. aus Mangel an Arbeitskräften und auch aus anderen Gründen gar nicht ganz bewirtschaftet werden. Erbgang und Abverkauf werden hierin schon selbsttätig Wandel schaffen und eine intensivere Ackerbewirtschaftung, die an vielen Stellen durchaus möglich ist, wird von selbst einsetzen. Für die Zukunft aber sollten die Farmen von vorneherein nur in angemessener Größe vergeben werden. Dadurch würde auch einem anderen Mißstand entgegengearbeitet werden, der viele Leute, die recht gerne in unsere Kolonien gehen möchten, von diesem Schritte abhält, das sind die hohen Summen, die jetzt von draußen genannt werden, und die zur Übernahme einer Farm in Südwest notwendig sein sollen. So viel Geld, wie hier gefordert wird, besitzen die meisten Auswanderer aber nicht. Aber gerade in Südwestafrika ist es wahr, daß nicht sowohl die Höhe der Summe, die einem Ansiedler zur Verfügung steht, ausschlaggebend für einen späteren Erfolg ist, sondern vielmehr die persönliche Tüchtigkeit, Arbeitsfreudigkeit und das Anpassungsvermögen an die bestehenden Ver-

hältnisse. Man sehe sich dort draußen nur um und man wird mit Erstaunen, aber auch Genugtuung konstatieren können, daß der Erfolg durchaus nicht immer beim großen Portemonnaie gewesen ist, sondern ganz im Gegenteil, fast durchweg bei den Tüchtigen und Fleißigen, die mit wenig Mitteln in die Kolonie kamen. Normen für Größe der Farmen und Höhe der Mittel aufzustellen, ist schwierig, undankbar und beinahe gefährlich, und wenn ich doch einige Zahlen nennen will, so werde ich sehr wahrscheinlich dafür angegriffen werden und ich bitte, sie auch nur als ganz ungefähre Anhaltspunkte zu nehmen.

Im nördlichen und mittleren Teile des Schutzgebietes dürften im allgemeinen Farmen in Größe von 5—6000 Hektar als ausreichend zu betrachten sein. Neuerdings scheint man sogar anzunehmen, daß man noch unter diese Größe heruntergehen kann, während man im südlichen Teile einstweilen noch mit Farmen in Größe von 10—20 000 Hektaren rechnen muß.

Für Kleinsiedlungen, die sich entgegen von hier und da geäußerten Ansichten, als seien sie nicht lebensfähig, nach Urteilen von Leuten, die lange im Lande sind und deren Verständnis nicht anzuzweifeln ist, durchaus bewährt haben, dürften 10—15 Hektare genügen, wie sie bei Klein-Windhuk, im Osona- und Waterberg-Gebiete und im Swakoptale im Betrieb sind. Ein weit verbreiteter Irrtum muß hier allerdings berichtigt werden, bei diesen Kleinsiedlungen handelt es sich nämlich nicht nur um eine Heimstätte von 10—15 Hektar Acker- und Gartenland, sondern auch um ein beträchtliches Weideland. So z. B. bei Osona und Waterberg um rund 30 000 Hektar für 30 Heimstätten, also um ca. 1000 Hektar, 1000 Hektar = 4000 Magdeburgische Morgen für die Heimstätte.

Ich halte es nicht für uninteressant, hier einen Abschnitt aus einem Briefe zu bringen, der im vorigen Jahre aus dem Grootfonteiner Bezirke von einer Persönlichkeit geschrieben wurde, der Landes- und Sachkenntnis in gleichem Maße zur Verfügung steht. Der Schreiber spricht über die Entwicklung des Grootfonteiner Bezirkes und sagt: „Bezüglich der vielumstrittenen Frage der Größe der Farmen stehe ich auf dem Standpunkt, daß sie hier nicht klein genug sein können, wenn auf landwirtschaftlichem Gebiete etwas geleistet werden soll. Die drei letzten Jahre haben klar erwiesen, daß der Boden zu arm ist, um in extensiver Ackerwirtschaft Erträge erzielen zu können. Nur wo gut geackert wird und wenigstens etwas Dünger dem Boden zugeführt wird, ist auf ein Erträgnis zu rechnen. Bei solcher intensiven Kultur ist aber nicht viel Land nötig, besonders da sich erwiesen hat, daß auch Luzerne auf Regenfall überall wächst. Deshalb werden jetzt auch die Farmen mit gutem Ackerland, wie nordwestlich des Waterberges und östlich von Grootfontein, zu 1500—2000 Hektar vermessen. Daß die Käufer damit nicht einverstanden sind, ist ja nur natürlich, denn bei den niedrigen Landpreisen der Regierung ist jeder Hektar mehr Land reiner Gewinn. Auch dürfte es interessieren, daß ein Farmer hier seine 2500 Hektar große Farm überhaupt nicht ausnützt, sich gar kein Vieh hält, außer zwölf Ochsen und ganz allein von den Erträgen seiner 10—12 Hektar Ackerland lebt. Sein gutes Auskommen, obwohl über 30 Kilometer von der Bahn entfernt, ist meines Erachtens ein klarer Beweis, daß auch hier intensive Wirtschaft auf kleinem Land eine gute Existenz ermöglicht. Hat nun die landwirtschaftliche Versuchsstation, die eben ins Leben getreten ist, den Erfolg, den man von ihr erwartet, so werden die Kinderkrankheiten, die

naturgemäß nicht ausgeblieben sind und ausbleiben werden, schnell vorübergehen."

Um auch über die Höhe des nötigen Kapitals einige Worte zu sagen, so müßten tüchtige Leute bei Großfarmbetrieb mit 30—40 000 Mark etwas erreichen können (man spricht jetzt draußen schon von 70—100 000 Mark!), bei Kleinbetrieb mit 10—15 000 Mark. Was zum Fortkommen außer dem Gelde notwendig ist, habe ich oben erwähnt. Natürlich können Ansiedler, die mit diesen Mitteln in die Kolonien kommen, nicht verlangen, daß sie als sogenannte Gentlemenfarmer leben und auftreten können, es wird auch nicht dazu reichen, sich gleich ein steinernes Haus aufzustellen und allerhand Anschaffungen für seinen persönlichen Komfort zu machen, im Gegenteil, ein Zelt oder eine Holzbaracke müßten für den Anfang genügen und wenn man dann redlich mit Herz und Hand bei der Sache ist, dann könnte nach einer Reihe von Jahren wohl der Moment kommen, in dem man als Gentlemenfarmer auftreten kann.

Übrigens möchte ich hier bemerken, daß sich bisher, außer gelernten Landwirten, besonders pensionierte Offiziere, Beamte und Schutztruppler gut als Farmer geeignet haben, da ihnen, bei sonstiger Tüchtigkeit, ihre Pension einen angenehmen Rückhalt, namentlich in erster Zeit, gewährte.

Um nun aber bezüglich Südwestafrikas nicht zu ausführlich zu werden, möchte ich als allgemein bekannt und anerkannt voraussetzen, daß sich diese, hauptsächlich in den Subtropen gelegene, Kolonie für europäische Besiedlung eignet. Als Beweis dafür braucht man ja nur das in jeder Beziehung fast gleichartige Britisch-Südafrika heranzuziehen, von dem zur Genüge bekannt ist, daß es Europäern durchaus gestattet, ohne jeden Schaden für ihre Gesundheit dort zu leben und einen reinrassigen Nachwuchs hochzubringen.

Wenn also in gesundheitlicher Beziehung die Besiedlungsfrage zu bejahen ist, so bliebe noch zu untersuchen, ob das gleiche in wirtschaftlicher Beziehung der Fall ist.

Bevor ich mich aber dazu wende, möchte ich doch erwähnen, daß selbstverständlich auch in Südwestafrika Krankheiten vorkommen, die aber in der Heimat ebenfalls an der Tagesordnung sind. Die Malaria ist dagegen in Abnahme begriffen, und der jetzige Gouverneur ist sogar der Ansicht, daß dieselbe schon ganz verschwunden wäre, wenn seitens der Regierung und der Bevölkerung gegen die Malaria in Südwest mit derselben Energie vorgegangen würde, wie dieses teilweise in den Tropenkolonien geschehen ist.

Im amtlichen Jahresberichte von 1910/11 wird festgestellt, daß die Sterblichkeit in Südwestafrika im Berichtsjahre im Maximum 30,3 auf 1000 Köpfe betrug, daß bei dieser Ziffer aber berücksichtigt werden muß, daß die ärztliche Versorgung der Bevölkerung, wenigstens auf dem Lande, bei der großen Entfernung immer noch recht mangelhaft ist, und daß gerade wegen der günstigen klimatischen Verhältnisse der Hygiene seitens der Allgemeinheit, wie seitens des einzelnen, bisher viel zu wenig Beachtung geschenkt wurde.

Der Gesundheitszustand des europäischen Nachwuchses war im letzten Jahre ein durchaus guter. Dabei soll es gleich hier gesagt werden, daß ein Mischehenverbot, trotz des humanitätsduseligen Reichstagsbeschlusses, unter allen Umständen aufrecht erhalten werden muß. Denn auch abgesehen von dem rassendegenerierenden Moment wirken die Mischehen demoralisierend und gesundheitsschädigend für den Europäer.

Besonders interessant dürfte es dem hohen Reichstage dabei doch sein, daß auch die Farbigen von einer gesetzlich anerkannten und sanktionierten Mischehe nichts wissen wollen. Also, wem geschieht nun eigentlich mit einer solchen, für den Europäer direkt unwürdigen Einführung ein Gefallen?

Bezüglich der wirtschaftlichen Entwicklung hat Südwestafrika lange darunter gelitten, daß nicht ein großzügiger Besiedlungsplan aufgestellt und nach ihm gearbeitet wurde — welchen Fehler man übrigens in Ostafrika vermeiden sollte; aber dieses war nicht Schuld des Gouvernements, sondern diejenige der großen Gesellschaften.

Diesem Fehler wurde durch den Gouverneur v. Lindequist, soweit es möglich war, abgeholfen, sobald nach dem großen Aufstand die Bahn hierfür frei wurde. Er stellte einen allgemeinen Besiedlungsplan auf, welcher im großen und ganzen auch heute noch maßgebend ist. Vor allen Dingen ist für eine schnelle Absteckung der Farmen mit nachfolgender Vermessung gesorgt worden, so daß heute der überall anzustrebende Zustand erreicht ist, daß Farmen, bereits fertig vermessen, zum Verkauf gestellt werden, oder daß wenigstens dem Kaufe die Ausmessung auf dem Fuße folgt, und daher dieselben auch alsbald ins Grundbuch eingetragen werden können. Am 1. April 1912 war der Stand der Farmvermessungsarbeiten der folgende:

| Bezirk | Zum Verkauf freistehende und vermessene Farmen | Noch zu vermessende verkaufte bezw. verpachtete Farmen | Innerhalb der Polizeizone aufzuteilendes, besiedlungsfähiges Gebiet |
|---|---|---|---|
| Grootfontain . . . | 70 | 18 | 890 000 ha |
| Outjo . . . . . . | 70 | 5 | 1 400 000 ,, |
| Omaruru . . . . | 68 | 6 | 800 000 ,, |
| Waterberg . . . . | 9 | 18 und 4 Kleinsiedlungen | 1 120 000 ,, |
| Karibib . . . . . | — | 1 | — |
| Okahandja . . . . | 15 | 10 | 410 000 ,, |
| Windhuk . . . . | 40 | 6 | 200 000 ,, |
| Gohabis . . . . . | 52 | 16 | 1 000 000 ,, |
| Rehoboth . . . . | 6 | 11 | 260 000 ,, |
| Gibeon . . . . . | 15 | 9 | 1 657 000 ,, |
| Maltahöhe . . . . | 6 | 10 | 705 000 ,, |
| Keetmannshop . . | 16 | 9 | 925 000 ,, (Keetmannshop und Hasuur) |
| Hasuur . . . . . | 19 und 13 im Vylandergebiet | 3 | |
| Bethanien . . . . | 8 | 13 | 640 000 ,, |
| Warmbad . . . . | 26 | 10 | 896 000 ,, |
| | 420 | 145 | 10 903 000 ha |

Damals wurde auch die Wassererschließung, nach Kapländer Muster, vom Gouvernement in die Hand genommen. Mehrere Bohrkolonnen wurden aufgestellt, welche durch die Wasserangaben des Landrats v. Ußler unterstützt wurden.

Die Wassererschließung ist wesentlich durch die von der Wohlfahrtslotterie zur Verfügung gestellten Mittel gefördert worden. Nachdem diese aber erschöpft sind, entsteht die Frage, ob nicht von Staatswegen oder durch eine zu gründende Landbank erhebliche Mittel hierfür bereitgestellt

werden müssen. Es erscheint dieses sogar durchaus notwendig; denn auf einer hinreichenden Wassererschließung beruht die weitere landwirtschaftliche und viehzüchterische Entwicklung Südwestafrikas. Soviel mir bekannt, standen die sämtlichen Gouverneure auch durchaus auf diesem Standpunkte und taten hierfür, wie überhaupt für die Hebung der Kolonien, alles, was in ihren Kräften stand.

Wer sich übrigens über die Wassererschließungsfrage in Südwestafrika weiter und genauer unterrichten will, der lese die bezügliche, sehr lichtvolle Schrift des Dr. Guratse, des Kapstädter Wassersachverständigen.

Ist für die weitere Erschließung und Entwicklung der Kolonien die Wasserfrage von überragender Wichtigkeit, so schließen sich derselben eng an die Sicherheits- und Arbeiterfrage. Man kann dieselben Hand in Hand betrachten.

Nach der letzten Zählung, vom Januar 1912, befinden sich in Südwestafrika, mit Ausnahme des Ambolandes und Caprivizipfels in Summa 81 949 Eingeborene, zu denen noch 4173 fremde Farbige und 1390 Mischlinge kommen, das macht zusammen 87 769 Farbige. Übrigens ein Mehr von 6000 gegen das Vorjahr.

Von diesen sind Männer: Landeseingeborene 29 372, Fremde 3923, Mischlinge 117, also zusammen 33 412.

Auf die Volksstämme verteilt gehören von den Landeseingeborenen zu den

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Herero . . . . . . . | 19 721, | davon | Männer | 6 595 |
| Bergdamara . . . . . | 19 581 | ,, | ,, | 5 701 |
| Nama . . . . . . . | 14 320 | ,, | ,, | 4 312 |
| Bastards . . . . . . | 3 544 | ,, | ,, | 1 107 |
| Buschleute . . . . . | 9 782 | ,, | ,, | 2 829 |
| Ovambo außerhalb des Ambo-Landes . . . | 10 537 | ,, | ,, | 6 886 |
| Ovatjimba . . . . . | 4 000 | ,, | ,, | 1 800 |
| Betschuanen . . . . | 423 | ,, | ,, | 142 |
| | | | | 29 372 |

Die Anzahl der fremden Eingeborenen setzt sich zusammen aus Kap- und Transkaikaffern, fremden Mischlingen, Kru-, Togo- und Kamerunleuten. Diese sind lediglich als Arbeiter ins Land geholt, teils als Bootsleute, als Eisenbahn- und Minenarbeiter und zu sonstigen Beschäftigungen.

Ich bringe diese Zahlen hier so genau, weil man häufig hören kann: In Südwestafrika gibt es ja gar keine Eingeborenen mehr, deshalb ist dort auch kein Aufstand mehr möglich, daher kann die Schutztruppe vermindert werden. Ein Argument, welches auch dem Reichstag vorgeführt worden ist und wahrscheinlich wieder vorgeführt werden wird. Diese ca. 82 000 Eingeborenen mit ca. 30 000 Männern sind allerdings zu wenig, um als Arbeiterreservoir zu genügen für ein Land so groß wie Deutschland, aber sie genügen vollauf, um Putsche und Aufstände zu verursachen, auch wenn sie größtenteils als Arbeiter bei Europäern beschäftigt sind. Unsere Schutztruppe und Landespolizei ist für das große Land jetzt schon so minimal, daß sie wirklich keine Verringerung mehr verträgt.

Aufstände müssen, wenn sie nicht großes Unglück über die Kolonien bringen sollen, im Keime erstickt werden können, und das ist nur möglich, wenn jederzeit geschlossene Kompagnien zur Verfügung stehen, die sofort

an einen eventuellen Herd des Aufstandes abmarschieren können. Einzelne Polizisten und Patrouillen sind gut, um das Land abzurevieren und Meldung zu bringen, kommen aber Zusammenrottungen vor, dann müssen geschlossene Abteilungen auftreten, um sofort scharf einzugreifen und Aufstandsgelüste im Entstehen zu ersticken. Wollen wir unsere überseeischen Besitzungen kolonisieren, zivilisieren und besiedeln, dann müssen wir unsere Pioniere dort draußen auch schützen, das ist gewiß eine der ersten Pflichten des Mutterlandes.

Es nützt uns nichts, wenn wir hygienisch alles aufs schönste ordnen, um unsere Ansiedler bei guter Gesundheit zu erhalten, wenn wir sie nachher von tobsüchtig gewordenen Eingeborenen totschlagen lassen. Also solange wir noch nicht genug Ansiedler im Lande haben, die ihre neue Heimat selbst schützen und verteidigen können, keine irgendwie geartete Verminderung der Schutztruppen mehr. Die Eingeborenen vermehren sich auch und vermutlich schneller als die Europäer, da sie auch schnelleren Zuzug von Stammes-, Glaubens- und Farbengenossen aus den Nachbargebieten erhalten können und namentlich dann, wenn es etwas zu rauben und dem verhaßten europäischen Eindringling am Zeuge zu flicken gilt.

Es ist nicht überflüssig, hierzu eine englische Preßstimme vom Oktober vorigen Jahres zu hören, und zwar die der „African World", des Londoner Kolonial- und Minenfachblattes, welche sich folgendermaßen äußert: „Obwohl am Kap häufig behauptet wurde, daß eine sehr starke Schutztruppe im südwestafrikanischen Schutzgebiete unterhalten wird, scheint der Tatbestand gegenwärtig der zu sein, daß weniger als 2000 Mann (die Schutztruppe hat zurzeit eine Stärke von 1970 Mann! Der Verf.) die gesamte Verteidigungsmacht dieses großen Territoriums ausmachen. Während gegenwärtig keine Anzeichen vorhanden sind von Aufstandsgelüsten der Eingeborenen, ist unzweifelhaft eine starke Möglichkeit zukünftiger Unruhen in nicht ferner Zeit gegeben. In den nördlichen Distrikten, wo die Ovambostämme in großer numerischer Stärke leben, ist jede Aussicht vorhanden, daß, bevor mehrere Jahre verflossen sind, zu einer wirklichen Besitzergreifung geschritten werden muß und an den südlichen und westlichen Grenzen, besonders nach der Kalahariwüste zu, zeigen räuberische Buschmänner und Hottentotten Anzeichen, daß sie die störenden Einflüsse des letzten Aufstandes noch nicht ganz vergessen haben. Obgleich wir nicht einen Augenblick zweifeln, daß die deutsche Schutztruppe mit jedem kleinen Eingeborenenaufstande fertig werden kann — möchten wir nachdrücklich betonen, daß, was sich auch in der lebhaften Beunruhigung der Bevölkerung in der Kolonie zeigt, deren Lebensinteresse es erfordert, daß keine Verminderung irgendwelcher Art der gegenwärtigen Truppenstärke erfolgt" — !!

Ist also die Sicherheit in den Kolonien noch nicht über alle Zweifel erhaben, so läßt die Arbeiterfrage noch sehr viel mehr zu wünschen übrig. Sie ist eine ständige Kalamität und nicht nur in Südwest. Aber wie derselben abhelfen! Woher nehmen und nicht stehlen! Asiatische Kulis sind ja nicht sehr beliebt, und es ist auch schwierig, dieselben zu erhalten, vielleicht kommen sie auch mehr für die Plantagenwirtschaft in Ostafrika in Frage, bliebe also für Südwest die Frage noch offen. Man hofft immer auf die Ovambo, wenn das Land erst wirklich unser sein wird, aber einmal, wie lange kann das noch dauern, und dann, werden die Leute nicht auch im eigenen Lande gebraucht werden, und sind ihrer wirklich so viele, daß sie massenweise exportiert werden können?





Am besten wäre es jedenfalls, wenn sich der Europäer in Südwest möglichst unabhängig von den Eingeborenen machen, selbst die meiste Arbeit leisten und den Eingeborenen nur zu gröbsten Verrichtungen verwenden könnte.

Werden im Schutzgebiete die hier behandelten Fragen geregelt, dazu die Kommunikationsmittel weiter verbessert und ausgebaut, das Kreditwesen endlich auch für Farmer gehoben und reguliert, wozu jetzt ja sowohl von seiten der Regierung als von Privaten geschritten wird und endlich Absatzmöglichkeiten für land- und viehwirtschaftliche Produkte geschaffen, dann ist Südwestafrika zweifellos nicht nur eine geeignete Kolonie für die deutsche Besiedlung, sondern auch eine durchaus aussichtsreiche.

Erwerbsmöglichkeiten werden sich jedem Berufe in ausreichendem Maße bieten. Dem Landwirt als Züchter von Groß- und Kleinvieh. Neuerdings soll sich das südafrikanische Rotvieh besonders zu Zuchtzwecken als für unser Schutzgebiet geeignet erwiesen haben. Die Fleischpreise sind zwar zurzeit sehr heruntergegangen, und hier muß für Absatz- und Exportmöglichkeit gesorgt werden, denn für das Schutzgebiet selbst besteht momentan beinahe Überproduktion. In einigen Jahren dürfte hierin aber wohl Wandel geschaffen sein. Es ist deshalb erfreulich, daß sich die Farmer neuerdings mehr der Wollschafzucht an der Stelle der früheren Produktion von Fettschwanzschafen zuwenden. Auch werden, anscheinend mit gutem Erfolge, Karakulschafe gezüchtet, die bekanntlich die berühmten Persianerpelze liefern, daneben wird der Angoraziegenzucht, mit Recht, im Schutzgebiete große Aufmerksamkeit zugewandt.

Diese Fragen sind übrigens in einer Denkschrift über Viehzucht, welche dem Etat 1911 beigelegen und dem Landesrat der Kolonie vorgelegen hat, ausführlich vom Gouvernement behandelt worden. Das gleiche gilt von der Pferde- und Maultierzucht, der der Gouverneur andauernd ein großes Interesse entgegenbringt. Das Beschälwesen ist neu geregelt, eine Körordnung erlassen und das frühere bakteriologische Nebeninstitut in Friedrichsfelde als Hengstdepot etabliert. Auch ist die Einführung von ostpreußischen Stuten als Mutterstuten für Gestüt Nauchas erfolgt, um ein edles Reitpferd züchten zu können.

Selbstverständlich geht Hand in Hand mit allen diesen Bestrebungen der Kampf gegen Rinderseuchen und Pferdesterbe.

Ein aussichtsreiches Gebiet eröffnet sich ferner für die Zukunft dem Farmer in der Straußenzucht. Es gibt in Südwest ungezählt wilde Strauße und das Gouvernement hat diesem Momente dadurch Rechnung getragen, daß es in Otjiwesu am Weißen Nosob eine Versuchsstraußenfarm geschaffen hat, um wissenschaftlich und praktisch dem Farmer auch hierin die Wege zu weisen und zu ebnen.

Von ganz wesentlich größerer Bedeutung für die Kolonie als bisher im allgemeinen angenommen, wird die Bewirtschaftung und Bebauung des Ackers sein. Nachdem es nun auch gelungen ist, wie neueste Nachrichten aus Südwest besagen, in der Farmerschaft Übereinstimmung über die künftige Organisation einer Landwirtschaftskammer zu erreichen, so wird zweifellos die Entwicklung des Ackerbaues bald in geregelte Bahnen kommen. Sobald man erst mehr von der extensiven zur intensiven Bewirtschaftung des Bodens übergegangen ist, wird sich herausstellen, wie ertragreich der Ackerbau auch in Südwest sein kann.

Schon jetzt hat man gesehen, daß Luzerne, Mais und Kartoffeln auf-

fallend gut gedeihen, und daß Kaffernkorn mit Erfolg als Ersatz für Hafer gezogen werden kann. Ebenso wird sich Obst- und Gartenbau als ertragreich erweisen.

Auch hier unterstützt das Gouvernement die Bestrebungen der Ansiedler, indem es landwirtschaftliche, sowie garten- und obstbauliche Versuchstationen angelegt hat. So in Neu-Damm, ca. 40 km östlich von Windhuk und in Grootfontein, bei welchem Platze sich übrigens der Boden mit Sicherheit auch für Kleinsiedelung eignen wird.

Ferner ist vom Gouvernement der landwirtschaftliche Sachverständige zu dem in Pretoria tagenden Kongreß der Trockenfarmer entsandt worden, um das dort Gehörte und Gesehene für unsere Kolonien nutzbar zu machen.

In bergbaulicher Beziehung dürfte Südwestafrika uns dereinst noch angenehme Überraschungen bringen. Schon jetzt haben wir die Diamanten, deren Vorkommen allerdings zeitlich begrenzt sein dürfte, man berechnet ihren Ertrag versprechenden Abbau noch auf ca. 10—15 Jahre. Aber außer diesem edelsten der Steine stehen der Bergindustrie noch eine große Reihe von anderweitigen Betätigungsmöglichkeiten offen. Kupfer wird bekanntlich viel im Lande gefunden, die Otavi-Minen arbeiten hierin mit dem allerbesten Erfolge. Weiter glaubt man aussichtsreiche Kupferlager in Klein-Karras gefunden zu haben, auch scheinen die Khangruben gut zu sein. Kohlentiefbohrungsversuche werden zurzeit vom Gibeoner Kohlensyndikat bei Mariental gemacht.

Über den Erfolg der Kohlenbohrungen der South-Africa-Territories bei Keetmannshoop ist näheres noch nicht bekannt.

Sehr hoffnungsvoll scheinen sich die Aussichten für den Zinnerzbau anzulassen. Am Erongogebirge, in der Namib bis zum Brandberge sind Zinnlagerstätten erforscht. Bei Okombahe, Neineis, Ameib und Onguati scheinen dieselben vielversprechend. Das gleiche gilt von den Aussichten auf Eisenerzfunde im Kaokoland- und Minengebiet, wo auch das Vorkommen von Gold erhofft wird, wie in demjenigen der South-West-Africa-Comp.

Asbest wurde in scheinbar guter Qualität in der Nähe der Kolmannskuppe konstatiert, auch an anderen Stellen wurde solches festgestellt.

Schließlich bleibt noch der Marmor zu erwähnen, dessen Abbau sich in scheinbar durchaus günstiger Weise gestaltet. Die großen Lager bei Kubas, Habis, Nawachab, Karibib und Onguati scheinen berufen, auf dem Weltmarkte noch eine Rolle zu spielen.

Wir sehen also, daß sich für Landwirtschaft und Industrie in Südwestafrika ein weites Gebiet entschleiert, von dem der Handel schon teilweise Besitz ergriffen hat. Handwerker und Arbeiter werden diesen drei großen Erwerbsköniginnen folgen, so daß nicht abzusehen ist, warum Südwestafrika nicht einstmals eine deutsche Siedelungskolonie, *κατ᾿ ἐξοχήν* sein sollte, auch wenn vorübergehend auf diesem oder jenem Markte und Erwerbszweige Depressionen eintreten, wie momentan auf dem Vieh- und Fleischmarkte. Solche Vorgänge treten bekanntermaßen auch in den ältesten Kulturländern häufig in die Erscheinung.

Wenden wir uns jetzt zu unserer größten Kolonie, Deutsch-Ostafrika. Ob dieselbe für deutsche Besiedlung geeignet ist, will ich in der Hauptsache an der Hand des Lindequistschen Berichts untersuchen, der in epochemachender Weise diese Frage behandelte.

Es ist bekannt, daß im Jahre 1908 eine Kommission unter Führung des damaligen Unterstaatssekretärs v. Lindequist Ost-Afrika bereiste, mit

dem direkten Auftrage, festzustellen, ob sich Deutsch-Ostafrika als Siedlungsgebiet für Europäer eignet.

Der Kommission gehörten, außer dem bereits genannten sehr verdienstvollen Führer, an:

1. Als medizinisch-hygienischer Sachverständiger Oberstabsarzt Dr. Dempwolf. Er war zweimal in Südwestafrika, das zweite Mal während des großen Aufstandes. Vom Geheimrat Prof. Dr. Robert Koch war Dempwolf zur Malaria-Untersuchung nach Neu-Guinea entsandt. Schließlich war der Oberstabsarzt während mehrerer Dienstperioden in Ostafrika selbst.

2. Als praktischer Landwirt Otto Weber, der seit Mitte der 90er Jahre als Farmer und Pflanzer in Ostafrika tätig ist.

3. Als Kartograph Major Schlobach, der besonders bewandert in Grenzvermessungen ist und sich inzwischen auch als Farmer in Ostafrika niedergelassen hat.

4. Für die Eisenbahnfrage der jetzige Gouverneur von Kamerun, Ebermeier.

5. Der Chemiker des biologischen Instituts Amani, Dr. Lommel, und zwar während der Reise im nördlichen Teile des zu untersuchenden Gebietes, während im südlichen Teile der Direktor des genannten Instituts, Prof. Dr. Zimmermann, die Kommission begleitete.

Unter so sachverständiger Führung wollen wir nun auch *die Reise* durch Ostafrika antreten, um uns danach selbst ein Urteil zu bilden.

Das Arbeitsgebiet der Kommission sollte sich hauptsächlich auf Untersuchung der gesundheitlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse der durchreisten Gebiete erstrecken. An Ort und Stelle sollte alles einschlägige Material geprüft und gesichtet, praktische Erfahrungen, die im Laufe der Jahre gemacht waren, gesammelt werden, um auf die Akklimatisationsfrage eine Antwort geben zu können, welche die Kommission in folgender Form gestellt wissen wollte:

„In welchem fremden Klima können Weiße, insbesondere Deutsche — unter Voraussetzung wirtschaftlichen Vorwärtskommens — eine beliebige Zeit lang in einer den Landesverhältnissen angepaßten Tätigkeit ihre Gesundheit so erhalten, daß ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit nicht geringer wird, als sie, dem Lebensalter entsprechend, beim Verbleiben in der Heimat anzunehmen wäre, und können sie dabei einen reinrassigen Nachwuchs hochbringen, der an Zahl und Veranlagung dem Durchschnitt der Heimat gleichkommt?"

Ich will gleich das erfreuliche Resultat der Untersuchung vorweg nehmen, die Kommission fand, daß das, was vom tropischen Höhenklima, d. h. in demjenigen von 1200—2000 m, theoretisch erwartet wird, die praktische Erfahrung auch an den dort ansässigen Weißen bestätigt hat: die Männer haben ihre Leistungsfähigkeit, die Frauen ihre Gebärtüchtigkeit behalten, die heranwachsende nächste Generation ist körperlich, intellektuell und moralisch vollwertig geblieben: Anzeichen irgendwelcher Degeneration sind nirgends zu finden gewesen.

Die Kommission reiste von Mombassa aus mit der Ugandabahn an den Victoria-Nyansa, von dort (Schirati) per Fußmarsch zum Natronsee, dann in nordöstlicher Richtung um den ostafrikanischen Graben, dessen Sohle und Ränder besichtigend. Von Marumbi aus wurde das Meru- und Kilimandjaro-Gebiet, sowie Usambara besucht, um in Tanga wieder die Küste zu erreichen.

Im deutschen Gebiete reiste übrigens die Kommission nicht geschlossen, sondern in mehreren Kolonnen, um möglichst viel von dem durchwanderten Landstriche durchforschen zu können.

Von Daressalam ging die Kommission später mit der Bahn nach Kilossa und von hier wieder per Fußmarsch durch Uhehe und Uelma bis zum Nordende des Njassa-Sees, von dort aber zu Schiff den Sambesi abwärts, zur Küste.

Das Endergebnis der Prüfung durch die Kommission, die in sehr gewissenhafter Weise vorgenommen wurde und sich bis auf mikroskopische Blutuntersuchungen der eingesessenen Europäer und Schwarzen erstreckte, ist, wie gesagt, ein sehr günstiges. Es wurde festgestellt, daß in Höhenlagen von über ca. 1000 m die Bedingungen für den dauernden Aufenthalt von Europäern sehr gute sind. In dieser Höhe über dem Meeresspiegel herrscht fast eine um 5 ⁰ geringere mittlere Jahrestemperatur als an der Küste, auch sind die Unterschiede zwischen Tages- und Nachttemperatur größere. Der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ist bedeutend geringer als an der Küste. Das Klima gestattet demnach dem Europäer hier dauernde Arbeit im Freien, vorausgesetzt, daß die Gegenden von tropischen Krankheiten frei sind.

Nun hat schon kein geringerer als Robert Koch gelegentlich seiner verschiedenen Besuche von Ost-Afrika festgestellt, daß beispielsweise West-Usambara und Uhehe, Gebiete in einer mittleren Höhe von 1300—2300 m, malariafrei sind. Die Kommission hat dann noch weitere große Gebiete als frei von der Anopheles-Mücke, dem ebenfalls von Koch gefundenen Malariaparasiten, konstatiert. Es muß allerdings bemerkt werden, daß die Höhenlagen allein nicht absolut maßgebend für Malariafreiheit ist. So gibt es z. B. niedriger gelegene Gegenden, in denen keine Malaria vorkommt, dagegen höhere, in denen diese Krankheit auftritt. Als Beispiel hierfür wäre zu nennen Amani in 915 m Höhe, malariafrei, Tabora, ca. 1200 m hoch, von Malaria betroffen. Der jetzige Gouverneur von Ostafrika, Dr. Schnee, sagt in seinem Buche über Ostafrika bezüglich dieser Erscheinung, daß sie damit zu begründen sei, daß die Ostabhänge der Gebirge, die dem Winde vom Meere freien Zutritt gestatteten, ungünstige Bedingungen für das Vorkommen der Anophelesmücken bieten.

Im allgemeinen kommt die Lindequistsche Kommission zu dem Schlusse, daß im nördlichen Teile des Schutzgebietes die klimatischen Bedingungen für ein Wohlbefinden von Europäern gegeben sind: in den Gebirgsstöcken des Kilimandjaro und Meru, in den weiten Hochplateaus, die südlich, westlich und nordwestlich an diese Berge angrenzen und welche sich zu beiden Seiten des ostafrikanischen Grabens, westlich bis fast an den Viktoria-See, erstrecken. Die Größe dieser Gebiete wird beziffert mit ca. 12 000 qkm = 1 200 000 Hektar. Ähnliche Verhältnisse gelten für ausgedehnte Teile von Westusambara und für solche des Paregebirges. Im südlichen Teile des Schutzgebietes sind im Bezirke Iringa (Uhehe) im ganzen 1 396 000 Hektar = ca. 14 000 qkm für europäische Siedlung geeignet und im Bezirke Langenburg ca. 895 000 Hektar = ungefähr 9000 qkm.

Rechnen wir zusammen, so hat die Kommission in Ost-Afrika allein in von ihr durchforschten Gebieten über 3 500 000 Hektar als für europäische Besiedlung geeignet festgestellt. Nun gibt es aber noch sehr weite Strecken, z. B. die Nguru- und Uluguruberge, welche die Kommission nicht durchreist hat, die aber von anderer fachmännischer Seite ebenso für Besiedlung geeignet befunden worden sind. Dr. Schnee sagt in seinem oben angeführten

Buche, daß die Schätzungen in dieser Hinsicht allerdings ziemlich weit auseinandergingen; manche Kenner des Landes geben sie auf 350 000 qkm, ca. so groß wie das Königreich Preußen, andere dagegen nur auf 175 000 qkm an. Immerhin ist auch letzteres noch eine Zahl, die für Deutschland von Bedeutung wäre, und nach welcher man Deutsch-Ostafrika sicherlich, schon des in Frage kommenden Raumes wegen, als Siedlungskolonie bezeichnen darf. Dazu kommt, daß gerade in den Hochländern die eingeborene Bevölkerung — übrigens im Gegensatz zu den hochgelegenen Dschang- und Bali-Ländern in Kamerun — nicht eine so dichte ist, daß sie ein Hindernis für deutsche Besiedlung bildete.

Von einem großen Teil dieser Gebiete ist es festgestellt, daß sie frei von tropischen Krankheiten und speziell von Malaria sind. Die Kommission sagt darüber, daß diejenigen ostafrikanischen Hochgebiete nach den jetzigen Kenntnissen der Tropenhygiene malariafrei sind, in denen das nächtliche Temperaturminimum unter 10 ° bis 15 ° C liegt. Dieses trifft im allgemeinen bei einer Meereshöhe von 1500 m und darüber zu. Es kann dieses aber auch in etwas niedriger Lage der Fall sein, z. B. auf einzelnen isolierten Hügeln oder auf unbewaldeten, stark Wärme ausstrahlenden Flächen. Die Malariafreiheit ist dort anzunehmen, wo die Abwässerung der Hänge zu jeder Jahreszeit ohne Tümpelbildung vor sich geht und auch da, wo die chemische Beschaffenheit der Gewässer den Malariamückenlarven keine Nahrung bietet, oder wo ihre natürlichen Feinde, Raubinsekten, Fische usw. sie dauernd vertilgen.

Sehr günstig fand die Kommission in einem Hauptsiedlungsgebiete, im Bezirke Moschi, die gesundheitlichen Verhältnisse, ich werde, was sie darüber sagt, hier wörtlich bringen:

„Nach den amtlichen statistischen Zahlen des letzten Jahres weist der Bezirk Moschi mit 573 Weißen eine Sterblichkeitsziffer von 0,7 % auf, während die Sterblichkeit in Deutschland 1,8 % beträgt. In Südwestafrika zeigt Windhuk mit 1,4 % die niedrigste Ziffer im dortigen Schutzgebiet. Da der Bezirk Langenburg in Ostafrika 1,5 % aufweist, so hat der Bezirk Moschi unter allen mit Weißen besiedelten Teilen unserer Schutzgebiete die niedrigste Sterblichkeitsziffer. An den in der amtlichen Statistik besonders aufgeführten Krankheiten, nämlich Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Typhus und Tuberkulose ist im Bezirke Moschi überhaupt niemand gestorben."

Im Pare- und Westusambaragebiete lagen die Verhältnisse ähnlich. Malariainfektionen waren in der Hauptsache hier wie dort nur bei solchen Leuten zu konstatieren, die gezwungen waren, häufige Reisen ins Küstengebiet zu machen oder bei Frachtfahrern. Aber auch hier gaben derartige Infektionen keinen Anlaß zu besonderen Bedenken, da sie leicht zu behandeln sind und der richtige Gebrauch von Chinin immer mehr bekannt wird.

Natürlich kommen auch in den besiedlungsfähigen Gebieten Ostafrikas Krankheiten, wie in der ganzen Welt, vor; an spezifischen Tropenkrankheiten aber haben sie im allgemeinen nicht zu leiden; wenn auch in ungünstigen Jahren im Aruschagebiete sowohl bei den Palästina-Deutschen, wie in Leudorf zur Regenzeit vereinzelt Malaria bemerkt worden ist. Die Ursache hierfür dürfte aber darin zu suchen sein, daß Bewässerungsgruben Sumpfstellen geschaffen haben — ein Übel, dem ja aber abzuhelfen wäre.

Besondere Aufmerksamkeit verdienen die Dysenterie, Lepra, Rückfallfieber und Wurmkrankheit. Diese sind aber für den Weißen weniger ge-

fährlich als für den Eingeborenen, wenn der erstere seinen höheren Kulturzustand bezüglich Reinlichkeit und Gesundheitspflege auch in den Tropen beibehält. Die Schlafkrankheit aber, die seit einigen Jahren auch am Victoria-Nyansa und an der Westgrenze der Hochgebiete auftritt, wird die Besiedlungsländer deshalb kaum bedrohen, weil der hauptsächliche Schlafkrankheitsüberträger, die Glossina palpalis, zur westafrikanischen Waldfauna gehört und deshalb voraussichtlich im ostafrikanischen Höhengebiete nicht die Lebensbedingungen für ihre weitere Ausbreitung finden wird. Können wir so sagen, daß die genannten Höhenregionen in Ostafrika in gesundheitlicher Beziehung für europäische Besiedlung wohl geeignet sind, so wollen wir jetzt sehen, wieweit das gleiche in wirtschaftlicher Beziehung zutrifft.

Für das wirtschaftliche Fortkommen der Ansiedler bietet Ostafrika eine Fülle von Möglichkeiten, die ich hier naturgemäß nicht erschöpfend behandeln kann. Interessenten verweise ich aber auf die jährlichen Berichte des Kolonialamtes und auf die Fachzeitschriften, wie „Tropenlandwirt" und „Tropenpflanzer" etc. In der Hauptsache kommen einstweilen noch Ackerbau in seinen verschiedensten Arten und Viehzucht in Betracht, Industrie und Bergbau nur in geringem Grade. Für bessere Absatzmöglichkeiten muß noch gesorgt werden. Absatz und Umsatz werden sich aber mit dem Fortschreiten des Bahnbaues und der Verbesserung der Kommunikationen von selbst heben. Erstes Erfordernis für die weitere wirtschaftliche Entwicklung ist daher Ausbau des Bahnnetzes.

Der Handel ist in steter Aufwärtsbewegung begriffen, insbesondere kann dieses vom Außenhandel festgestellt werden, der im Jahre 1910 fast 60 Millionen Mark betrug.

Nach dem wachsenden Ertrage der Gewerbesteuer zu urteilen hat sich auch der Binnenhandel gehoben, dessen Zunahme im übrigen schwer zu schätzen ist, während beim Außenhandel statistisch feststeht, daß er sich seit 1900 von ca. 16 Millionen bis 1910 auf ca. 60 Millionen, wie schon erwähnt, vergrößert hat.

Die Arbeiterfrage ist auch in Ostafrika noch eine schwierige. Von den meisten Plantagenbesitzern wird lebhaft über die Unzulänglichkeit des Arbeitermaterials an Quantität und Qualität geklagt, eine Klage, der sich im wesentlichen die Farmer anschließen. Wenn hier und da auch der Arbeitgeber selbst mit schuld an dieser Kalamität sein mag, so ist doch zu hoffen, daß unter dem jetzigen Regime in Ostafrika in dieser Richtung etwas mehr geschehen wird, als dieses wohl früher der Fall gewesen ist. Die eingeborene Bevölkerung beziffert sich für die Kolonie nach neuester Zählung, nicht wie früher angenommen wurde, auf ca. 10 Millionen, sondern nur auf 7½ Millionen Seelen. Für ein Gebiet noch einmal so groß wie Deutschland gewiß eine dünne Bevölkerung. Von diesen 7½ Millionen Menschen kommt natürlich nur ein kleiner Bruchteil als Arbeiter für den Europäer in Frage.

In sanitärer Beziehung geschieht alles nur mögliche in der Kolonie, ebenso in der Erforschung und Bekämpfung von Tierseuchen, was allerdings leider nicht hat verhindern können, daß in nördlichen Teilen des Schutzgebietes die Rinderpest wieder ihren Einzug, wohl aus der englischen Nachbarkolonie, gehalten hat. Hoffentlich wird es gelingen, dieselbe so zeitig zum Stehen zu bringen, daß nicht die ganze Kolonie in Mitleidenschaft gezogen wird.

Was die Sicherheit im Schutzgebiete anbetrifft, so habe ich meinen diesbezüglichen Ausführungen gelegentlich der Besprechung der südwest-

afrikanischen Verhältnisse wenig hinzuzusetzen. Ein riesiges Gebiet muß von einer kleinen Truppe geschützt werden. Die Truppe tut alles, was in ihren Kräften steht; ob sie aber immer in der Lage sein wird, drohende Aufstände im Keime zu ersticken, ist eine andere Frage und muß die Zukunft lehren.

In der jetzigen Zeit aber der Truppenverminderungswünsche und Ideen halte ich es nicht für unangebracht, auch hier zu sagen: Eine Verminderung der Truppe darf für lange Jahre hinaus nicht in Betracht kommen.

Was nun die Erschließung der Siedlungsgebiete selbst anlangt, so muß dieselbe vor allen Dingen systematisch erfolgen. Hierzu gehört in erster Linie, daß genügend viele Landmesser in Tätigkeit treten, was lange Zeit, z. B. in Usambara verabsäumt worden ist, unter welchem Mangel übrigens auch Südwestafrika früher gelitten hat. Momentan soll im Kilimandjarogebiete die Besiedlung etwas stocken, weil die Landvermessung mit dem Belegen und dem Kaufe von Farmen nicht Schritt hält. Zum mindesten müßte eine Absteckung, wenn auch keine formelle Vermessung, vorgenommen werden, damit eine gekaufte Farm sofort vermessen werden kann, wie dieses die Engländer in Südafrika und auch in Britisch-Ostafrika mit Erfolg getan haben, und welche Methode sie mit „Rapid survey" bezeichnen. Dieselbe ist, nebenbei bemerkt, auch im Jahre 1905/06 in Deutsch-Südwestafrika eingeführt worden. Durch diese wird vermieden, daß verkaufte Farmen monatelang wegen mangelnder Vermessung nicht bezogen werden können.

Mit der Vermessung muß die Wassererschließung Hand in Hand gehen, und wenn diese Angelegenheit großzügig betrieben wird, dann sollten auch die westlich des Merugebietes liegenden Ländereien in diese Maßnahmen mit einbezogen werden.

Hierbei muß ich nochmals erwähnen, daß aller wirtschaftlicher Aufschwung dieses Siedlungsgebietes vom Weiterbau der Bahn abhängt, welcher hier mindestens bis Aruscha geführt werden muß, weil hierdurch auch gleich die eben genannten Länder westlich des Merugebietes mit erschlossen werden.

Der Möglichkeiten für den Europäer, sich in den genannten Siedlungszonen eine wirtschaftlich sichere Existenz zu schaffen, sind, wie ich schon sagte, viele. Ich will hier einige nennen, durch welche eine ganze Reihe von Ansiedlern zu behaglichem Wohlstande gekommen sind. Und wenn ich mich hierbei hauptsächlich auf das Kilimandjaro-Merugebiet stütze, so tue ich dieses, weil die Lindequistsche Expedition diese Gebiete am längsten besucht und am intensivsten untersucht hat, weil auch dort die Zahl der Ansiedler am größten war. Ich will hier gleich sagen, daß seitdem der Zuzug von Farmern jährlich nicht unbeträchtlich zugenommen hat, so daß momentan die Besiedlung nicht nur deshalb ein wenig stagniert, weil die Vermessungsarbeit mit dem Zudrang der Käufer nicht gleichen Schritt gehalten hat, sondern auch deshalb, weil in dortigen Gegenden das besiedlungsfertige Land anfängt, knapp zu werden.

Das was der Lindequistsche Bericht nur als Vermutung ausgesprochen hat, nämlich, daß die genannten Länder aussichtsreiche Siedlungsgebiete werden könnten, hat sich also schnellstens erfüllt. Die Leute kommen gut fort, und der dort geborene Nachwuchs (natürlich noch Kinder) ist bisher kräftig und gesund. Der Gesundheitszustand soll sogar ganz ausgezeichnet sein, vielfach besser als derjenige gleichalteriger Kinder in der Heimat.

Auch möchte ich hier gleich sagen, daß sich Mittelsiedelungen — ausgesprochenen Kleinsiedelungen möchte ich nach den bisherigen Erfahrungen

nicht das Wort reden — in diesem Gebiete als durchaus lebensfähig erwiesen haben, wie dieses die bei Aruscha angesiedelten Palästina-Deutschen erwiesen haben. Trotzdem diese Leute meist nur mit sehr bescheidenem Kapital in die neue Heimat kamen, sind sie doch fast alle gut fortgekommen. Ein Beweis dafür, daß es nur des richtigen Menschenmaterials bedarf, um auch eine dichtere Besiedlung unter Umständen möglich und rentabel zu machen.

Diese Ansiedler sollen, wie ich höre, durchschnittlich 200—300 ha Land besitzen, auf dem sie in guter Ordnung und mit gutem Erfolge Weizen, Gerste, Hafer, Mais, Bohnen und Kartoffeln bauen, während sie in ihren Gärten anderweite Versuche, z. B. mit Wein, machen.

Im übrigen Ansiedlungsgebiet sind bisher mit gutem Erfolge betrieben Kaffeepflanzungen, Tabakplantagen (besonders solche für Zigarettentabak), Mais- und Weizenbau. Kartoffeln kommen hier wie in Südwestafrika sehr gut fort. Gerbstoffe werden von den Gerberakazien in bester Qualität gewonnen. Über Kautschuk und Baumwolle ist das Urteil der Kommission nicht so abschließend, doch spricht sie auch diesen, auf dem Weltmarkt so sehr wichtigen Artikeln gute Aussichten zu. Ich bemerke, daß ich hier immer nur von den gedachten Siedlungsgebieten spreche, nicht etwa von Ostafrika überhaupt, also auch nicht von den Küstengebieten. Was speziell die Baumwolle anbetrifft, diesen Stoff, für den wir jahraus, jahrein Hunderte von Millionen an die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zahlen, so glaube ich, daß von seiten der Staatsregierung auch etwas für die opferfreudigen, ich kann sagen, patriotischen Männer geschehen könnte, die seit Jahren unverdrossen ihre Arbeit und ihr gutes Geld daran wenden, um diese schwierige und widerspenstige Pflanze in unseren Kolonien heimisch zu machen. Wenn diese Bemühungen endlich restlos mit Erfolg gekrönt würden, so wäre der Vorteil davon für Deutschland ein so immenser, daß das Vaterland diese Unternehmungen schon im Versuch unterstützen sollte. Auch das verdienstvolle Kolonialwirtschaftliche Komitee könnte in dieser Beziehung etwas mehr tun und nicht nur seine Hauptsorge den Eingeborenen-Baumwollkulturen zuwenden. Es sollte vielmehr auf Mittel und Wege sinnen, um hierbei auch den deutschen Landsleuten zur Hand zu gehen.

Bleibt noch die Viehzucht zu erwähnen, über welche der seit einer Reihe von Jahren im Schutzgebiete tätige erste Gouvernementstierarzt sich der Kommission gegenüber folgendermaßen aussprach:

„Für die Rindviehzucht bieten die Massai-Steppen und in noch höherem Maße die hochgelegenen Steppenlandschaften die günstigsten Bedingungen. Letztere sind ebenso vorzüglich für die Pferde- und die Wollschafzucht geeignet. In den Massaisteppen und in den trockenen Berglandschaften hat außerdem noch die Eselzucht sichere Aussichten auf Erfolg. Aus meteorologischen Einflüssen drohen keiner Viehart Schädigungen, selbst bei dauernder Weidehaltung: das Steppenklima ist für alle Haustiere gesund." Daß auch Uhehe für die Viehzucht gut geeignet ist, dürfte allgemein bekannt sein, ebenso, daß die Schweinezucht in der Kolonie sehr ergiebig ist und auch für die Straußenzucht beste Bedingungen vorhanden sind. Für diese fehlen aber noch, wie in Südwestafrika, die nötigen Erfahrungen, welche in Südwest jetzt durch die Regierungsstraußenfarm gewonnen werden sollen. Geflügelzucht ist ebenfalls aussichtsreich, Versuche zur Aufkreuzung der eingeborenen Arten mit edleren Hühnersorten werden erfolgreich vorgenommen.

Gegen die verschiedenen Tierseuchen wird, wie ich schon sagte, energisch zu Felde gezogen; der Erfolg ist natürlich noch kein radikaler, aber er ist dadurch schon beträchtlich, daß jetzt der „Wirkungskreis" des wohl größten Schädlings der Haustiere, der „Tsetse" festgestellt ist. So weiß man wenigstens, wo man das Vieh nicht halten kann.

Zur Hebung der Landwirtschaft und zur Belehrung der Farmer sind Landwirtschaftliche Stationen eingerichtet und das Biologisch-landwirtschaftliche Institut entfaltet eine segensreiche Tätigkeit.

Zur Aufkreuzung des Viehes könnte dahingegen von seiten der Regierung etwas mehr als bisher geschehen. Ich werde weiter unten noch darauf zurückkommen.

Ich habe über die Erwerbszweige und Erwerbsmöglichkeiten hier nur ganz im allgemeinen gesprochen, verweise aber auf den Lindequistschen Bericht, der im 147. Band der Schrift des Vereins für Sozialpolitik erschienen ist. Zu erwähnen wäre noch, daß bisher die meisten der Ansiedler nicht gelernte Landwirte sind, sondern daß sie den verschiedensten Berufsständen angehören. Pensionierte Offiziere und Beamte, Handwerker, Techniker, Kaufleute usw., und daß die Betriebe, denen sie vorstanden, meistenteils keine Reinbetriebe, sondern Gemischtbetriebe sind, so daß sich dem Siedler auf diese Weise die verschiedensten Möglichkeiten zum Vorwärtskommen bieten. Also z. B. Ackerbau und Viehzucht, Plantagenbau mit Ackerbau oder Viehzucht, Ackerbau und Handwerk etc. Bei den schlechten Verkehrsverhältnissen, über die mit Recht sehr geklagt wird, haben die Ansiedler auf diese Weise die Möglichkeit, sich für alle Wechselfälle in der Marktlage sicherzustellen.

Hier möchte ich einige Abschnitte aus Briefen von Farmern bringen, die vielleicht anschaulicher wirken, als eine große Abhandlung.

Ein Farmer, der seine Farm im Bezirk Moschi, westlich des Kilimandjaro, erst kürzlich bezogen hatte, der aber Ostafrika seit langen Jahren kannte, schreibt: „Ich habe 7 ha Ackerland mit Mais, Luzerne und Roggen bestellt, ohne Europäer, nur mit meinen Wadschagga, die das Pflügen vorzüglich gelernt haben. Die Landwirtschaft wird sich erweitern lassen, sobald mit dem Näherrücken der Bahn auch die Absatzmöglichkeit für mich nähergerückt ist. Im Großbetriebe wird man Trockenfarmen machen müssen. Ich will dann auch einen Versuch mit Absatz von Heu machen. Der Bedarf an gutem Heu ist meines Erachtens längs der Bahn und an der Küste, sowie in Zanzibar und Aden ein großer. Für die Aufkreuzung des Rindes tut die Regierung gar nichts, auf die von der Regierung versprochenen europäischen Bullen haben wir vergeblich gewartet, und helfen können wir uns selbst nicht mehr, da mittlerweile die Grenzen gegen Einfuhr von Deutschland (Maul- und Klauenseuche) und Britisch-Ostafrika (Rinderpest) abgesperrt sind. So ist viel Zeit nutzlos vergangen. Ich lasse mir jetzt, um wenigstens etwas zu tun, Halbblutbullen von Kwai kommen, Franken. Eine Zentrifuge (Handbetrieb) stelle ich jetzt auch auf. Um meine Viehzucht (130 Kühe) zu vergrößern, da ich keine schlechten Erfahrungen damit gemacht habe, gehe ich voraussichtlich im nächsten Frühjahr nach Muansa oder Schirati, um Vieh zu kaufen, falls ich meinem Volontär die Farm anvertrauen kann. Bei allen Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen habe, empfinde ich ein Gefühl der Genugtuung darüber, daß ich hier Werte schaffe, und daß es mir gelungen ist, die scheuen, mißtrauischen Wadschagga zur Arbeit

auf meiner Steppenfarm zu gewöhnen, obwohl die nächsten Bananenhaine einen starken Tagemarsch von hier entfernt liegen."

Erfreulich ist, aus diesem Briefe zu ersehen, daß es dem Schreiber gelungen ist, die Wadschagga zu landwirtschaftlichen Arbeitern zu erziehen, trotz Lebensbedingungen, die ihnen im allgemeinen nicht zusagen. Die Wadschagga sind ein ziemlich zahlreicher Stamm, der viele Arbeiter liefern könnte und die früher nicht immer gerade Freunde der Deutschen gewesen sind. Ferner geht aus diesen Äußerungen eines sehr tüchtigen und sachverständigen Mannes hervor, wie wichtig es ist, sobald die Rindersperre aufgehoben ist, Zuchtvieh einzuführen und, um es nochmals zu sagen, die Bahn weiter zu bauen, wenigstens bis Aruscha.

Die „Volontärfrage" könnte hierbei Erwähnung finden. Es wäre wünschenswert, wenn sich hier, wie in Südwest, mehr Plantagen- und Farmbesitzer dazu entschließen würden, Volontäre aufzunehmen. Viele Farmer sträuben sich dagegen, weil ihnen die Erziehung der jungen Leute unbequem ist, und weil sie Ärger und Schererei (häufig wohl auch mitRecht) fürchten, aber andererseits sollten sie doch auch bedenken, daß durch Volontäre meistens brauchbare Ansiedler ins Land kommen.

Ein anderer Farmer, aus dem Aruschagebiet, schreibt ungefähr: „Ich habe jetzt Gänse, Enten, Hühner, Puten und einen deutschen Vorstehhund aus Deutschland erhalten. Nach Südafrika habe ich geschickt, um drei gesalzene (gegen die Pferdesterbe immune!) Pferde, Bullen (Hereford) und Eber zu holen. Meine Pferde gedeihen gut, da mir aber kürzlich einige Fohlen, die ich auf einem etwas tieferen Platze hatte, an Sterbe eingingen, will ich jetzt die gesalzenen kommen lassen. Weil Europa und Britisch-Ostafrika gesperrt waren, kam ich in große Verlegenheit mit Bullen. Das Vieh hat sich so stark vermehrt, es sind keine Verluste durch Krankheit eingetreten, daß meine Kreuzungsbullen nicht entfernt reichten und Massai-Bullen eingestellt werden mußten. Das Gouvernement beabsichtigt hier die Frankeneinfuhr zu unterstützen, selbstverständlich würde ich dann auch diese Rasse wählen, schon der Einheitlichkeit wegen. Aber nach der bisherigen Erfahrung kann es Jahre dauern, bis vielleicht etwas daraus wird. Sobald meine Bullen hier sind, will ich eine Zuchtherde aussondern, zu der in erster Linie alles Halb- und Dreiviertelblut gehören soll, welches diese Bullen decken sollen. Die Leuteverhältnisse haben sich hier leider dauernd verschlechtert, einmal weil immer mehr Arbeiter infolge der ständigen Neuanlagen von Plantagen gebraucht werden, dann aber auch aus anderen Gründen, die mehr bei der Stationsverwaltung liegen, wenn ich persönlich auch nicht zu klagen habe. — Unsere Butter geht jetzt zur Küste. Der monatliche Umsatz ist jetzt auf über 800 Pfd. gestiegen und steigt weiter. An Gebäuden ist in letzter Zeit viel aufgeführt, bis auf das Wohnhaus ist alles fertig. Die Molkerei ist in einem großen Wellblechhause. An Brücken, Wegen, Bassins, Tränken usw. ist wieder vieles neu angelegt. Ebenso habe ich die Regenzeit dazu benützt, um die Blößen in meinem Walde neu aufzuforsten. Schätzungsweise sind 20—25 000 Bäumchen ausgepflanzt. In der Hauptsache Juniperus procera, Zypressen-Arten, Cryptomeria japonica und gute hiesige Hölzer.

Wahrscheinlich werde ich demnächst auch eine Wollschaffarm anlegen. Der Absatz an Ochsen war immer gut; besonders viel verkaufte ich zu Zugzwecken an die Palästina-Deutschen.

Wiederholt hatte ich Gelegenheit, die Ansiedlungen der Palästina-Deutschen zu sehen. Die Ansiedlungen machen einen ganz anderen Eindruck,

als die andere Ansiedlung hier. In sehr kurzer Zeit ist etwas geleistet. Allerdings leiden die Leute auch leider an Kapitalmangel. Die Kaffeepflanzungen stehen, soweit ich orientiert bin, gut etc.

Wir sehen, wie fleißig und verständnisvoll unsere Ansiedler dort draußen arbeiten, und vor allem, wie gut sie auch alle vorwärts zu kommen scheinen.

Jetzt will ich noch kurz etwas über Größe der Farmen und Höhe des Kapitals sagen. Es kommt hier, wie in Südwest, wie auf der ganzen Welt, zunächst auf die Fähigkeiten, die Arbeitskraft und auf die Ansprüche des einzelnen an, das Kapital kommt erst in zweiter Linie.

1. Für Mittelbetrieb 100—400 ha.
2. Für Großbetrieb 400—1000 ha und natürlich darüber.

Diese Größen genügen für gemischte Betriebe. Das Land müßte sich also ungefähr zur Hälfte für Ackerbau oder als Plantagenland, zur anderen als Weideland eignen. Zu bemerken ist, daß die Kleinsiedler in Leudorf am Kilimandjaro, die jüngst mit den ihnen zugemessenen 50 ha zufrieden waren, jetzt, soviel ich höre, auch meist 100—200 ha besitzen. Man sieht, der Landhunger in Ostafrika ist wesentlich geringer als in Südwest — was ja natürlich in den ganz verschiedenen Boden- und Kulturverhältnissen der beiden Kolonien begründet ist. Aber man sieht auch, eine wie große Anzahl von Farmern Ostafrika mit Leichtigkeit aufnehmen könnte.

Als Kapital werden je nach der Tüchtigkeit, aber auch je nach den praktischen Erfahrungen, die der Siedler vielleicht schon in der Kolonie selbst erworben hat, bevor er sich niederläßt, für Mittelbetriebe 18—30000 Mk. zur Verfügung stehen müssen. Für Großbetrieb muß das Kapital entsprechend höher sein.

Diese Zahlen sollen auch hier nur als ungefährer Anhaltspunkt dienen, machen aber keinen Anspruch auf absolute Authentizität.

Gelingt es uns, einen tüchtigen Stock deutscher Kolonisten in Ostafrika anzusiedeln, so wird es dadurch nicht nur dem einzelnen möglich gemacht, sich ein gutes und angenehmes Fortkommen zu schaffen, es wird nicht nur der wirtschaftliche Aufschwung der Kolonien gefördert, sondern auch aus nationalen Gesichtspunkten wäre dieses nicht zu unterschätzen. Sollte ein Eingeborenen-Aufstand ausbrechen, so wäre die Zahl der waffenfähigen Männer durchaus nicht gleichgültig, vor allem aber wäre dieses bei internationalen Verwicklungen nicht der Fall. Vergegenwärtigen wir uns dabei auch, daß in Britisch-Ostafrika, wie im Njassa-Lande jetzt schon eine starke weiße, d. h. englische Besiedelung besteht, die sich dauernd vergrößert.

Wenn auch bei kriegerischen Verwicklungen die Entscheidungen nicht in den Kolonien, sondern in Europa fallen werden, so wird es doch bei Friedensschluß von eminenter Bedeutung sein, ob während des Krieges eine Kolonie oder doch wichtige Teile derselben sich haben deutsch erhalten können!

# Die Entwicklung der evangelischen Kirche in Deutsch-Südwestafrika.

Von Pfarrer **Heyse** in Karibib.

Lange Jahrzehnte, bevor die deutsche Fahne über Südwest hochging, kämpften die Sendboten der Rheinischen Mission mit den Waffen des Glaubens und der Hoffnung um das Land. Viel Zeit verging, ehe ihre Botschaft und ihr Ruf zur Kultur bei den stumpfen, sinnlichen und raubzuglustigen Stämmen der Herero und Hottentotten Eingang fand. Wiederholt hatten die Missionare erwogen, die Arbeit auf dem steinigen Boden aufzugeben. Aber sie verloren den Mut nicht, obwohl ihr Werk unter den beständigen Fehden der Eingeborenen schwer litt und nicht selten blühende Stationen verlassen werden mußten. Bis zum Beginne der deutschen Herrschaft im Jahre 1884 erstreckte sich die Tätigkeit der wackeren Männer im wesentlichen auf die Farbigen. Weiße, die gleich den Missionaren vom Kaplande her vorgedrungen waren und als Kupferschürfer oder Händler im Lande weilten, nahmen wohl gelegentlich an einem Gottesdienst in holländischer Sprache teil. Im allgemeinen aber erwiesen sich diese Leute den Bestrebungen der Mission wenig geneigt, so gern sie auch um des Handels mit den Eingeborenen willen die Missionsstationen zur Niederlassung wählten. Nur in Otjimbingue kam es zu einem regeren kirchlichen Leben Weißer. Dorthin entsandte die Mission in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Kolonisten, die in Handwerks- und Landwirtschaftsbetrieben die Eingeborenen zur Arbeit anhalten sollten. Für diese wie ihre Angehörigen verging wohl kein Sonntag ohne gottesdienstliche Feier in dem Missionskirchlein. Es wurde freilich auch für sie holländisch gepredigt; daß das Deutsche einmal Landessprache werden würde, ahnte man damals noch nicht. Noch heute, um das gleich hier zu erwähnen, scharen sich die Bewohner des Örtchens in kirchlicher Beziehung um die beiden Stationsmissionare, die sich jetzt längst der deutschen Sprache für die Weißen bedienen.

Beim Abschluß der ersten Schutzverträge der eingeborenen Kapitäne mit der deutschen Regierung leistete die Mission, besonders in der Person Büttners, wichtige Dienste. Es gab sich von selbst, daß Otjimbingue der erste Sitz der Regierungsvertreter wurde. Allmählich erschien eine kleine deutsche Kolonialtruppe im Lande, die später zur Schutztruppe erweitert wurde. Für sie haben die Missionare viele Gottesdienste gehalten. Die ersten Ansiedler des Landes waren ehemalige Schutztruppenangehörige. Nur wenige unter ihnen richteten sofort einen Farmbetrieb ein. Die meisten begannen als Händler, Gewerbetreibende oder Frachtfahrer. Dem Kriegswesen kaum entwachsen, in jugendlichem Lebensalter stehend, ohne Gattin

zur Seite, waren sie ein rauhes Geschlecht, lieber kolonialem „Sichausleben" huldigend, als sich der Einwirkung des Evangeliums hingebend. In ihren Beziehungen zu den Eingeborenen nahmen sie einen recht anderen Standpunkt ein als die Missionare. Infolgedessen war das Verhältnis der Ansiedler zur Mission weithin getrübt. Man verstand sich gegenseitig nicht. Vielfach bereitete die Lebensführung der Landsleute den Missionaren in ihrer Arbeit erhebliche Schwierigkeiten. Wie weit der Haß ging, kam in der Aufstandszeit 1904 und auch später zutage: sehr viele versuchten, die Schuld an der Erhebung und den Greueltaten der Eingeborenen den Missionaren in die Schuhe zu schieben. Wie völlig grundlos diese Verdächtigungen waren, ist heute nach der Einkehr einer ruhigeren und gerechteren Beurteilung festgestellt. Trotz der wenig freundlichen Stimmung, die sie größtenteils erfuhren, haben die Missionare ihren Landleuten mit Predigt und Seelsorge gedient, wo es irgend begehrt wurde. An den größeren Plätzen wurden regelmäßige deutsche Gottesdienste eingerichtet. Noch heute übt die Mission solchen Dienst an kleineren und abgelegeneren Orten. Schon seit dem Beginne des Bahnbaues im Jahre 1897, dann aber vor allem durch die Aufstandsjahre haben sich die Verhältnisse dahin verschoben, daß nicht mehr der Ansiedler sich an den Missionsplätzen niederläßt, sondern die Mission ihm an die neu entstehenden Orte des Handels, der Minenbetriebe, der Regierung folgt. Dort ist er zum Teil auch gegenwärtig der einzige Geistliche am Platze. Da hält er dann monatlich einen Gottesdienst, und er vollzieht die Amtshandlungen entweder am Orte oder gelegentlich seiner Amtsreisen auf Farmen. Die Mißstimmung gegen die Missionare ist noch nicht verschwunden, aber doch wesentlich geringer geworden, besonders seit sich die Mission ihrerseits mit den Farmern in Verbindung setzt, ihre Genehmigung zur kirchlichen Versorgung der Eingeborenen auf dem Farmgelände erbittet und durch ihre Erfolge beweist, daß sie die Leute nicht von der Arbeitsstätte fortlockt, sondern im Gegenteil sich bemüht, sie dort zu erhalten.

Obwohl zur evangelischen Landeskirche gehörig, werden die Missionare von einer Privatgesellschaft ausgesandt. Was aber hat die evangelische Kirche als solche für ihre Kinder draußen getan? Lange Zeit hindurch nichts, so muß leider geantwortet werden. Das Verständnis für die Wichtigkeit der evangelischen Auslandsarbeit hat bis in neuere Zeit hinein geschlummert. Wohl hatte der Evangelische Oberkirchenrat, die oberste Behörde der preußischen Landeskirche, mit der Rheinischen Mission ein Abkommen getroffen, indem er ihr die Seelsorge an den Weißen in den Kolonien förmlich übertrug; selbst aber vermochte er nichts zu tun. So ist die Entkirchlichung, der der größte Teil der Ansiedler anheimfiel, mit eine Folge der mangelnden Fürsorge von der Heimatkirche her. Die Südwester selber hatten wohl Neigung zur Bildung von Krieger-, Turn- und Gesangvereinen, aber nicht zu kirchlichem Zusammenschluß. Auch als es zu den ersten Gemeindegründungen kam, ging die Anregung dazu nicht von den Ansiedlerkreisen aus. Die Gouverneure waren es, die ihr Augenmerk in dankwürdiger Weise auf die Begründung von Kirchengemeinden richteten. Ihr Bemühen ist doppelt anerkennenswert, weil in der Kolonie Staat und Kirche völlig getrennt sind, also die Vertreter des Staates keinerlei Pflicht zur Fürsorge für die Kirche haben, wenn sie nicht selbst die Erkenntnis gewinnen, daß für die Begründung einer wirklichen Kultur des Landes die Mitarbeit der Kirche als der Trägerin des Glaubens unumgänglich ist. — Die erste evangelische Gemeinde wurde in Windhuk im Jahre 1896 auf Betreiben des

Gouverneurs Leutwein gegründet. Missionar Siebe wurde der erste Pfarrer. Ein Zuschuß zu seinem Gehalt von 2000 Mk. jährlich war das einzige, was der Oberkirchenrat zunächst leisten konnte. Siebes Nachfolger wurde lic. theol. Anz von 1900 bis 1907. Das Wohlwollen Leutweins hatte der Gemeinde Grundstücke zur Verfügung gestellt, und mit Hilfe der Heimat konnten ein Pfarrhaus und ein Kindergarten errichtet werden, für den der Frauenverein vom Roten Kreuz für die Kolonien die Schwester sandte. Die Gottesdienste wurden lange Jahre hindurch in dem mit der Pfarrwohnung verbundenen Kirchsaale gehalten, wenn sie nicht während der warmen Jahreszeit bei günstiger Witterung im Freien stattfanden, im Truppengarten unter einer mächtigen Weißdornakazie. Pfarrer Anz versah auch, besonders während der Aufstandsjahre, die Militärseelsorge mit und unternahm im Dienste des Militärs weite Reisen durch das Land. In den letzten Jahren seiner Amtsführung konnte er den von der Gemeinde ersehnten Bau eines Gotteshauses vorbereiten und noch im August 1907 die Grundsteinlegung erleben. Auch das Kirchengrundstück hatte das Gouvernement hergegeben. Der Bau der Kirche dauerte über drei Jahre; er wurde vom Baumeister Redecker geleitet. In Gemeinschaft mit ihm arbeitete Pfarrer Hammer, Anzs Nachfolger. Die Baukosten erreichten eine unvorhergesehene Höhe; mehrmals mußte der Bau wegen der Schwierigkeit, die Geldmittel aufzubringen, unterbrochen werden. Immer aufs neue trat die Heimatkirche ein; aber ein sehr beträchtlicher Teil der über 350 000 Mk. betragenden Bausumme wurde von der Opferwilligkeit der Windhuker Gemeindeglieder selbst aufgebracht. So konnte die „Christuskirche“ endlich am 16. Oktober 1910 eingeweiht werden. Hoch über der Stadt gelegen, grüßt der stattliche Bau weit ins Land hinein. Noch fehlt ihm die innere Einrichtung, noch ruht eine beträchtliche Schuldenlast auf dem Bau, aber die Gemeinde hofft, daß es ihr gelingen wird, mit der Zeit das Fehlende aufzubringen, und sie freut sich des Wahrzeichens evangelischen Sinnes in der Kolonie.

Seit im Jahre 1903 der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß als Zusammenschluß der evangelischen Landeskirchen des Deutschen Reiches gebildet ist, der vor allem die Arbeit an den Auslandsdeutschen auf seine Fahne geschrieben hat, und seit in der Heimat der Sinn für die Notwendigkeit, an den Glaubensbrüdern draußen mehr für ihre kirchliche Versorgung zu tun, gewachsen ist, hat der Evangelische Oberkirchenrat reichlichere Mittel für dies Werk gewonnen. Es wurde möglich, zu Anfang des Jahres 1908 zwei neue Pfarrer auszusenden. Der eine, der Verfasser dieser Zeilen, wurde als zweiter Pfarrer nach Windhuk gesandt, wo sich die Arbeit gehäuft hatte, und von wo aus öfter als bisher die Bedienung der weiterhin wohnenden Evangelischen geschehen sollte. So konnte besonders, 70 km von Windhuk entfernt, der Dienst in Okahandja und Osona aufgenommen werden; dort verweilt der Pfarrer stets mehrere Tage im Monat.

Pfarrer Hasenkamp war für Swakopmund bestimmt. Hier war es 10 Jahre nach der Begründung der Windhuker zu einer Gemeindegründung gekommen. Als Herr von Lindequist als Gouverneur in Swakopmund landete, wurde er von den Vertretern der evangelischen und der katholischen Mission und sogar der kleinen jüdischen Gemeinde empfangen. Er wunderte sich, daß ihn kein evangelischer Gemeindekirchenrat begrüßte, und mit Bedauern vernahm er, daß es einen solchen nicht gab. Da trat er selbst warm für die Entstehung einer evangelischen Gemeinde ein. Zunächst wurde der Rheinische Missionar Vedder ihr Pfarrer, vom Evangelischen Ober-

kirchenrat eingesetzt. Mit Treue hat er zwei Jahre hindurch dies Amt verwaltet, bis die Gemeinde in Hasenkamp ihren ersten Pfarrer im Hauptamt erhielt. Seitdem hat das Gemeindeleben sich hier besonders erfreulich entwickelt. Und wo die Kirchengemeinde zu schwach zu einer eigenen Unternehmung war, da stellte sich der Pfarrer in den Dienst der heimischen großen kolonialen Organisationen; ein Frauenverein auf interkonfessioneller Grundlage hat jetzt vom Roten Kreuz die Mittel zum Bau eines großen Kindergartens erhalten. Die Gebefreudigkeit der Gemeinde wendete sich hauptsächlich dem Bau von Kirche und Pfarrhaus zu, der insgesamt etwa 140 000 Mk. erforderte. Für den Kirchenbau hat die evangelische Bevölkerung über 50 Mk. auf den Kopf aufgebracht. Der Hauptteil der Bausumme mußte freilich auch für Swakopmund aus der Heimat fließen. Kirche und Pfarrhaus sind einheitlich in Barockstil gehalten und bilden in ihrem leuchtenden Weiß und ihren gefälligen Formen eine Zierde der Stadt. Der „Breslauer Verein zur Pflege deutsch-evangelischen Lebens im Auslande" müht sich um die Tilgung der noch in Swakopmund bestehenden Kirchenbauschulden.

Erfreulich ist es auch in Lüderitzbucht vorwärts gegangen. Dorthin hätte der Oberkirchenrat schon früher einen Pfarrer senden können; wegen der Wohnungsfrage konnte das erst im Dezember 1909 geschehen. Rasch wurde mit dem Bau eines Pfarrhauses begonnen, für das die Heimatkirche die gesamten Geldmittel in Höhe von 30 000 Mk. schenkte. Wiewohl der Fiebergeist der Diamantensuche in der Stadt mächtig war und ihre Bautätigkeit beherrschte, erwachte doch zugleich auch der Wunsch, ein evangelisches Gotteshaus zu besitzen bei vielen ihrer Bewohner. Mit der Gemeinde vereint, erbaute Pfarrer Metzner auf dem Diamantberge oberhalb der Stadt für etwa 70 000 Mk. eine würdige Kirche, die im August 1912 eingeweiht wurde. Im Januar desselben Jahres hatte die gleiche Feier in Swakopmund stattgefunden. In einem Jahre öffneten die Kirchengebäude in den beiden Hafenstädten Südwests ihre Pforten! Schon von weitem zeugen sie dem Ankömmling auf dem Ostafrikaner davon, daß deutscher Glaube im deutschen Neulande gepflegt wird.

Auf den Zusammenschluß der Evangelischen in Lüderitzbucht, der um die Mitte des Jahres 1909 erfolgte, wirkte Gouverneur von Schuckmann hin. Im gleichen Sinne war er in Karibib tätig gewesen. Hier fand er hauptsächlich in einem Kreise von Familien, die der Rheinischen Mission nahestehen, freudiges Verständnis. Man wendete sich an den Evangelischen Oberkirchenrat mit der Bitte um Förderung der Gemeindegründung. Daraufhin wurde im Juli 1909 der zweite Pfarrer von Windhuk mit der Aufgabe entsandt, die Evangelischen nicht nur in Karibib, sondern auch weiterhin an der Otavibahn, vor allem in Omaruru und Usakos, zu Gemeinden zu sammeln. Durch seine Werbetätigkeit entstanden rasch hintereinander in den genannten Orten kirchliche Gemeinden. Zunächst kommissarisch mit der Pfarramtsführung betraut, wurde Heyse endgültig im folgenden Jahre zum Pfarrer für Karibib, Omaruru und Usakos eingesetzt. Monatlich zweimal in Karibib und je einmal in Omaruru und Usakos finden die Gottesdienste statt. Außerdem werden einzelne Predigtplätze, wie Wilhelmstal und die Militärstationen Okawajo und Johann-Albrechtshöhe von Karibib aus bedient; im Jahre 1911 ist den Pfarrern die Wahrnehmung der Militärseelsorge im Nebenamt dauernd übertragen worden.

Der Bezirk des Pfarrers von Karibib reichte ursprünglich noch auf die Bezirke Outjo und Grootfontein hinüber, doch konnte bei den gewaltigen

Entfernungen von einer nur annähernd regelmäßigen kirchlichen Versorgung dort nicht die Rede sein. Darum befürwortete Heyse sofort die Errichtung einer besonderen Pfarrstelle für den Norden, nachdem sich in Grootfontein und Tsumeb zu Anfang des Jahres 1911 evangelische Gemeinden gebildet hatten. Die Heimatkirche gab den Bitten statt und berief Pastor Wetschky zum Pfarrer für den Norden. Wetschky war gegen den Schluß des Jahres 1910 im Lande eingetroffen und zuerst als zweiter Pfarrer in Windhuk tätig gewesen. Er arbeitete damals mit Pastor Coerper zusammen, der bereits im Mai 1909 zum Ersatze des nach Karibib beauftragten Pfarrers Heyse entsandt war und zur Zeit den nach Deutschland beurlaubten Pfarrer Hammer vertrat.

Inzwischen hatte die kirchliche Entwicklung auch im Süden weitere Fortschritte gemacht. Es war auf die Dauer nicht angängig, daß Keetmanshoop, 365 km landeinwärts, durch Pfarrer Metzner von Lüderitzbucht aus bedient wurde. Der Oberkirchenrat bestellte darum im Mai 1911 Pastor Siebold zum Pfarrer für Keetmanshoop, wo es die letzte Lebensarbeit des im Dezember 1910 verstorbenen greisen Missionars Fenchel gewesen war, eine evangelische Gemeinde zusammenzufügen. Die Arbeit des Pfarrers im Hauptorte des südlichen Innenlandes erstreckt sich auf besonders weite Entfernungen; viele Hunderte von Kilometern hat er in dem Zwischenraume von Gibeon bis Warmbad zu durchreisen, nicht zum wenigsten im Dienste des Militärs. Die letzte Gemeindegründung bisher wurde im Jahre 1912 in Gibeon vorgenommen, das sich als Filiale an Keetmanshoop anschloß. — Die zweite Pfarrstelle in Windhuk war lange Zeit verwaist, weil Pfarrer Coerper nach der inzwischen erfolgten Rückkehr Hammers anderweitig tätig sein mußte, erfordern doch die Urlaubsreisen der Pfarrer, die je nach drei bis vier Jahren gewährt werden, Vertretungen. Jetzt, am Weihnachtsfest 1912, konnte wiederum ein zweiter Pfarrer in Windhuk eingeführt werden; es war Pastor Beyer.

Der Rundgang durch die gegenwärtig bestehenden zehn Gemeinden zeigt ein erfreuliches Aufblühen der evangelischen Sache im Lande. Noch vor fünf Jahren gab es nur einen Pfarrer in Südwest und jetzt sind acht tätig, von denen sich freilich immer einer auf Heimaturlaub befindet.

Die Verfassung dieser Gemeinden ruht auf dem Grundsatze der Freiwilligkeit. Wie der Beitritt dem Belieben des einzelnen überlassen bleibt, so gibt es auch keinerlei kirchlichen Steuerzwang in der Kolonie. Der jährliche Mindest-Gemeindebeitrag ist auf zehn bis zwölf Mark festgesetzt. Viele zahlen aus Liebe zur Sache erheblich mehr. Andererseits verweigern nicht wenig Evangelische jedweden Beitrag. So befinden sich die Gemeinden häufig in finanziellen Schwierigkeiten, wenn sie auch aus Kollekten, Amtshandlungen, Basaren und Gemeindeabenden nicht unbeträchtliche Einkünfte gewinnen. Ohne die weitgehende Unterstützung der Heimatkirche bei Bauten und für den weitaus größten Teil der Pfarrgehälter wäre es nicht zu dem heutigen Stande gekommen, wie immer wieder dankbar anerkannt werden muß. — Die Lage der Gemeinden wird auch dadurch erschwert, daß sie keinerlei Rechtsgrundlage besitzen, was in erster Linie für den Erwerb und die Erhaltung des Grundbesitzes ins Gewicht fällt. Seit fünf Jahren nunmehr sind Verhandlungen mit den heimischen und den Kolonialbehörden darüber im Gange, wie die Kirchengemeinden die Rechte von juristischen Personen des öffentlichen Rechts erhalten können. Leider ist jedoch noch kein Ergebnis erzielt worden. Einen vorläufigen Ausweg hat

der Deutsche Evangelische Kirchenausschuß dahin gefunden, daß die Grundstücke zur Sicherstellung einstweilen auf seinen Namen eingetragen werden können. Die Klärung der Rechtslage bleibt aber ein unbedingt zu erstrebendes Ziel. — Dem Oberkirchenrat werden Jahresberichte erstattet; er steht mit seinem Rate den Gemeinden fördernd zur Seite, besonders, nachdem sie sich der preußischen Landeskirche der älteren Provinzen der Monarchie angeschlossen haben. Für die innere Verwaltung wird ihnen möglichste Freiheit gelassen. Dem Pfarrer steht überall ein Gemeindekirchenrat zur Seite; bei vielen Gelegenheiten haben die Mitglieder dieser Körperschaft treulich mitgearbeitet. Allgemein interessierende Angelegenheiten werden in der Jahresversammlung der männlichen Gemeindeglieder besprochen.

Die Entwicklung des eigentlichen Gemeindelebens befindet sich mehr in den Anfängen, als es nach dem gedeihlichen äußeren Fortgange zu erwarten wäre. Das ist in der Eigenart der kolonialen Bevölkerung begründet. Am 1. Januar 1911 wurden 6843 Männer, 2468 Frauen und 2579 Kinder gezählt, außerdem 2072 Schutztruppenangehörige. Die Zahl der Männer überwiegt also weitaus. Ledige Männer waren es 6657, verheiratete 1749. Hat auch die Zahl der Verheirateten gegen das Vorjahr um 498 zugenommen, so sind die jungen Leute, die auch in der Heimat dem kirchlichen Leben oft fernbleiben, in der Überzahl. Die fast 2500 Frauen haben gewiß zur Hebung der Gesittung ein bedeutendes Stück beigetragen, doch haben sich die Erwartungen, die man für die Entwicklung des Gemeindelebens von ihrem Zuzug hegte, nicht in vollem Maße erfüllt. — Hinzu kommt, daß der größte Teil der Bevölkerung nicht als bodenständig bezeichnet werden kann. Zunächst sind die vielen Beamten des Landes zumeist nur auf je dreijährige Dienstperioden verpflichtet; mindestens bedeutet ihr halbjähriger Heimaturlaub jedesmal eine fühlbare Unterbrechung. Dasselbe gilt für die zahlreichen Eisenbahnangestellten. Aber auch die meisten kaufmännischen Geschäfte und Minenbetriebe haben ihre Angestellten nur für wenige Jahre verpflichtet. Unter den Farmern endlich findet gleichfalls ein dauerndes Kommen und Gehen statt; die Zahl derer, die wirklich im Lande festsitzen, ist gering. — Die Erscheinung des beständigen Hin- und Herflutens der Bevölkerung beeinflußt die finanzielle und sonstige Beteiligung an den Gemeindeeinrichtungen spürbar. In den Orten, in denen sich eigene evangelische Kirchen erheben, nimmt der Besuch der Gottesdienste langsam zu; es ist zu merken, was es ausmacht, wenn die Gemeinde einen sichtbaren Mittelpunkt besitzt. In den kleineren Gemeinden werden die Gottesdienste zum Teil in den Missionskirchen gehalten, ein Notstand, der allmähliche Beseitigung fordert; denn vielen ist es nicht lieb, einen gottesdienstlichen Raum mit den dienstbaren Eingeborenen zu benutzen. Aus mehreren dieser Gemeinden sind Bitten um Hilfeleistung zu Kirchenbauten an die Heimatkirche gelangt. — Die Taufe der Kinder wird fast durchweg begehrt. Nie wird der Pfarrer versäumen, bei dieser Gelegenheit eine Ansprache zu halten, finden sich doch zur Tauffeierlichkeit oft solche ein, die sonst der Kirche fernstehen. Überhaupt hat die Arbeit des Pfarrers vielfach darauf auszugehen, die der Kirche und dem Evangelium Entfremdeten wieder zu gewinnen. — Gegen die Trauung verhalten sich viele Paare ablehnend, doch ist auch der Wunsch, diese Handlung verspätet nachzuholen, nicht selten. Die meisten Trauungen werden von den Pfarrern an der Küste vollzogen, denn fast jeder Dampfer bringt Bräute aus der Heimat ins Land, die von ihren Verlobten in der Hafenstadt empfangen werden. — Da der Gesundheitszustand im allgemeinen

erfreulich ist, finden Beerdigungen nicht gar zu häufig statt. Wo es sich irgend um bekanntere und angesehenere Erwachsene handelt, beteiligt sich die Gemeinde in großer Zahl; im ganzen ist doch noch etwas von dem alten Gefühle vorhanden, daß die Schutzgebietsbewohner eine große Familie darstellen. — Die Abendmahlsfeiern, die von Zeit zu Zeit gehalten werden, führen nicht zahlreiche Teilnehmer zusammen.

Fast überall hat der Pfarrer auch unterrichtliche Tätigkeit auszuüben. Als eigentlich kirchliche Unterweisung wird der Konfirmandenunterricht erteilt. Die Einsegnungen werden zumeist in der Adventszeit vorgenommen, da das Schuljahr wegen der klimatischen Verhältnisse mit dem bürgerlichen Jahre schließt. Bis jetzt waren es stets nur wenige Konfirmanden; für später sind besetztere Jahrgänge zu erwarten, da die Geburtenziffer erfreulich hoch ist. — Der Religionsunterricht in den Schulen bleibt den Vertretern der Konfessionen überlassen. Der Ausbau des Schulwesens bringt es mit sich, daß die Stundenzahl auch für diesen Unterrichtszweig beständig wächst; besonders den Windhuker Pfarrern wird dadurch eine steigende Mehrarbeit. Die Regierung, die ja als solche mit der Pflege des Religiösen nichts zu tun hat, stellt sich freundlich zur Unterweisung der Jugend in den Wahrheiten des Christentums, und sie gestattet gern, daß die Lehrer den Religionsunterricht geben, wo die Erteilung durch den Pfarrer nicht möglich ist.

Die Kirche hat erst zwei Jahrzehnte nach den Anfängen der deutschen Kolonisation nachdrücklicher mit ihrer Arbeit im Lande einsetzen können. Dem entspricht es, daß die Fürsorge für Kranke, Kinder und Wöchnerinnen längst von anderer Seite unternommen worden ist. Das Rote Kreuz hat eine segensreiche Tätigkeit entfaltet; neuerdings ist ihm teilweise auf denselben Gebieten der Frauenbund der Deutschen Kolonialgesellschaft an die Seite getreten. Die evangelischen Gemeinden benutzen gern die reichen Mittel, die ihnen jene großen heimatlichen Organisationen darbieten, und sie verzichten darauf, eigene Schwestern anzustellen. In Windhuk wurde die Gemeindeschwester vom Roten Kreuz gestellt und jahrelang von der Kirchengemeinde unterhalten, bis sie nach dem Zusammentritte der politischen Gemeinde von dieser übernommen wurde. Die Kindergartenschwester in derselben Stadt steht noch heute in dem gleichen Verhältnisse zum Roten Kreuz und zur Kirchengemeinde. Anders als Windhuk und Swakopmund (s. S. 99) hat es Lüderitzbucht gehalten; dort hat man unter sehr günstigen Bedingungen den Kindergarten samt der Leiterin vom Frauenbunde entgegennehmen können. — Die Armenfürsorge obliegt teilweise den politischen Ortsgemeinden, teilweise den örtlichen Regierungsverwaltungen, nachdem in Windhuk ein interkonfessioneller Verein zuerst auf diesem Gebiete vorgeschritten war. Immerhin liegt mancher Fall so, daß die Kirchengemeinde und ihre Vertreter Veranlassung zur Hilfeleistung haben. Durch Beteiligung am Arbeitsnachweis und durch tätigen Rat für herauskommende Mädchen kann der Pfarrer manchem hilflosen Menschenkinde die Hand bieten. So wird er bessere Hilfe gewähren, als wenn er den Bitten derer stattgibt, die ihre Kirchlichkeit dadurch zu beweisen suchen, daß sie ihn um Geld zur Heimreise oder für sonstige Zwecke anborgen. — Ein wichtiger Zweig der sozialen Betätigung ist die Versorgung entlassener Strafgefangener, für die die evangelische Gemeinde nicht selten eintreten konnte. — Sind in der Kolonie viele Arbeitsgebiete, die die Kirche in der Heimat pflegt, den Gemeinden entzogen, so freuen sie sich dessen nur. Denn daß die Hilfe

von anderer Seite kommt, ist ein Zeichen dafür, daß der Geist der Bruderliebe über die christlichen Kreise im engeren Sinne hinausgedrungen ist. Arbeit bleibt auf dem eigentlichen Gebiet der Gemeinde noch genug.

In Windhuk zunächst, aber auch anderwärts ist es gelungen, Evangelische zu verschiedenartigen kirchlichen Betätigungen zu sammeln. Hier und da wird den jungen Männern ein offener Abend geboten; die Frauen und jungen Mädchen werden zu edler Geselligkeit eingeladen; Bibelstunden werden veranstaltet; in Lüderitzbucht hat sich eine Posaunenvereinigung gebildet. Die Gottesdienste werden in Windhuk und in den Küstenstädten durch die Vorträge von Kirchenchören bereichert. In der Hauptstadt findet einmal im Monat ein liturgischer Abend statt, an dem Orgelkompositionen, Chor- und Solowerke zu Gehör kommen. Sehr zahlreich werden die Gemeindeabende besucht. In den größeren Orten stellen sich gute Kräfte für den musikalischen und deklamatorischen Teil in den Dienst der Sache, und Vorträge suchen geistiges Leben zu wecken und zu pflegen. Daß in dieser Hinsicht etwas von der Kirche aus geschieht, ist dringend notwendig, hört man doch innerhalb der Bevölkerung immer wieder ein Klagen darüber, daß der Geist bei der Eintönigkeit der afrikanischen Eindrücke erschlafft. Mittelbar stärken diese Abende das Gemeindeleben dadurch, daß sie das Gemeinschaftsgefühl anregen helfen. Neuerdings werden Lichtbilderapparate von den Gemeinden angeschafft, damit das Bedürfnis nach bildlicher Darstellung auf andere Weise befriedigt werden kann, als durch die ständigen oder hin- und herziehenden Kinematographen.

Die Farmseelsorge wird gepflegt, soweit das bei den zu überwindenden Räumen möglich ist. In Windhuk konnte durch die Freundlichkeit eines Farmers, der ein größeres Darlehen gab, eine Ochsenkarre für die Reisen angeschafft werden. Für Grootfontein spendete der Oberkirchenrat die Mittel zur Beschaffung einer Maultierkarre mit Bespannung. Der Pfarrer wird gern auf den vereinsamt liegenden Farmen aufgenommen, und bisweilen gelingt es auch an einem gewöhnlichen Tage, eine ausgeführtere Abendandacht zu halten. Mancherorts findet des Sonntags ein Gottesdienst statt, zu dem dann die etwa 20 km im Umkreis wohnenden Nachbarn eingeladen werden. Viele Farmen aber sind so entlegen, daß sie kaum je von einem Pfarrer erreicht werden können. Darum werden die Farmer immer wieder gebeten, sich den Gemeinden in ihren Bezirksorten anzuschließen und Farmerversammlungen wie sonstige Erledigungen so anzusetzen, daß sie an einem Gottesdienstsonntag im Orte weilen können.

Um auch denen, die nicht zum Gottesdienst kommen können, wenigstens im Geiste die Teilnahme am kirchlichen Leben zu ermöglichen, ist mit dem Beginn des Jahres 1911 das „Evangelische Gemeindeblatt für Deutsch-Südwestafrika" geschaffen worden. Gelegentlich der Einweihung der Windhuker Kirche kamen die damals fünf Pfarrer des Landes zum erstenmal zusammen, und sie beschlossen als dauernde gemeinsame Arbeit die Herausgabe dieses Blattes. Es erscheint unter der Schriftleitung von Pfarrer Hasenkamp monatlich in Swakopmund. Zurzeit wird es in einer Auflage von 1600 Stück gedruckt, von denen 1500 unentgeltlich an die Evangelischen im Lande versandt werden. Obwohl die Mitarbeit ohne jede Vergütung geschieht, verursachen die Aufwendungen für Druck und Versand über 250 Mk. monatlich. Es ist ein schönes Zeichen für die Teilnahme der Bevölkerung an diesem Werke, daß die erforderlichen Mittel bisher durchaus im Lande selbst aufgebracht worden sind, teilweise durch

die Zuwendung von Anzeigen, ganz besonders aber durch freiwillige Gaben, die aus allen Teilen der Kolonie zusammenfließen, oft von ermutigenden Worten begleitet. — Das Blatt bringt stets eine Andacht. Eingehende Aufsätze berichten über die Fortschritte der kirchlichen Entwicklung. Wichtige Vorgänge auf kirchlichem Gebiet in der Heimat werden besprochen. Erscheinungen im Tagesleben oder im Verwaltungsbetriebe der Kolonie, die das Gemeindeleben berühren, finden Behandlung. Wieder andere Aufsätze beschäftigen sich mit der Geschichte des Landes und mit dem Leben der Eingeborenen in Gegenwart und Vergangenheit. Die Nachrichten aus den einzelnen Gemeinden versuchen das evangelische Gemeinbewußtsein zu stärken.

Das Gemeindeblatt wird auch an eine Reihe von Behörden, Vereinen und Körperschaften in der Heimat geschickt und sucht an seinem Teile zu helfen, daß die Beziehungen zum deutschen Vaterlande eng bleiben. Die Evangelischen draußen haben ja auch besondere Veranlassung, der Heimat dankbar zu gedenken. Einmal arbeiten die heimatlichen Kirchenbehörden mit sorgender Liebe für sie. Dann aber treten auch die großen Vereinigungen vom Gustav-Adolfverein und vom Evangelischen Bunde ein; ihnen hat sich neuerdings der schon erwähnte rührige Breslauer Verein zugesellt; sie alle haben beträchtliche Geldhilfen gespendet. Aber auch einzelne Personen stifteten Beiträge zu den Kirchenbauten, allen voran unser geliebtes Herrscherpaar. Der Kaiser schenkte für Lüderitzbucht ein großes Kirchenfenster und für Windhuk, als es von Schulden bedrängt den Herrscher anrief, die hohe Summe von 30 000 Mk. Der Kaiserin verdanken die neu entstandenen Kirchen die Altarbibeln, in die die hohe Frau eigenhändig die Widmung eingetragen hat. Karibib durfte von Ihrer Majestät herrliche goldene Abendmahlsgeräte als Geschenk entgegennehmen.

Die Entwicklung der evangelischen Kirche in Südwest hat einen verheißungsvollen Anfang erlebt. Aber — es ist erst der Anfang. Noch viel bleibt für die Aufführung von Bauten wie für den inneren Ausbau des Gemeindelebens zu wünschen. Dazu müssen sich die Evangelischen in der Kolonie aufraffen, den von den Vorfahren überkommenen Glauben zu pflegen und die Heimatkirche darf nicht nachlassen, ihren Glaubensbrüdern im deutschen Afrika nachzugehen.

# Die Fortschritte der tropenmedizinischen Forschung und die Entwicklung der sanitären Verhältnisse unserer Kolonien während des letzten Jahres.

Von Dr. **H. Werner,**
Stabsarzt der Schutztruppen und Abteilungsvorsteher am Institut für Schiffs- uud Tropenkrankheiten in Hamburg.

Die Fortschritte der Forschung auf dem Gebiete der Tropenkrankheiten im vergangenen Jahre liegen zum großen Teile auf therapeutischem Gebiete. Die geniale Entdeckung Ehrlichs, die der Menschheit im Salvarsan ein außerordentlich wirksames Mittel gegen die Erreger der Syphilis schenkte, erwies sich insonderheit auch für die Bekämpfung tropischer Infektionskrankheiten als wertvoll. Die der Syphilis so ähnliche Framboesie der Tropen, welche in vielen tropischen Gegenden die Gesundheit und das Leben farbiger Eingeborener gefährdet, ist in bemerkenswertestem Maße der Heilung durch Salvarsan zugängig. Diese Heilwirkung übertrifft die Erfolge der früher gegen Framboesie angewandten Medikamente so außerordentlich, daß die letzteren durch das Salvarsan fast überflüssig gemacht worden sind. Es klingt fast märchenhaft, wenn aus tropischen Gegenden gemeldet wird, daß früher stets gefüllte Krankenhäuser geschlossen werden konnten, nachdem die Framboesiekranken, die bis dahin einen großen Teil der Aufnahmen gebildet hatten, durch wenige Salvarsaneinspritzungen der völligen Heilung zugeführt waren. Und nicht weniger wunderbar klingt es, wenn man aus Berichten aus der Südsee vernimmt, daß die überraschende Wirkung des Salvarsans die unbemittelten Eingeborenen mancher Inseln veranlaßt hat, Geldbeträge zu sammeln, um das immerhin noch recht teure Medikament in größeren Mengen zur Ausrottung der Framboesie zu beschaffen; man kann sich daraus eine Vorstellung davon machen, wie gewaltig die Überlegenheit der Salvarsanbehandlung der Framboesie ist gegenüber dem, was bisher ärztliche Kunst bei dieser verbreiteten und gefährlichen Volksseuche vermochte.

Aber noch bei anderen wichtigen tropischen Infektionskrankheiten hat das Salvarsan große Erfolge aufzuweisen und die Behandlung auf einen neuen Boden gestellt. Zunächst das Rückfallfieber, dessen Erreger denen der Syphilis und der Framboesie nahestehen. Es handelt sich um Spirochäten, die jedoch beim Rückfallfieber, zum Unterschiede von den eben genannten Infektionskrankheiten, nicht Gewebs-, sondern Blutparasiten sind.

Auch beim Rückfallfieber verschwinden die Parasiten in kürzester Zeit nach der Einspritzung von Salvarsan aus dem Blute, und es hat den Anschein, als genüge bei dieser Krankheit eine einzige genügend große Injektion, um die Spirochäten für immer zu vernichten.

Auch bei der Malaria hat die Behandlung mit Salvarsan bemerkenswerte Erfolge aufzuweisen. In interessanter Weise zeigt sich hier ein Unterschied in der Wirkung den einzelnen Parasitenarten gegenüber. Während die Malaria tropica nur wenig durch das Medikament beeinflußt wird, zeigt sich eine spezifische Wirkung ausgesprochenster Art auf Tertiana. Dieser Heileffekt des Salvarsans bei Malaria tertiana ist noch stärker als der des Chinins. Die Parasiten schwinden nach Salvarsananwendung noch schneller als bei dem Gebrauch genügend großer Chinindosen. Im Durchschnitte vergehen nach einer intravenösen Injektion von 0,5 g Salvarsan 17 Stunden bis sämtliche, auch die besonders resistenten geschlechtlichen Parasiten aus dem Blute verschwunden sind. Allerdings ist damit, soweit wir bis jetzt wissen, noch nicht eine sichere völlige Heilung erzielt. Wenigstens sind in einigen Fällen Rückfälle eingetreten. Es war infolgedessen nötig, die Salvarsandosen zu wiederholen. Nach dreimaliger intravenöser Injektion von 0,5 g Salvarsan ist bis jetzt bei Tertiana noch kein Rückfall beobachtet worden.

Diese bei Tertiana so glänzende Wirkung des Salvarsans läßt uns leider nicht nur, wie wir sahen, bei der Tropica, sondern auch bei der Quartana im Stich; für diese Formen der Malaria ist nach wie vor das Chinin das souveräne Heilmittel.

In einer mehr theoretischen Hinsicht verdient die Salvarsanwirkung bei Malaria noch Interesse, nämlich in bezug auf die Auffassung von der Einheitlichkeit bzw. Vielheit der Malariaparasitenarten. Die ausgesprochene Verschiedenheit der Wirkungsweise auf die einzelnen Parasitenarten ist ein neuer, fast sicherer Beweis für die Verschiedenheit der Arten der Malariaparasiten und gegen die Annahme ihrer Unität, die noch immer von einigen namhaften Malariaforschern vertreten wird.

In gleichem Sinne sprechen auch die ganz neuerdings gemeldeten Resultate von Züchtungsversuchen von Malariaparasiten auf künstlichen Nährböden. Daß eine Weiterentwickelung einer Generation von Malariaparasiten bis zur Sporulation (ungeschlechtlichen Teilung) auf diesen Nährböden gelingt, kann jetzt schon als sicher gelten. Dagegen ist die Fortentwicklung bis zur nächsten Generation bisher nicht einwandfrei bewiesen. Was jedoch bei diesen Züchtungsversuchen stets beobachtet wurde, das war die ausgesprochene morphologische Geschlossenheit der bis jetzt bekannten Arten und das Fehlen der Übergänge aus einer Art in die andere, wie sie die Unitarier annehmen zu müssen glauben.

In noch höherem Maße als die Malaria hat im vergangenen Jahre die Schlafkrankheit das Interesse der kolonialen Kreise, insonderheit der Tropenärzte, in Anspruch genommen.

Zunächst ist hervorzuheben, daß es gelungen ist, eine der afrikanischen Schlafkrankheit ähnliche, ebenfalls durch Trypanosomen hervorgerufene Seuche in Südamerika festzustellen, die nach ihrem Entdecker die Chagaskrankheit genannt wird. Der Erreger ist ein dem Erreger der Schlafkrankheit ähnliches, aber nicht gleiches Trypanosoma, welches von Chagas den Namen Schizotrypanum cruzi erhielt. Die Krankheit ist im Staate Minas Geraes in Brasilien heimisch und wird durch eine Wanzenart, Conor-



rhinus megistus, in deren Darm die Parasiten zuerst aufgefunden wurden, übertragen. Die Krankheit befällt vorwiegend Kinder, die an Fieber, Milz- und Schilddrüsenschwellung und Lähmungen erkranken und nach Überstehen der Seuche noch längere Zeit Symptome geistigen Zurückgebliebenseins aufweisen.

Auch die Kenntnisse über die afrikanische Schlafkrankheit haben in letzter Zeit wesentliche Bereicherungen erfahren. So ist es gelungen, außer dem bisher als Erreger der afrikanischen Schlafkrankheit bekannten Trypanosoma gambiense noch eine andere von diesem abweichende Art festzustellen. Dieses neue Trypanosoma wurde in Rhodesien festgestellt. Es zeigte in seiner Gestalt und in seinem biologischen Verhalten Verschiedenheiten gegenüber dem Trypanosoma gambiense, welche groß genug sind, diesen Krankheitserreger als eine neue Art anzusehen. Dies um so mehr als auch die übertragenden Stechfliegen bei diesem als Trypanosoma rhodesiense bezeichneten Protozoen andere sind. Während nämlich das Trypanosoma gambiense nach allem, was wir bis jetzt wissen, nur von der Glossina palpalis übertragen wird, kann, wie die Feststellungen in Rhodesien gelehrt haben, die dortige Schlafkrankheit auch durch die als Überträgerin der Tsetsekrankheit der Rinder bereits bekannte Glossina morsitans dem Menschen einverleibt werden. Auch die klinischen Erscheinungen der durch Trypanosoma rhodesiense hervorgerufenen Schlafkrankheit unterscheiden sich von der bisher bekannten Art. Der Verlauf ist stürmischer und kürzer, auch die Inkubationszeit, d. h. die Zeit, welche verstreicht vom Augenblick des Stechens bis zum Auftreten der ersten klinischen Erscheinungen, pflegt kürzer zu sein.

Das Trypanosoma rhodesiense ist beim Menschen bisher festgestellt worden in Rhodesien, im britischen Nyassaland, am Nordufer des Rovumaflusses und ganz kürzlich in Portugiesisch-Ostafrika am Lutschinde, dem großen südlichen Nebenflusse des Rovuma. Bemerkenswert ist, daß in diesen Gebieten die Glossina palpalis bisher nicht beobachtet worden ist, während die Glossina morsitans vorkommt.

Daß diese Entdeckungen für die Frage der Bekämpfungsmöglichkeit der Schlafkrankheit von größter Bedeutung sind, ist wohl einleuchtend. Wie die Dinge liegen, muß man darauf gefaßt sein, daß noch immer neue Gegenden Afrikas als Sitz von endemischer Schlafkrankheit erkannt und daß noch weitere Überträger der so verheerenden Seuchen gefunden werden.

Da, wo die Bekämpfung systematisch durchgeführt wird, haben sich auch bereits beträchtliche Erfolge gezeigt; weniger durch die Vernichtung der Krankheitskeime im Menschen als durch die Bekämpfung der Fliegen.

Die Medikamente, die für die Abtötung der Keime im Menschen in Betracht kommen, sind leider noch nicht vollkommen. Das beste ist noch immer das Atoxyl, das in Dosen von 0,5 an zwei aufeinander folgenden Tagen subkutan eingespritzt wird. Erfolge werden damit namentlich in den Anfangsstadien der Erkrankung erzielt, während man bei längerer Fortsetzung der Kur damit rechnen muß, daß die Krankheitserreger arzneifest werden und dadurch sich weiteren Beeinflussungsversuchen entziehen. Neben dem Atoxyl hat sich neuerdings der Brechweinstein Eingang in die Reihe der bei Schlafkrankheit anzuwendenden Mittel verschafft. Der Brechweinstein

wird in Dosen zu 0,1—0,2 in das Venensystem des Erkrankten eingespritzt. Von besonderem Interesse ist die Beobachtung, daß eine Brechweinsteinbehandlung, die nach einer Atoxylkur durchgeführt wird, imstande ist, zuvor entstandene Atoxylfestigkeit der Trypanosomen zu brechen, so daß man nach der Brechweinsteinbehandlung wieder mit Nutzen das Atoxyl anwenden kann, das zuvor bei den giftfest gewordenen Trypanosomen versagt hatt.

Außer dem Atoxyl wird neuerdings auf Ehrlichs Empfehlung noch ein anderes Arsenpräparat bei menschlicher Schlafkrankheit vielfach angewandt: das Arsenophenylglycin, ein Medikament, das in seiner Wirksamkeit noch heiß umstritten ist, und dem von verschiedenen Seiten lebensgefährdende Nebenwirkungen in höherem Grade zugeschrieben wurden als dem Atoxyl. Zurzeit wird es in Togo bei der Schlafkrankheitsbekämpfung viel angewandt, während es in Deutsch-Ostafrika verlassen worden ist mit Rücksicht auf die oben erwähnten Nebenwirkungen.

Auch Salvarsan hat sich neuerdings bei der Behandlung der Schlafkrankheit gut bewährt.

Über einen von Geheimrat Brieger für die Schlafkrankheitsbehandlung empfohlenen Farbstoff, das Trypasafrol, fehlt es zurzeit noch an genügenden Erfahrungen.

Ähnlich bedeutsame Fortschritte, wie auf dem Gebiete der Trypanosomenforschung sind auf dem der Leishmaniosen zu verzeichnen.

Es handelt sich bei diesen Erkrankungen um Infektionen mit protozoischen Lebewesen, welche den Trypanosomen nahestehen. Die wichtigste und schwerste Form der Leishmaniosen ist die Kala-azar-Erkrankung, die in Indien heimisch ist; sie ist charakterisiert durch das Auftreten von Milz- und Leberschwellung und durch einen im weiteren Verlaufe eintretenden schweren Erschöpfungs- und Schwächezustand, der schließlich zum Tode führt.

Die neueste Forschung hat uns nun mit einer dieser indischen Kala-azar-Erkrankung nahestehenden Krankheit der Kinder in vielen Gegenden des Mittelmeergebietes, so Griechenland, Italien, Nordafrika, bekannt gemacht. Diese Kinder-Kala-azar macht ähnliche Erscheinungen wie die indische und wird wahrscheinlich durch Flöhe übertragen. Bemerkenswert ist, daß die Erreger der Kinder-Kala-azar auch bei Hunden gefunden worden sind, und daß vieles für die Übertragungsmöglichkeit der Krankheit von den Kindern auf die Hunde und umgekehrt spricht.

Eine dritte Art von Leishmaniose stellt eine furunkelartige Hauterkrankung dar, die sog. Orientbeule, die seit alters unter den verschiedensten Bezeichnungen (Delibeule) bekannt ist. Neuerdings ist man in Südamerika, wo die Krankheit ebenso wie in den Tropenländern der alten Welt weit verbreitet ist, auf Schleimhautaffektionen aufmerksam geworden, die in der Mundhöhle starke Zerstörungen machen können und durch dieselben Krankheitserreger bedingt werden.

Waren es bisher protozoische (tierische) Krankheitserreger, die wir in ihrer für die Gesundheit des Tropenbewohners verhängnisvollen Lebensbetätigung verfolgt haben, und die wir auf stechende Insekten als Vermittler der Infektion angewiesen sahen, so kennen wir auch bakterielle (pflanzliche) Krankheitskeime, die in den Tropen sich stechender Insekten bedienen, um den Weg in ihr Opfer zu finden. Unter diesen Krankheiten hat für den

Tropenhygieniker wohl das größte Interesse die Pest, jene unheimliche Seuche, die jahraus, jahrein viele Tausende von Opfern in Indien und China fordert, und die durch die starke Steigerung des Verkehrs, insonderheit des Seeverkehrs, den die Gegenwart gezeitigt hat, in immer verstärktem Maße die Menschheit, auch der gemäßigten Zone, bedroht. Die neuere Forschung hat die Übertragung durch Flöhe als in der Praxis wichtigste mit aller Sicherheit kennen gelehrt. Als Bindeglied zwischen Mensch und Floh spielt die Ratte oft eine verhängnisvolle Rolle, und die stets rege Wachsamkeit der Hafenbehörden auf „Rattensterben“ an Bord von Schiffen erscheint in diesem Zusammenhange als eine hygienische Maßnahme von eminenter Bedeutung. Daß neben der durch Rattenflöhe weitergetragenen Bubonenpest auch die gefürchtete Lungenpest noch jetzt als furchtbarer Feind der Menschheit wüten kann, haben die Erfahrungen der letzten Jahre in China und in Brasilien in erschreckender Deutlichkeit bewiesen.

Bakterielle und protozoische Krankheitserreger kommen in Betracht bei der tropischen Infektionskrankheit, welche wir als Ruhr bezeichnen. Das Studium der Krankheitserreger lehrt bei der ersteren Art, der Bazillenruhr, immer neue Varietäten der bisher bekannten Ruhrbakterien kennen, so daß man von einer Gruppe von einander nahestehenden Bazillenruhrerregern sprechen muß. Auch auf dem Gebiete der Amöbenruhr herrscht in bezug auf die Abgrenzung der Arten noch keine Einheitlichkeit. In bezug auf die Behandlung ist bemerkenswert, daß die Zahl der neu auftauchenden „spezifischen“ Mittel bei Amöbenruhr groß ist, daß aber bisher noch keines gefunden wurde, dem man eine sichere spezifische Wirkung, etwa wie dem Chinin bei Malaria, beimessen könnte. Ob diese Bemerkung auch für das von Rogers bei Amöbenruhr und Leberabszeß neuerdings empfohlene Emetin (innerlich oder, besser, subkutan gegeben) gilt, darüber liegen bisher nicht genügend Erfahrungen vor. Die Uzara, die ebenfalls neuerdings als sehr wirksam bei Amöbendysenterie bezeichnet wurde, scheint ebenfalls nicht zu halten, was sie versprochen hat. Auch Salvarsan ist im letzten Jahre bei Amöbenruhr mit gutem, aber noch nicht vollem Erfolg angewandt worden.

Von sonstigen wichtigen Tropenkrankheiten sind noch die Forschungen über das Wesen und die Behandlung der Beriberi zu nennen. Die früher herrschende Meinung, daß die Beriberi eine Infektionskrankheit sei, ist im Laufe der letzten Jahre immer mehr verlassen worden. Dagegen hat die Auffassung der Beriberi als einer Ernährungskrankheit immer mehr Boden gewonnen. Ausgehend von der Erfahrung, daß die Beriberi eine Krankheit der reisessenden Völker ist, wandte sich dem Reis das Interesse der Beriberiforscher zu, und man konnte feststellen, daß der Gehalt der Reisernährung an den Bestandteilen der Reisschale von entscheidender Bedeutung für das Zustandekommen der Beriberi sei. Man konnte die Frage an Versuchstieren, besonders an Hühnern und Tauben studieren, die bei Fütterung mit geschältem, seiner Oberhaut beraubtem Reis an einer der menschlichen Beriberi sehr ähnlichen Nervenstörung erkranken. Die Forschungen der letzten Jahre waren nun darauf gerichtet, festzustellen, welcher Bestandteil der Reiskleie es sei, dem die schützende Wirkung bei der tierischen und menschlichen Beriberi zukomme. Zu endgültig sicherstehenden Ergebnissen haben diese Forschungen bisher nicht geführt; jedoch ist es nicht übertrieben, zu sagen, daß auch auf diesem bisher dunklen Gebiete die Forschung des letzten Jahres einen guten Schritt vorwärts getan hat.

Von Fragen der allgemeinen Tropenhygiene beschäftigte die Forscher und kolonial interessierten Laienkreise nach wie vor die Frage der Akklimatisationsmöglichkeit der weißen Rasse in den Tropen in hohem Grade.

Was bisher zur Klärung dieser wichtigen Frage beigebracht worden ist, ist nicht genügend, um sie zu beantworten. Die Antwort wird vielmehr durch die Praxis der kolonialen Besiedlung tropischer Gegenden durch Weiße, die in den tropischen Höhengegenden in von Jahr zu Jahr zunehmender Stärke einsetzt, gegeben werden. Daß dabei eine energische und großzügige hygienische Arbeit von Ärzten und Laien geleistet werden und als Grundlage aller Besiedlungsversuche gelten muß, bedarf wohl kaum einer ausführlicheren Begründung.

Über die gesundheitlichen Verhältnisse des letzten Jahres in unseren einzelnen Schutzgebieten kann zurzeit noch nicht erschöpfend berichtet werden, da die amtlichen Berichte bis jetzt erst bis zum Berichtsjahr 1909/10 veröffentlicht sind. Durch das Entgegenkommen des Reichskolonialamtes sind wir in der Lage, nachstehend über die sanitären Verhältnisse des letzten Jahres einige besonders interessierende Daten mitzuteilen.

## Deutsch-Ostafrika.

In Deutsch-Ostafrika wurde mit besonderem Nachdrucke der Kampf gegen die Schlafkrankheit geführt. Bemerkenswert ist dabei, daß die Konzentrierung der Kranken in Lager mehr und mehr aufgegeben und dafür eine Sanierung der infizierten Landschaften durchgeführt werden mußte.

Die Behandlung der Kranken, die früher vorwiegend in den Lagern zur Durchführung kam, wurde im Laufe des letzten Jahres mehr ambulant geleitet. Dabei wurden schätzungsweise 15—20 % Heilungen erreicht. Es stellte sich heraus, daß bei ganz frisch infizierten Personen eine sofortige Behandlung häufig Heilungen herbeiführte, und daß die Erfolge um so ungünstiger wurden, je länger die Krankheit bestand und die Behandlung währte. Als Medikament wurde in Deutsch-Ostafrika ganz vorwiegend das Atoxyl verwandt. Als praktisch sehr wirksam in bezug auf die Bereitwilligkeit der Erkrankten zur Durchführung der Kur hat sich ein System der Prämienzahlung nach der achten Doppelinjektion bewährt, ein System, das auf demselben Prinzipe beruht, wie die in Deutschland gezahlten Stillprämien für säugende Mütter.

Daß neben der Abtötung der Krankheitskeime in den kranken Menschen auch die Vernichtung der infizierten Stechfliegen mit großem Nachdrucke durchgeführt wurde, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Die Erfolge dieser Art der Schlafkrankheitsbekämpfung traten mit besonderer Deutlichkeit am Victoriasee hervor, wo die Seuche tatsächlich zum Stillstand und in manchen Gebieten zum Rückgang gebracht worden ist. Leider läßt sich das von den Gegenden am Tanganjika und Nyassa und am Rovumafluß zurzeit noch nicht sagen.

Die für die Eingeborenen und insbesondere für die Kinder so wichtige Ankylostomenerkrankung (identisch mit der aus den Bergwerken des Ruhrbezirks allgemein bekannt gewordenen „Wurmkrankheit“) ist dank den energischen Maßnahmen der Sanitätsbehörden in der Abnahme begriffen.

Malaria und Schwarzwasserfieber waren auch im vergangenen Jahre für die Europäer die wichtigsten Infektionskrankheiten Deutsch-Ost-

afrikas; erreichten sie doch zusammen 33 % der Gesamtmorbidität und 15,8 % der Gesamtmortalität im Jahre 1911/12. Die Beteiligung dieser Krankheiten an der Gesamtmorbidität ist in den letzten Jahren annähernd die gleiche geblieben, während die auf sie entfallenden Mortalitätsziffern erfreulicherweise zurückgegangen sind.

Die Pocken sind unter dem Einflusse der mit außerordentlichem Nachdrucke fast auf das ganze Schutzgebiet ausgedehnten Schutzpockenimpfung in ständiger Abnahme begriffen. Welche Arbeit von den noch immer wenig zahlreichen Ärzten des Schutzgebietes in dieser Beziehung geleistet worden ist, geht aus den Berichten über die Zahl der vorgenommenen Impfungen der letzten Jahre hervor. Es wurden geimpft

1908/09: 892 162,
1909/10: 861 116,
1910/11: 632 591,

d. h., in den letzten drei Jahren von den 7¾ Millionen Einwohnern des Landes nicht weniger als 32 %. Der Segen, der durch diesen hygienischen Kampf gegen die Pockenseuche gestiftet worden ist, kann kaum überschätzt werden.

Pest kam nur in vereinzelten, eingeschleppten Fällen zur Beobachtung. Die dem Zwecke der Pestverhütung dienende Rattenvernichtung wurde auch im letzten Jahre mit Erfolg fortgesetzt.

## Kamerun.

In Kamerun ist die Organisation der Schlafkrankheitsbekämpfung noch nicht so fortgeschritten wie in Ostafrika. Zunächst handelt es sich mehr um Feststellung der Verbreitung der Seuche, als um einen planmäßigen Kampf. Der Plan für diese Organisation wird die von Deutschland nach dem letzten deutsch-französischen Abkommen neuerworbenen Gebiete, die ja bekanntlich leider sehr viel Schlafkrankheit haben, einbeziehen müssen. Diese Aufgabe wird in Anbetracht der Unzugänglichkeit der Gebiete und der besonderen Schwere der dort herrschenden Seuche besonders schwierig sein und voraussichtlich große Mittel erheischen.

Von sonstigen Infektionskrankheiten Kameruns, die allgemein durchzuführende hygienische Maßnahmen verlangen, seien außer Malaria und Schwarzwasserfieber besonders die Pocken und die Lepra erwähnt.

## Togo.

In Togo hat im Laufe des letzten Jahres besonders der Kampf gegen die Pocken, die verheerend auftraten und gegen welche der durch die Impfung zu erwartende Schutz nicht überall zu beobachten war, die Aufmerksamkeit der Ärzte in Anspruch genommen. Die Bedeutsamkeit dieses Kampfes wird dadurch illustriert, daß seitens des Reichskolonialamts ein namhafter Sachverständiger zur Aufklärung über den Grund der von dort berichteten ungünstigen Verhältnisse ausgesandt wurde.

Die Bekämpfung der Schlafkrankheit in Togo wurde durch die im Schutzgebiete für diesen Spezialauftrag tätigen Ärzte mit großem Nachdruck durchgeführt. Als Medikament wurde hier weniger Atoxyl, als das diesem nahestehende Arsenophenylglycin verwandt.

## Deutsch-Südwestafrika.

Die sanitären Verhältnisse des Schutzgebietes haben sich im Laufe der letzten Jahre, nachdem nach den unruhigen Aufstandsjahren wieder die

Möglichkeit einer wirksameren Durchführung hygienischer Maßnahmen gegeben war, gebessert. Jedoch ist für die letzten Jahre das Bekanntwerden einer bis vor wenigen Jahren in Deutsch-Südwestafrika unbekannten Seuche zu berichten, nämlich des Maltafiebers, eines typhusähnlichen Fiebers, das durch den Genuß von Ziegenmilch auf den Menschen übertragen wird. Von anderen Infektionskrankheiten des Schutzgebietes ist neben Malaria insbesondere der Typhus zu nennen, der unter den Europäern des Landes noch in letzter Zeit Erkrankungen und Todesfälle verursacht hat.

Über unsere Besitzungen in der Südsee ist zu berichten, daß durch die seitens des Reichskolonialamts erfolgte Hinaussendung namhafter Spezialgelehrter unsere Kenntnisse der dortigen hygienischen Verhältnisse eine wesentliche Förderung erfahren haben. Insonderheit sind es die dort so verheerend auftretenden Augenkrankheiten, die uns durch diese Berichte näher bekannt geworden sind, und deren Bekämpfung seitens der dortigen Sanitätsbehörden erfolgreich begonnen worden ist.

Überblicken wir nochmals das umfangreiche Gebiet der hygienischen Betätigung der deutschen Ärzte und Laien in unseren Kolonien, die wir für das abgelaufene Jahr nur in großen Zügen kennen gelernt haben, so können wir uns dem Eindrucke nicht verschließen, daß es schwere, aber lohnende Aufgaben sind, die hier dem Forschergeiste und der praktischen Betätigung gestellt sind, Aufgaben, deren glückliche Durchführung und Lösung die Grundlage bildet zum Erfolge aller kolonialen Arbeit.

# Die Beziehungen der deutschen Kolonien zu ihren spanischen und portugiesischen Nachbarn.

Von Konsul **Carl Singelmann.**

Als Deutschland sich in Afrika als jüngste Kolonialmacht festsetzte, wurde es unter anderem auch Nachbar spanischer und portugiesischer Gebiete, welche allerdings bis heute keinen größeren Einfluß auf die benachbarten deutschen Gebiete trotz mancher natürlicher Vorteile ausübten, da diese deutschen Grenzdistrikte bisher zum großen Teil entweder gar nicht oder doch nur wenig in der Entwicklung ihrer wirtschaftlichen Faktoren vorangegangen sind; es traten vielmehr nur Berührungspunkte durch einen beschränkten Austausch der Grenzbevölkerung, sei es zu Handels-, sei es zu Arbeitszwecken, ein. Nichtsdestoweniger kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Zukunft die deutschen Gebiete enger an die benachbarten spanischen und portugiesischen Gebiete anschließen muß, und da eine zeitgemäße, gesunde Kolonialpolitik praktische Gesichtspunkte schon weit vorausschauend scharf im Auge behalten muß, so soll in folgendem in großen Umrissen dargelegt werden, welche Beziehungen zwischen den afrikanischen Gebieten der drei Nationen schon vorhanden sind, und in welcher Richtung sie sich weiter entwickeln werden.

Zunächst wollen wir den spanischen Kolonialbesitz im und am Guinea-Busen, in der Größe wie Baden und Elsaß-Lothringen zusammengenommen, betrachten, wovon der größte Teil auf dem Festlande liegt, nämlich das Campo-Muni-Territorium zwischen den Flüssen Campo im Norden und Muni im Süden, das seit dem Marokko-Kongo-Abkommen von 1911 ganz von Kamerun eingeschlossen ist, während der kleinere Teil durch die früher portugiesischen, seit dem 18. Jahrhundert spanischen Inseln Fernando Póo nördlich, Annobón (Neujahrsinsel) südlich vom Äquator gebildet wird, erstere nur 35 km von unserer Kolonie Kamerun entfernt. Bisher waren die Beziehungen Kameruns zu den spanischen Besitzungen nur sehr lockere, obwohl der bei weitem größte Teil des Handels im Campo-Muni-Territorium in den Händen des Hauses Woermann liegt, dessen Dampfer regelmäßig die deutsche und spanische Küste befahren. Immerhin wurden aber doch schon durch unternehmungslustige Händler Kameruns in dem noch sehr wenig erschlossenen Hinterlande des spanischen Festlandsgebietes Kautschukbestände ausgebeutet, während der Handel an der Küste besonders Palmkerne, Palmöl, Elfenbein, Kautschuk, Rotholz, Mahagoni usw. in den drei Häfen Bata, Benito und Kl. Elobey umfaßt. Durch das Marokko-Kongo-Abkommen von 1911 hat jedoch das Campo-Muni-Territorium in-

folge der Ausdehnung der Grenzen Kameruns und durch den Übergang des seit dem Jahre 1900 bei Frankreich befindlichen Vorkaufsrechts auf dies spanische Gebiet von Frankreich auf das Deutsche Reich wesentlich für uns an Bedeutung gewonnen.

Vor allem ist zu erwähnen, daß das große Ästuar an der Muni-Mündung, in welches sich mehrere ziemlich weit hinein schiffbare lange Flüsse ergießen, einen vorzüglichen Zugang zu dem Hinterlande bildet, indem so die Produkte des Landes in weitem Umfange auf billigstem Wege an die Küste gebracht werden können, wo sie an der kleinen, dem Muni-Ästuar vorgelagerten Insel Klein-Elobey auf die europäischen Dampfer gebracht werden. Dieser Hafen an der Muni-Mündung wird in Konkurrenz mit der in Aussicht genommenen benachbarten französischen Linie vom Hafen Libreville nach dem am Nordende des Sanga-Kongozipfels gelegenen Ouesso zu treten haben. Eine Eisenbahn läßt sich jedoch von dem Muni-Ästuar aus zur Erschließung des spanischen Vorlandes und Neu-Kameruner Hinterlandes nicht bauen, da das 1200 Meter hohe Mitra-Gebirge das Ästuar einschließt, daher die Baukosten einer Eisenbahn viel zu hoch kommen würden.

Mit dem Wegfall des Eisenbahnbaues am Muni-Ästuar müssen wir aber durchaus nicht darauf verzichten, den Südwesten Neu-Kameruns durch eine Eisenbahn mit der Küste, das Compo-Muni-Territorium schneidend, zu verbinden. Es kommt hierfür jedoch weniger der nördlichste, augenblicklich bedeutendere Hafen von Bata in Betracht, als vielmehr der Hafen von Benito, in der Mitte, der durch einen Kanal besser zugänglich gemacht werden kann. Die Eisenbahn von Benito aus würde dem unteren Tale des Benito folgen, die Cristal-Berge umgehen und in 500 km Länge, teilweise deutsches Gebiet durchschneidend, nach Kandjama gelangen, einem sehr bedeutenden Handelsplatze halbwegs zwischen Libreville und Quesso. Die Baukosten werden spanischerseits auf etwa 40 Mill. Mark veranschlagt.

Die Insel Fernando Póo hat mit Kamerun die Kakaokultur gemeinsam, jedoch ist die spanische zurückgeblieben und produziert ziemlich stationär nur 2½ bis 3 Mill. Kilogramm infolge eines sehr ungünstigen, im Interesse des spanischen Fiskus erlassenen Gesetzes, das jetzt aber wenigstens etwas gemildert werden soll, wodurch die Kakaokultur sich mehr ausdehnen kann. Nennenswerte Beziehungen bestehen bisher zwischen Kamerun und Fernando Póo nicht, und hat diese Insel auch eine besondere, monatliche, sich wenig rentierende Dampferverbindung nach dem spanischen Mutterlande.

Was den portugiesischen Kolonialbesitz betrifft, so ist bekanntlich sowohl die größte portugiesische Kolonie, Angola, an Ausdehnung Deutschland und Österreich-Ungarn zusammengenommen entsprechend, wie auch die zweitgrößte portugiesische Kolonie, Mozambique, an Ausdehnung Deutschland und Italien zusammengenommen entsprechend, deutschen Kolonien direkt benachbart, während von den „Perlen“ des portugiesischen Kolonialbesitzes, den im Guinea-Busen gelegenen Inseln St. Thomé und Principe, zusammen so groß wie das Fürstentum Waldeck, Principe auf der Höhe von Neu-Kamerun, St. Thomé auf der Höhe von Französisch-Kongo liegt. Obwohl zwischen diesen wunderbar fruchtbaren beiden Inseln, welche seit zehn Jahren die größten Lieferanten von Kakaobohnen für die 200 deutschen Schokoladefabriken sind, und den deutschen Kolonien keine direkten Beziehungen mehr vorhanden sind, so sind sie doch als die Wiege der Kame-

runer Kakaokultur zu betrachten. Wiederholt wurden daher die Inseln auch von Deutschen zum Studium der hervorragend entwickelten Kakaokultur und der vorzüglichen humanitären Einrichtungen besucht, wovon die Kameruner Kakaokultur sehr Nutzen ziehen konnte. Leider versagte im Jahre 1911 das deutsche Kapital vollständig, als es sich darum handelte, nichtportugiesisches Kapital dort anzulegen, so daß nunmehr eine größere Anzahl portugiesischer Plantagen allem Anscheine nach in die Hände eines großen englischen Syndikats übergehen wird. Mit 35 Mill. kg Kakaobohnen Jahresproduktion gehören die kleinen Inseln zu den größten Kakaoproduktionsgebieten der Welt (Ecuador, Brasilien, Goldküste und St. Thomé).

Die Kolonie Angola hatte im Jahre 1911 eine Einfuhr im Werte von 26½ Mill. Mark, eine Ausfuhr im Werte von 26 Mill. Mark, von letzterer entfallen 13½ Mill. Mark auf Kautschuk. Der Süden der Kolonie Angola hat eine sehr hohe Bedeutung für das benachbarte Deutsch-Südwestafrika. Während in unserer Kolonie zwischen Swakopmund und dem deutsch-portugiesischen Grenzflusse Kunene, einer Entfernung wie Berlin vom Bodensee, sich nichts befindet, was als Hafen oder auch nur als Reede bezeichnet werden könnte, andererseits auch die Eisenbahn von Swakopmund nach Otavi, in einer Länge wie Hamburg von Heidelberg, auch nur einen Teil des Nordens Deutsch-Südwestafrikas entwickeln kann, besitzt der äußerste Süden Angolas drei vorzügliche Häfen: nur 50—60 km vom Kunene entfernt die 10 auf 35 km große gewaltige Tigerbucht, etwas nördlich davon den prächtigen Alexanderhafen, noch etwas weiter nördlich Mossamedes. Von diesen drei Häfen aus kann das portugiesische Hinterland und der Norden Deutsch-Südwestafrikas (Kaokofeld und Ovamboland) vollständig entwickelt werden. Dies war auch der Grund, weshalb Dr. Hartmann am Kunene einen geeigneten Übergang für die damals, um die Jahrhundertwende, in Aussicht genommene normalspurige Eisenbahn von dem Otavi-Minendistrikte Deutsch-Südwestafrikas nach der Tigerbai oder Alexanderhafen feststellte, welches Projekt aber fallen gelassen wurde, als die portugiesische Regierung zu lange an dem Gedanken festhielt, daß diese Eisenbahn das hohe Shella-Küstengebirge behufs Anschlusses des Knotenpunktes Humbe überschreiten müsse, während die deutsche Gesellschaft zur Vermeidung der bedeutenden Kosten das Gebirge nicht überschreiten wollte, sondern an der Westseite des Gebirges entlang auf kürzestem Wege den Kunene und das Kaokofeld zu erreichen trachtete. Auch war man in manchen deutschen kolonialen Kreisen mißtrauisch wegen der Mitbenutzung portugiesischen Gebietes, obwohl sich aus dem gleichen Umstande keinerlei Schwierigkeiten bezüglich der Verbindung Transvaals mit Lourenzo Marques und Rhodesias mit Beira ergeben haben, wie ja auch aus dem Verkehr Deutschlands mit den Häfen Belgiens und Hollands keine Schwierigkeiten entstehen. Immerhin war die Wahl der schmalspurigen Eisenbahn von Otavi nach Swakopmund von größter Wichtigkeit bei Bekämpfung des Hereroaufstandes und der späteren Entwicklung der anliegenden Gebiete.

Nachdem das deutsche Projekt gescheitert war, beschloß die portugiesische Regierung im Jahre 1905, eine Staatsbahn von Mossamedes aus über das Shella-Gebirge einerseits nach dem Kunene, andererseits, nach Gabelung auf dem Mossamedes-Hochlande, nach dem Okavango zu bauen, beide Linien aus militärischen und wirtschaftlichen Gründen. Von dieser Linie sind bisher rund 180 km mit einem Kostenaufwande von 7 Mill. Mark fertig gestellt, sie hat also das Hochland und die Gabelung noch nicht erreicht.

Man rechnet damit, daß die Kunene-Linie über Humbe hinweg nach Deutsch-Südwestafrika hinein weitergeführt werde. Jedenfalls würden beide Linien auch Deutsch-Südwestafrika bezüglich der Entwicklung des Ovambolandes und des Okavangodistrikts sehr zustatten kommen.

Das Telegraphennetz im portugiesischen Grenzgebiete Deutsch-Südwestafrikas betrug im Jahre 1910 1275 km. Im deutschen Grenzgebiete sind keine Telegraphenlinien.

Das Ovamboland, das in der Größe wie das Königreich Sachsen zu Deutsch-Südwestafrika, wie das Königreich Württemberg zu Angola gehört, ist eigentlich ein unzertrennbares Ganzes. Die Grenze ist einfach mit dem Lineal auf der Karte gezogen, und da über den Schnittpunkt dieser Linie am Kunene und Okavango eine Meinungsverschiedenheit zwischen Deutschland und Portugal infolge verschiedener Auslegung des betreffenden Passus im Grenzvertrage herrscht, so ist bis auf den heutigen Tag nicht ganz sicher, welche Ovambostämme ganz oder geteilt zu jeder der beiden Nationen gehören; ja auch bezüglich der Missionen steht wohl fest, daß die evangelischen finnischen Missionsanstalten im Ovambolande ganz zu Deutsch-Südwestafrika gehören, dagegen ist noch unsicher, welche von den evangelischen Barmer Missionsanstalten zu Deutsch-Südwestafrika, und welche zu Angola zu rechnen sind. Auch am deutsch-portugiesischen östlichen Grenzflusse Okavango ergaben sich dieselben Meinungsverschiedenheiten, als es sich darum handelte, möglichst weit nördlich die jetzige deutsche Polizeistation Kuringkuru einzurichten.

Das Ovamboland hat bisher seine größte Bedeutung für Deutsch-Südwestafrika als Lieferant geeigneter Arbeitskräfte für die Otavi-Kupferminen, für Bahnbauten, für die Lüderitzbuchter Diamantenfelder usw.

Die Ovambos besitzen die gute Eigenschaft, daß sie teils aus Abenteuerlust, teils durch einen sanften Druck ihrer Häuptlinge und Mitwirkung der Missionen zu Arbeitsleistungen in Deutsch-Südwestafrika zu bewegen und gut zu verwenden sind, und zwar gehen dorthin teils deutsche, teils portugiesische Ovambos, von den letzteren besonders diejenigen des Kuanjama-Stammes, des einzigen, von den Portugiesen noch nicht unterworfenen Ovambostammes, bei dem sich die Barmer Missionare befinden, zu denen auch der jetzige Eingeborenen-Kommissar in Deutsch-Südwestafrika, Tönjes, gehörte. Obwohl im Jahre 1908 der frühere Hauptmann, jetzige Major Franke, Arbeiterlieferungsverträge mit fünf Ovambohäuptlingen abschloß und auch Hauptmann Streitwolf, der 1909 den Caprivizipfel in deutsche Verwaltung nahm, im Jahre 1911 das Ovamboland besuchte, gleichfalls kürzlich der Kommissar Tönjes, sind doch in den letzten Monaten recht lebhafte Klagen über mangelnden Zuzug von Ovamboarbeitern laut geworden. Meines Erachtens wird dies nicht eher anders werden, als bis wir das Ovamboland, das wir bisher weder in militärische, noch in zivile Verwaltung nahmen, das wir für Händler sperrten und lediglich Missionaren überließen, ebenso besetzen wie es die Portugiesen getan haben, jedoch deren Fehler vermeiden, gleich zu scharf mit der Einziehung von Eingeborenensteuern zu beginnen. Die Portugiesen erhoben nämlich an Hüttensteuer im Kunene-Distrikt ausschließlich Ovamboland im Jahre 1908 7000 Mark, 1909 60000 Mark, 1910 einschließlich Ovamboland 140000 Mark Hüttensteuer, woraus ein paar Mal Unruhen lokalen Charakters entstanden. Wenn wir bisher von einer Besetzung des Ovambolandes, einem Wunsche

des Reichstages entsprechend, Abstand genommen haben, so ist daran in der Hauptsache wohl die schwere Niederlage der Portugiesen durch die Ovambos im Jahre 1904 schuld, da eben nicht in Rechnung gestellt zu werden pflegt, daß diese Niederlage durch eine fast unglaubliche, kolossale Nachlässigkeit und Sorglosigkeit der portugiesischen Kolonne verschuldet war, denn die im Jahre 1907 entsandte Revanchekolonne konnte ohne jeden Rückschlag trotz der großen Übermacht der sich ihr entgegenstellenden portugiesischen und deutschen Ovambos, denen jede Schießsicherheit abging, voll ihre Aufgabe lösen, und die Folge war, daß zu den 1907 unter Anwendung von Gewalt errichteten portugiesischen Forts in den folgenden Jahren noch weitere Forts auf friedlichem Wege angelegt werden konnten. Im Jahre 1910 befanden sich im Kunene-Distrikt 20 portugiesische Militärstationen mit 1400 Mann weißer und farbiger Besatzung. Es liegen den Ovambos wohl Raubzüge (zur Erbeutung von Vieh) in Fleisch und Blut, wobei sie mit List vorzugehen verstehen, aber besondere kriegerische Eigenschaften besitzen sie kaum.

Der Caprivizipfel im Nordosten Deutsch-Südwestafrikas, der zwischen Okavango und Zambesi etwa so lang ist, wie die Strecke Berlin-Wiesbaden, kann bisher nur schwer ganz auf deutschem Gebiete wegen zeitweiligen sehr dichten Buschwaldes passiert werden, so daß diese 17 000 qkm streckenweise teils über Kangara (britisches Betschuanaland), teils über Lukoya (Angola) umgangen werden. Während wir auf friedlichem Wege am Okavango 1910 die Polizeistation Kuringkuru am Zambesi, 1909 die Station Schuckmannsburg einrichteten, haben die Portugiesen am Okavango im Jahre 1909 an dem 700 km langen schiffbaren Teile des 60—200 m breiten Okavango sechs Militärstationen angelegt, ohne dabei irgend welchen Widerstand zu finden. Unzweifelhaft ist die portugiesische Seite des Okavango die günstigere, weshalb sich dort auch die Viehherden des namhaftesten Stammes der Kuangaris befinden, doch sind in letzter Zeit Eingeborene des portugiesischen Ufers auf die deutsche Seite übergesiedelt, so besonders Angehörige des sehr armen Stammes der Dirikos unter ihrem Häuptlinge Niangana, bei denen an der Mündung des lediglich portugiesisches Gebiet durchfließenden, auf 100 km schiffbaren Cuito in den Okavango seit 1910 die katholische Oblaten-Mission (Hünfeld bei Fulda) mit einer Station tätig ist.

In dies portugiesische Gebiet nördlich vom Caprivizipfel hat sich im Frühjahr 1912 eine französische Studienmission unter Führung des Grafen Rohan-Chabot begeben, um festzustellen, einerseits ob dort Gold und Kupfer anzutreffen ist (ein Deutscher hat am Cuito vor vier Jahren Gold gefunden), andererseits ob die Schiffbarkeit des Okavango und Cuito geeignet ist, den Verkehr bei der bevorstehenden Entwicklung jener portugiesischen Gebiete von der im Bau begriffenen, auf 1400 km berechneten englischen Eisenbahn Lobito-Benguella-Katanga abzulenken und einer Verlängerung der deutschen Swakopmund-Otavi-Eisenbahn tatsächlich, wie man befürchtet, zuzuführen. Vielleicht hat man auch mit dem nicht angegebenen Zwecke zu rechnen, Vorstudien für die Mossamedes-Okavango-Eisenbahn oder für das stark abkürzende Verbindungsstück zwischen Caconda (Benguella-Eisenbahn) und Victoria Falls (Kap-Cairo-Eisenbahn) unter Umgehung des Caprivizipfels zu rechnen.

In neuester Zeit sind wiederholt auch Nachrichten aus Deutsch-Südwestafrika gekommen, denen zufolge dortige Landwirte die Absicht haben

sollen, sich auf den Hochländern Süd-Angolas anzusiedeln. Unzweifelhaft bieten jene Hochländer, welche nur 33 Reitstunden von Mossamedes beginnen und im Süden durch die oben genannte Mossamedes-Kunene bzw. Mossamedes-Okavango-Eisenbahn, im Norden durch die erwähnte, auf rund 400 km bisher fertiggestellte Lobito-Benguella-Katanga-Bahn erschlossen werden können, viele Vorteile, zumal sie in ihrer Höhenlage von 1200—2000 m frei von Tropenkrankheiten sind. In der dort bei Humpata, Huilla und Lubango befindlichen namhaften Ansiedlung von Buren, welche in vierjährigen Wanderungen aus Transvaal kamen, beträgt die Sterblichkeitsziffer nur 7½ auf das Tausend, gegenüber einer Geburtenziffer von 28 auf das Tausend. Ich glaube aber, daß Einzelansiedlungen Deutscher nicht empfehlenswert sind. Von zwei Seiten ist bereits dort eine europäische Massenansiedelung ins Auge gefaßt, einerseits von einer portugiesischen Gruppe, welche die starke portugiesische Auswanderung nach Brasilien nach Süd-Angola ablenken will (diese Auswanderung betrug im letzten Jahre 60 000 bei einer Bevölkerung Portugals von 6 Millionen!), anderseits von einer humanitären internationalen israelitischen Gruppe, an deren Spitze die Rothschilds stehen, welche nach Süd-Angola große Massen russischer Juden bringen möchte, zu welchem Zwecke Anfang August 1912 sich nach jenen Hochländern zwei englische Sachverständige zur Begutachtung begaben.

Der bedeutende Fischreichtum vor den oben genannten südlichsten Häfen Angolas, welcher von portugiesischen Fischern durch mühelosen Fang von Kleinfischen, von norwegischen Gesellschaften durch Jagd auf Walfische ausgenutzt wird, läßt darauf schließen, daß auch vor der benachbarten deutschen Küste größere Fischmengen anzutreffen sind, welche bisher noch nicht ausgebeutet werden. Für die an der Tigerbucht ansässigen Fischer soll eine Süßwasserleitung aus dem Grenzflusse Kunene geschaffen werden.

Die portugiesische Regierung hat im Jahre 1912 in sehr anerkennenswerter Weise eine Kommission eingesetzt, welche eingehend studieren soll, wie am besten die Beziehungen zwischen dem hafenreichen Südwesten Angolas und dem hafenlosen Norden Deutsch-Südwestafrikas gefördert werden können. Wenn auch die Hauptaufmerksamkeit auf den Eisenbahnbau und die Hafeneinrichtungen gerichtet sein wird, so sind doch auch in anderer Beziehung Verbesserungen zu erwarten, welche beiden Nationen von Nutzen sein werden.

In Ostafrika kommen von der Kolonie Mozambique in der Hauptsache die Beziehungen zwischen Deutsch-Ostafrika einerseits und dem Gebiete zwischen dem deutsch-portugiesischen Grenzflusse Rovuma und dem Zambesi andererseits in Betracht. Bekanntlich ist zwischen dem den Südwesten Deutsch-Ostafrikas begrenzenden Nyassa-See und dem Zambesiflusse eine Wasserverbindung durch den Shire vorhanden. Wenn auf diesem Wege die Schifffahrt auch mit manchen Hindernissen verknüpft ist, wie es Stromschnellen im Shire und ungenügende Tiefe im Zambesi besonders zu gewissen Jahreszeiten bedingen, so ist doch beispielsweise bekannt, daß seinerzeit Oberleutnant Schloifer den deutschen Tanganjika-Dampfer auf diesem Wasserwege von der Zambesimündung über den Shire bis zum Nordende des Nyassa beförderte, so daß erst von dort aus der teurere Landtransport über die Stevenson-Road nach dem Tanganjika einzutreten brauchte. Eine ziemlich stattliche Flotte von Dampfern vermittelt den Verkehr zwischen

dem Freihafen von Chinde an der Zambesimündung und dem Hinterlande. Die zeitweise sehr mißlichen Schiffahrtsverhältnisse auf dem Zambesi und Shire einerseits, die Sandversetzungen im Zambesi-Delta andererseits bringen es aber mit sich, daß ernsthaft an den Bau von Eisenbahnen in jenem Gebiete gedacht wird, die notwendigerweise auch Einfluß auf den Süden Deutsch-Ostafrikas in derselben Weise ausüben müssen wie die englische Ugandabahn auf den Norden Deutsch-Ostafrikas. Zunächst ist die englische Blantyrebahn im englischen Nyassa-Protektorat zu erwähnen, welche die Stromschnellen des Shire umgeht. Mit dieser Bahn soll eine in Aussicht genommene Bahn verbunden werden, welche entweder von dem Freihafen Chinde an der Zambesimündung (englisches Projekt), oder von dem eine kurze Strecke nördlich davon gelegenen Hafen von Quelimane (portugiesisches Projekt), oder von dem Hafen Beira (südlich vom Zambesi an der Rhodesiabahn) entsprechend einem neuesten, die größte Wahrscheinlichkeit der Ausführung besitzenden englischen Projekt ausgehen soll. Ein weiteres englisches Projekt betrifft eine Eisenbahn, welche eine kurze Strecke südlich vom deutsch-portugiesischen Grenzflusse Rovuma in der Pembabucht beginnen soll und in Fort Johnston am Südufer des Nyassa enden soll. Diese Bahn würde jedoch ziemlich teuer wegen der Überwindung der Höhenzüge am Nyassa zu stehen kommen, welche Erwägung ähnlich auch dem Bahnprojekt im Süden Deutsch-Ostafrikas nach Wiedhafen wegen der Überwindung der auch auf deutschem Gebiete vorhandenen Nyassa-Höhenzüge entgegensteht. Daß die Vervollkommnung der Verkehrswege zwischen Rovuma und Zambesi, sei es in der einen, sei es in der anderen Weise, den Handel aus dem Süden Deutsch-Ostafrikas ablenken muß, anderseits aber auch zur Entwicklung jener deutschen Gebiete beitragen wird, ist selbstverständlich. Ob nach Fertigstellung der Eisenbahn Daressalaam-Tabora-Tanganjika auch deutscherseits eine Eisenbahn nach dem Nyassa in Angriff genommen wird, also sich dasselbe wiederholt wie im Norden mit der Tangabahn, bleibt abzuwarten.

Unzweifelhaft würde es den deutschen Kolonien, soweit sie portugiesischen benachbart sind, sehr von Vorteil sein, wenn die Unternehmungen in jenen portugiesischen Grenzgebieten vorwiegend in deutschen Händen liegen würden, denn in diesem Falle würde auf die besonderen Verhältnisse in den deutschen Grenzgebieten mehr Rücksicht genommen werden können. Mitte des Jahres 1912 erklärte der jetzige portugiesische Generaldirektor der Kolonien im Kolonialministerium, Freire d'Andrade, ein sehr tüchtiger Kolonialpolitiker, der früher Generalgouverneur von Mozambique war, daß es Portugal nur angenehm sein könne, wenn in den portugiesischen Kolonien (die bekanntlich viermal so groß wie Deutschland sind und natürlich nicht von Portugal mit nur 6 Millionen Einwohnern allein entwickelt werden können) nicht bloß Kapitalien einer fremden Macht, sondern die Kapitalien verschiedener Nationen arbeiten würden. Bisher sind gerade in den den deutschen Kolonien benachbarten portugiesischen Grenzgebieten vorwiegend englische und französische Kapitalien in den verschiedensten Unternehmungen engagiert, während deutsche Kapitalien, abgesehen vom Handel, fast gar nicht dort tätig sind. Hier hat das deutsche Kapital noch sehr viel nachzuholen. Es hat uns weder an Anregungen noch an Entgegenkommen seitens der Portugiesen gefehlt, welche einen ganz besonderen Beweis des auch von ihnen als sehr wünschenswert anerkannten Zusammenhaltens der weißen Rasse gegenüber der farbigen dadurch gaben, daß sie

uns ihre sehr wertvollen Erfahrungen in den Jahren 1906 bis 1910 im Kunene- und Okavango-Distrikt in militärischer, sanitärer, wirtschaftlicher und ethnographischer Beziehung uneingeschränkt zugehen ließen. An gleichem Entgegenkommen würde es auch nicht fehlen, wenn das deutsche Kapital sich dazu aufraffen würde, namentlich in den für unsere eigenen Kolonien wichtigen portugiesischen Gebieten die Arbeit nicht vorwiegend dem englischen und französischen Kapital zu überlassen. Hier würde es sehr wünschenswert sein, wenn die deutsche Reichsregierung, als unparteiische vertrauenswürdige Instanz, dem deutschen Kapitale zunächst die portugiesische Kolonialliteratur in wirtschaftlicher Beziehung in einem sachkundig bearbeiteten deutschen Sammelwerke zugänglich machte, oder, da nach dem bisherigen Fehlschlagen diesbezüglicher Bemühungen neue Anregungen nicht viele Chancen haben dürften, wenn die deutsche Kolonialgesellschaft sich dieser wichtigen Aufgabe unterziehen würde, die freilich viel Arbeit macht, aber, wenn richtig unter Ausnutzung persönlicher Verbindungen angefaßt, von großem praktischen Nutzen sein kann. Ergeben sich dann hier und da noch größere Lücken, deren Ausfüllung dringend wünschenswert erscheint, dann wird die Hinaussendung eines Sachverständigen, sei es durch direkt interessierte Kreise, sei es in allgemeinem Interesse, keinen großen Schwierigkeiten begegnen können, der Bekanntes übergeht, um nicht zwecklose doppelte Arbeit zu leisten, dagegen die ganze Aufmerksamkeit der Lösung unbekannter Probleme widmen kann. Nicht mit politischen Phantasien sind hier deutsche Interessen zu fördern, sondern hier muß es heißen: Deutsches Kapital voran! Hic Rhodus, hic salta!

---

# Wie wandelt sich Samoa und seine Bevölkerung?

Von **E. Langen.**

Unbedeutend im Vergleiche zu der Verschiebung der Völker auf den großen Kontinenten sind die ähnlichen Vorgänge auf den verstreut liegenden Inseln der Südsee. Aber die numerisch kleinen Verhältnisse sind deshalb von nicht minderem Interesse. Offensichtlich in Ursache und Wirkung liegen die Geschehnisse vor unseren Augen, Schulbeispiele für den Volkswirtschaftler und den Rassenpsychologen. Bis in diese fernen Erdenwinkel ist die europäische Rasse vermöge ihrer Expansivkraft gedrungen. Wie zwei durch eine Membran getrennte Flüssigkeiten verschiedenen osmotischen Druckes, so war der Europäer durch den weiten Ozean lange von den einsamen Inseln der Südsee getrennt. Einzelne Moleküle stürmten durch und wurden auf der anderen Seite begierig aufgenommen. Heute ist der Prozeß des Druckausgleiches in vollem Gange; denn die erleichterten Verkehrsmittel haben die Membran durchlässiger gemacht. Wie lange wird es noch dauern, und das Gleichgewicht ist auch dort hergestellt, bis abermals ein neues Volk, das sich den Verhältnissen besser als wir anpassen kann, vordringt und so einem neuen Gleichgewichtszustand entgegenstrebt. Heute ist es die Unternehmungslust Europas, die einen dauernden Angriff auf jene fernen Gebiete unternimmt. Jeder Dampfer, jede Post durchdringt die einst in einsamem Idyll schlummernden Länder unerbittlich mit einem neuen, dem alten fremden Geiste.

So sehen wir, wie ein liebenswürdiges Volk, die Samoaner, durchdrungen wird von europäischer Art, wie sein eigener Volkscharakter unweigerlich umgewandelt wird durch den fremden Einfluß. Der Prozeß wird fortschreiten, weiter und weiter, einem Ziele zu, das wir nicht genau voraussagen, das wir aber mit einiger Wahrscheinlichkeit uns herauskonstruieren können, wenn wir das Land und seine alten Bewohner betrachten und die Pläne und Absichten mit in Rechnung ziehen, die den Europäer zu seinem Vordringen führen. Wir, als neu hinzutretender Hauptfaktor in der Entwicklung des Landes und seiner Bevölkerung haben also die Möglichkeit, die Dinge dort in Samoa nach unserem Belieben zu gestalten. Es wäre Unrecht, wollten wir dieser Entwicklung wunsch- und tatenlos zusehen, wo wir ihr nach unserem freien Ermessen ihren Weg vorschreiben können.

Nicht die Notwendigkeit, einen Bevölkerungsabfluß zu schaffen, ließ uns Interessen in Samoa erwerben. Was bietet auch das kleine Inselgebiet dem deutschen Bevölkerungsüberschuß? Hätten wir aber wirklich einige tausend deutsche Feldarbeiter mit ihren Familien dorthin verpflanzt, bald wären sie wieder aus dem Lande verschwunden; nie würde eine zweite Generation die Tätigkeit der Eltern aufnehmen. Es kann eben nicht bestimmt genug ausgesprochen werden, daß eine dauernde Ansiedlung der weißen Rasse in Samoa unter Beibehaltung ihrer völkischen Eigenart unmöglich ist. Deutsche werden durch Generationen hindurch immer nur in Deutschland oder in einem Lande mit ähnlichem Klima leben. Es war ja auch nicht

das Verlangen nach einem Wohnsitze, was die ersten, sowie die Mehrzahl der heutigen Europäer nach der fernen Südsee führte, sondern das Streben nach Erwerb. Anfangs nur als Händler und im Laufe der Jahre auch als Pflanzer, übermittelten sie der Heimat die Produkte des reichen Landes. Das Klima an sich läßt es wohl zu, daß der Europäer persönlich im Freien arbeitet. Dies eben hat zu der Auffassung Anlaß gegeben, daß er sich in Samoa als Kleinbauer oder Feldarbeiter seinen Unterhalt verdienen könne. Aber selbst wenn die heute so bedenkliche Nachfrage nach Arbeitskräften aufs höchste stiege, würde wohl kein Unternehmer schon allein der Kosten halber auf den Gedanken kommen, Deutsche als Kontraktarbeiter nach Samoa zu führen; denn zum Kuli eignet sich der Weiße nicht. Die Erfahrungen, die man in dieser Hinsicht in Havai mit Portugiesen gemacht hat, sind nicht ermutigend. Ohne den Kuli aber, oder ohne eine starke Arbeiter stellende einheimische Bevölkerung ist der Plantagenbau in Samoa ein Unding.

Diese steigende Nachfrage nach Arbeitern ist es eben, die eine Umwälzung in Samoa hervorbringen und in ihrer Wirkung unvergleichlich größer sein wird als der Einfluß, den der europäische Händler in allen früheren Jahren hat zurücklassen können. Der Händler überbrachte die Erzeugnisse der europäischen Kultur. Er versuchte die Begierde nach besserem Handwerkzeug und nach Kleidungsstücken zu erwecken, oft mit negativem Erfolg. Anders der Pflanzer: Er bietet keine Waren zum Verkauf, sondern schafft durch Arbeitsgelegenheit die Möglichkeit, dieselben zu erwerben. Wo sich nun die Begierde nach den Waren des Händlers nur schwach äußerte, war es auch vorauszusehen, daß sich die Willigkeit zur Arbeit nur in geringen Grenzen halten würde. Genügt doch dem Eingeborenen schon der Ertrag seiner Palmenbestände zur Aufbringung der ihm nötigen Barmittel. Das ist der innere Grund, weshalb der Samoaner nicht als Plantagenarbeiter in Rechnung gestellt werden kann und nur vorübergehend als Aushilfe in Frage kommt. Dieser durch seine Bedürfnislosigkeit bedingte relative Reichtum kann seiner Rasse zum Verhängnisse werden. Der Europäer ist nicht in das Land gekommen, um, wie der Eingeborene, dahinzuleben, sich des blauen Himmels und der schönen Natur zu erfreuen, sondern um Werte zu schaffen, um die weiten Strecken Urwaldes zu kultivieren. Wo das Land eine arbeitende Bevölkerung aus seiner Mitte nicht stellen kann, sieht er sich unter stammesfremden Völkern um und führt Leute aus weiter Ferne als Kulis in seine Betriebe ein. So müssen es die Eingeborenen dulden, daß unter Führung des Weißen Völker auf das Land logelassen werden, die dem Eingeborenen und dem für die Erhaltung ihrer Art besorgten Gelehrten nur ein Greuel sein können.

In Samoa brauchte eigentlich zwischen den Wünschen des Gelehrten und den Zielen der Wirtschaftler ein Gegensatz nicht zu bestehen. Auch der Pflanzer hat ein Interesse daran, daß viel von dem samoanischen Volke erhalten bleibt, welches am besten den Bedingungen des Landes angepaßt sein müßte. Jedenfalls ist es heute noch in unser Belieben gestellt, ob wir für die einer Osmose vergleichbare Durchdringung des Volkes Stoffe verwenden wollen, die den samoanischen Volkscharakter gänzlich verwischen, oder solche, die ihn nur ummodeln werden. Noch hat der Europäer die Möglichkeit der Bestimmung. Noch ist das Land ein unbeschriebenes Blatt, und die Bevölkerung stellt gleichsam eine klare wässerige Lösung dar, bereit, jedes eindringende fremde Molekül begierig in sich aufzunehmen. Noch sind die Völker des „Ostens“, die Chinesen, Malayen und Javanen lenk-

sam und jederzeit als Komponenten der Vermischung, auch der Menge nach, unserem Belieben entsprechend zu verwenden. Füllen wir daher Samoa beizeiten mit einem Volke nach unserer Wahl, damit, wenn dereinst von Norden her die stark sich expandierenden Stämme vordringen, sie Samoa und vielleicht auch die anderen Plätze der Südsee mit einer Bevölkerung besetzt finden, die sozusagen eine konzentrierte Lösung darstellt, nicht zur Aufnahme fremder, sondern zur Abgabe eigener Elemente bereit.

Die Samoaner in ihrer vollen Eigenart zu bewahren, sie auch nur auf dem heute schon durch europäische Kultur stark beeinflußten Zustande zu erhalten, ist unmöglich. Retten aber können wir einiges, und das liebenswürdige Volk ist es wert, daß es nicht vollständig zugrunde geht.

Ein anderes Volk wird es gewesen sein, jene Vorfahren der Samoaner, die als erste die stillen Inseln bevölkerten, ein anderes Volk sind die Samoaner von heute. Ihr Ursprung, hervorgegangen aus einem Stamme kühner Seefahrer und ihre Weiterentwicklung als Herren einer reichen Insel, das sind die beiden Faktoren, welche den Samoaner zu dem gemacht haben, was er heute ist. In leichtem Kanoe tagelang einem unbekannten Ziele zusteuern, bei knapper Ration an Wasser und Nahrung das Ruder führen, war nicht die Sache eines entnervten Stammes. Mit der einmaligen Entdeckung der Gruppe und der Niederlassung dort war es nicht getan, sondern lange Jahre hindurch blieben die Samoaner in Verbindung mit den viele hundert Meilen entfernten Tonga- und Fiji-Inseln und nahmen eine herrschende Stellung in diesem Teile der Südsee ein. Dann aber machte sich bald die Eigenart der geographischen und klimatischen Verhältnisse Samoas geltend. Immer gleich warm schien die Sonne vom Himmel. Kein Wirbelsturm, der je die Anpflanzungen zerstört hätte; der Fischfang innerhalb der seichten Lagune war ergiebig und gefahrlos. Bald wurde das offene Meer nur noch befahren, um den Verkehr zwischen Upolu, Savai und den übrigen in Sichtweite liegenden Inseln der Gruppe aufrecht zu erhalten. Die Verkümmerung des Unternehmungsgeistes muß schnell eingetreten sein; denn wenn die mündliche Überlieferung eben noch von der Vorherrschaft der Samoaner in der Südsee berichtet, so weiß sie nicht allzulange Zeit nachher von der Knechtung Samoas unter tonganische Herrschaft zu erzählen. Hier in Tonga hatte der polynesische Stamm nicht ganz die üppigen Lebensbedingungen vorgefunden; die Verweichlichung griff nicht mit derselben Geschwindigkeit um sich. Hier unternahm man noch eine Zeitlang Kriegsfahrten weit über das Meer, deren Resultat unter anderem die Unterwerfung Samoas war. Dann aber rächte sich auch an den Tonganern das Milieu. Auch sie fielen dem wunschlosen Wohlleben anheim. Ihre Herrschsucht erstarb und von jetzt ab führte jede der polynesischen Völkergruppen ein Dasein für sich und entwickelte sich mit jener geringen Differenzierung, entsprechend der geringen Verschiedenheit der örtlichen Verhältnisse. Das Charakteristische dieser Entwicklung ist, daß das Verständnis für die Realität der Dinge dem Volke mehr und mehr abhanden kam. Folgendes Beispiel als Beleg: In Samoa wurden die alten Würden der Häuptlinge und Sprecher beibehalten. Aber wenn auch ihre Autorität dem Volke gegenüber groß blieb, so fehlte es doch mehr und mehr an Gelegenheit, diese Autorität zum eigenen oder zum Vorteil des Gemeinwesens nutzbar zu machen. Die alten demutsvollen Formeln bei der Anrede und im Verkehr mit dem Häuptling wurden beibehalten. Aber ihnen fehlte der Inhalt; denn was ist die Macht eines samoanischen Großen anders, als daß ihm einige junge Leute bei der Bereitung der Mahlzeiten zur Hand gehen. Für uns macht daher die samoanische formelle

Ausdrucksweise leicht den Eindruck des phrasenhaften Geschwätzes. Der Samoaner aber, der, eingelullt durch die linde Luft des Landes, den Sinn für die Realität der Dinge mehr und mehr verlor, schob den Würden und Titeln seiner Führer ideelle Bedeutung zu. Vielleicht, daß sogar in jener Zeit das Zeremoniell noch verschärft wurde. Das samoanische Staatswesen bestand und arbeitete weiter, nicht aus einer Notwendigkeit heraus; denn kein Kampf ums Dasein machte den Zusammenschluß der Einzelindividuen nötig, — sondern gleichsam wie ein Theaterspiel, in dem jede Rolle mit Ernst und Gewissenhaftigkeit weiter gespielt wird.

Bei jeglichem Fehlen eines Kampfes mit der Natur und mit feindlichen Nachbarn verkümmerte schließlich der Trieb der Selbsterhaltung aus Mangel an Betätigung. Da so die Erhaltung des Einzelwesens keine Schwierigkeiten bot, da die allzu gütige Natur alles im Übermaß spendete, erstarb gleichzeitig, wohl als eine Folgeerscheinung, jene andere Form des Selbsterhaltungstriebes, das Verlangen der Erhaltung der eigenen Art durch Fortpflanzung. Das Volk vermehrte sich nicht mehr, sondern nahm trotz der Gunst der Verhältnisse, oder besser eben wegen dieser übergroßen Gunst, an Zahl ab. Heute ist nur an einigen Stellen der Küste das Land bevölkert; Dörfer im Innern der Insel sind ganz seltene Ausnahmen. Von der früher weit stärkeren Volksdichte zeugen die, das gesamte anbaufähige Land durchziehenden Grenzwälle, die heute längst wieder von dem üppigen Waldwuchs überwuchert sind.

Auf Grund einer seit Errichtung der deutschen Herrschaft in Samoa geführten Geburts- und Sterbestatistik hatte man gehofft, daß eine Aufwärtsbewegung in der Volkszahl eingetreten sei. Die vierteljährlich veröffentlichten Resultate ergaben nämlich einen regelmäßigen Überschuß der Geburten über die Todesfälle von durchschnittlich 100 Seelen. Die in regelmäßigem Turnus von fünf Jahren vorgenommene Volkszählung aber brachte die Enttäuschung. Statt der sicher erwarteten Zunahme ergab das Resultat der Zählung eine Abnahme. Sicher liefern beide Unterlagen, die Geburts- und Sterbestatistik sowohl wie die Volkszählung, kein so einwandfreies Material, wie es vergleichungsweise in einem Kulturstaat erreicht wird. Unter den beiden angeführten Statistiken jedoch hat die Volkszählung fraglos den größeren Anspruch auf Beachtung, weil sie eine einmalige Manipulation ist, die sich der Kontrolle durch die Gouvernementsbeamten nicht in derselben Weise entzieht, wie die durch die Dorfältesten laufend geführte Liste der Geburten und Todesfälle. Daß eine größere Zahl Geburten als Todesfälle aufgezeichnet wurde, ist aus einem anderen Grunde leicht erklärbar. Die Geburt eines Kindes ist für den Samoaner ein „freudiges Ereignis", und der glückliche Familienvater wird meist mit Stolz die Ankunft des neuen Sprößlings zur Anzeige bringen. Stirbt dagegen ein Kind, so ist er geneigt, dies zu verheimlichen; denn in jedem Unglücksfall sieht der Samoaner die Strafe einer höheren Macht für irgend eine früher begangene schlechte Tat. Der Tod älterer Leute dagegen wird als etwas Alltägliches hingenommen und erregt, wenn der Verstorbene nicht von hoher Geburt war, kein Aufsehen. Alles dieses ist geeignet, die Anmeldungen der Sterbefälle im Vergleich zu der der Geburten herabzudrücken. Wir müssen daher leider der Volkszählung ein größeres Gewicht beimessen und daraus den Schluß ziehen, daß die Abnahme der Samoaner weiter fortschreitet und sie, wie alle übrigen polynesischen Völker, dem Untergange geweiht sind.

Woher nun dieser schnelle, innerhalb des Zeitraumes der mündlichen Überlieferung fallende Wechsel von einem Volke, beseelt von dem Drange

nach Expansion, zu einem langsam aber sicher absterbenden Stamme, ein Wechsel vom mutigen Eroberer zum trägen Genießer? Diese auffallende Erscheinung findet durch folgendes ihre Erklärung: In dem numerisch kleinen Volke der Samoaner mußten sich einmal eingeleitete Veränderungen besonders schnell verstärken, da Inzucht unvermeidlich war. Anregungen von außen oder gar der Zustrom frischen Blutes traten bald nicht mehr hinzu, und eine im Kampfe um das tägliche Brot stehende Unterschicht war nicht vorhanden, aus der sich der Geist des Volkes immer aufs neue hätte regenerieren können. So prägten sich die Eigenschaften der Samoaner schnell in der Schärfe aus, wie wir sie heute finden. Sicherer Anstand des jahrelang im Besitz lebenden, Verachtung der Sucht nach Erwerb, Verständnislosigkeit für die Realität der Dinge und ein hieraus entspringender Hang zur naiven Notlüge und zur Verstellung, sind seine hervorstechendsten Eigenschaften. Alles das verhindert ihn aber, seine hohen intellektuellen Fähigkeiten zur Entfaltung zu bringen. Nur in das politische Leben haben die Häuptlingsgeschlechter noch in jüngster Zeit Männer entsandt, die selbst europäische Gewandtheit vor manche schwierige Aufgabe stellten. Jedoch auch nur einen, wirtschaftlich über den Naturmenschen hinausragenden Mann kann Samoa nicht mehr hervorbringen. Man darf sich in dieser Hinsicht nicht irreleiten lassen durch einzelne Samoaner, die, in dem Haushalt eines Europäers aufgewachsen, der Umgebung ihres Volkes vollständig entzogen wurden. Praktische Bedeutung gewinnen diese Fälle deshalb nicht, weil es undenkbar ist, auf diese Weise auf die breite Masse des Volkes einzuwirken.

Eine regelrechte Erziehung der Samoaner ist überhaupt nirgends gelungen. Das sollten sich vor allem die Missionen merken. Zwar ist ihr Einfluß in Samoa groß, aber hauptsächlich deshalb, weil sie es verstanden haben, sich der Eigenart des Volkes anzupassen, was man bei Ansiedlern nicht geistlichen Standes in der Südsee mit „Verkanakern“ bezeichnet.

Die Missionen bilden in Samos einen Staat im Staate, und würde es sich nicht um drei verschiedene Bekenntnisgesellschaften (die Mormonen eingerechnet um vier Gesellschaften) handeln, so müßte der Saat im Interesse seiner Autorität dem Treiben der Missionen ein sofortiges Ende bereiten, oder aber ihre Organisation von Grund auf ändern. So aber sieht die das ganze Land und alle Einwohner umfassende Regierung mit einigem Gleichmute dem Wirken der in einzelnen Distrikten arbeitenden verschiedenen christlichen Vereine zu und freut sich, daß ihr die schulmäßige Ausbildung der Eingeborenen abgenommen wird. Manchmal wird sie allerdings neidische Blicke auf die weltlichen Erfolge der geistlichen Gewalt werfen. Gerne möchte nämlich das Gouvernement mit derselben Leichtigkeit wie die Missionen seine Macht aufrecht erhalten und mit derselben Bequemlichkeit wie diese — Gelder einheimsen.

Sicher, das Ansehen der Missionen in Samoa ist groß. Aber was sie an tatsächlichen Werten geschaffen haben, ist gleich Null. Was nützt es, daß fast jeder Samoaner des Lesens und Schreibens kundig ist, daß viele in den Elementarfächern einigermaßen beschlagen sind, daß sie mehrstimmig Kirchenlieder singen, und irgend einer unter ihnen, auf die Kanzel gestellt, eine fließende Predigt halten kann? Den Untergang des Volkes kann diese Missionstätigkeit auch nicht um ein Jahr hinausschieben.

Es hieße den Missionen Unrecht tun, wollte man ihnen kurzerhand eigennützige Absichten bei ihrem Bekehrungswerk in Samoa vorwerfen. Aber wenn sie wirkliche Freunde des Volkes, in dem sie wirken, sein wollen,

müßten sie es als ihre vornehmste Aufgabe ansehen, die ahnungslosen Naturmenschen auf den kommenden Wechsel in den Bedingungen Samoas vorzubereiten. Wenn dieser Wechsel in den wirtschaftlichen Bedingungen des Landes nicht den Tod des eingeborenen Volkes bedeuten soll, so bedarf es seiner sorgfältigsten Erziehung und Anleitung, ähnlich wie man ein zeitlebens in der Enge des Elternhauses lebendes Kind nicht ohne Vorbereitung der großen Welt übergeben soll. Sicher ist diese Aufgabe keine leichte. Aber was die Missionen, und besonders die Londoner Mission, heute und von jeher tun, ist in vielem das gerade Gegenteil von dem, was sie tun sollten. Als krassestes Beispiel sei die Art angeführt, mit der die jährlichen Kirchensteuern eingetrieben werden.

Ein großes Volksfest wird in jedem Distrikt abgehalten. Von allen Seiten strömen die Bewohner zusammen in feierlichem Aufzuge, die Frauen der einzelnen Dörfer in einheitlich, eigens für diesen Tag gemachten Gewändern. So gruppiert man sich in der Kirche und erwartet unter mehr oder weniger leisem Geflüster die Ankunft der Missionare und eingeborenen Hilfslehrer. Draußen vor der Kirche, auf der Veranda des Missionars, spielt sich derweil ein Vorgang ab, der lebhaft an das Buchmachertum auf einer Rennbahn erinnert. Immer wieder tritt ein Dorfältester an den Tisch heran und zählt eine Summe Silbergeld aus. Ein Nebenstehender sieht gespannt auf die Höhe des Betrages. Sein Dorf war bisher an der Spitze gewesen; aber dem läßt sich abhelfen: hat er doch den Fall vorgesehen und von dem in seinem Dorfe gesammelten Gelde einen Teil zurückgehalten. Triumphierend zählt er seine Reserve auf, um vielleicht kurz darauf von einem Dritten doch wieder überboten zu werden. — — Einmal aber muß die Liste geschlossen werden, und alles begibt sich in den Chor der Kirche, wo die Menge ungeduldig auf die Verkündung der Rennresultate wartet. Von der Kanzel aus wird das Ergebnis bekannt gegeben, und bei jedem Aufruf eines neuen Dorfnamens richten sich aller Blicke auf die durch ihre Kleidung kenntlichen Bewohner. Die Dorfältesten aber sitzen und tragen die Rennnotizen in ihr Büchlein ein, um einen Anhalt für das nächste Jahr zu haben.

Sicher müssen die Missionen das Geld zusammenbringen, und die reichen Eingeborenen sind sehr wohl in der Lage zu zahlen. Aber die Art, wie die Abgabe erhoben wird, ist, so bequem sie auch sein mag, gänzlich verfehlt; mehr als das — sie ist bedenklich. Sie setzt in den Augen der Eingeborenen die Bedeutung des Geldes herab. Für sie ist das der Mission gezahlte Geld nicht eine Vergütung, die sie für die ihnen und ihren Kindern zuteil gewordene Erziehung schulden, und zu dessen Erwerb sie gewisse Arbeitsleistungen haben vollbringen müssen, sondern die Bedeutung von Leistung und Gegenleistung wird in den Augen der Eingeborenen verwischt. Sie zahlen in die Spielbank ein um des Preises willen, daß ihr Name unter denen der „Frömmsten“ öffentlich verkündet werde. Es mag vielleicht auffallen, daß hier eine solche Bedeutung auf die richtige Wertschätzung des Geldes gelegt wird. Jedoch, diese richtige Wertschätzung von Geld als Ergebnis und Frucht der Arbeit, welche wir in dieser neuen Form leicht in Werte anderer Art umwandeln können, das ist Vorbedingung unserer Kolonisationsarbeit. Gelingt es uns nicht, das Verständnis hierfür, und sei es in noch so geringem Maße, zu wecken, so wird die Entwicklung sich ohne die Eingeborenen vollziehen und sie vielleicht roh zur Seite schieben.

Die Frage, ob wir aus Samoa nicht lieber ein ethnologisches Museum machen und jede Betätigung des Europäers auf dem Wege des Gesetzes unterbinden, ist außer Diskussion gestellt. Der reiche Boden lohnt die

Bestellung in so hohem Maße, daß wir unser Pfund dort wuchern lassen müssen, auf daß es uns nicht ergehe, wie dem schlechten Haushalter, dessen Vermögen von ihm genommen wurde, weil er nicht damit arbeiten wollte.

Heute dringen in wachsendem Ansturme die rastlosen Moleküle, deutsches Kapital und deutsche Arbeitskraft, durch die Membran des weiten Ozeans. Und da sie sich alleine nicht auswirken können, ziehen sie fremde Stoffe, Menschen anderer Rassen nach.

Es leben heute in Samoa etwa 8000 samoanische Männer, 2500 Chinesen, 700 Melanesier und 400 Europäer. Mit Ankunft der in Samoa sehnsüchtig erwarteten Kulitransporte wird auf je zwei erwachsene männliche Samoaner ein Chinese kommen. Der Plantagenbau erweitert sich jährlich und wird sich schneller und schneller ausbreiten, wenn erst die heute so drohende Beschränkung der Anwerbemöglichkeit gehoben sein wird. Dies und die sich mehrenden zahlenmäßigen Belege für gute Rentabilität der Pflanzungen wird ihre Ausbreitung ganz gewaltig beschleunigen. Für die kommenden Jahre wird man mit einer regelmäßigen Zunahme von wenigstens 500 Kulis rechnen müssen. Sehr bald wird also die Zahl der Kulis die der Eingeborenen (Männer) überwiegen.

Zwischen den vier angeführten Gruppen findet nun eine, teils mehr, teils weniger große Blutmischung statt. Am unbedeutendsten ist die Wirkung des seit 30 bis 40 Jahren in Samoa eingeführten Melanesiers aus Neu-Guinea. Die „Schwarzen Jungen", wie diese Kontraktarbeiter bei Europäern wie Eingeborenen heißen, haben immer eine derartig tiefe soziale Stellung im Lande eingenommen, daß Beziehungen zwischen ihnen und den Samoanern von jeher zu den Ausnahmen gehörten. Einige melanesische Stämme werden zwar wegen ihrer Kriegstüchtigkeit gefürchtet; aber ebensowenig macht der Samoaner einen Hehl aus der Verachtung, die er gegenüber den „Menschenfressern" empfindet. Auf jeden Fall verhält sich die Samoanerin dem Schwarzen gegenüber ablehnend, und nur ganz vereinzelt findet man eine Verbindung zwischen ihr und einem freien, im Lande angesiedelten Melanesier. Es bewährt sich hier ein oft zu beobachtendes Gesetz, daß der weibliche Teil eines Volkes einen besseren Rasseninstinkt entwickelt als der männliche. Normalerweise ist das Weib einer Verbindung mit einem ethnologisch unter ihr stehenden Individuum abgeneigt, während es einen stammesfremden Mann aus einer höher stehenden Rasse gerne erwählt. Rasse und soziale Stellung sind aber hierbei nie vollständig zu trennen. Beide Faktoren haben von jeher einer Vermischung der Melanesier mit den Samoanern entgegengewirkt.

Umgekehrt beförderten dieselben Faktoren eine Vermischung zwischen Samoaner und Europäer. Den Beweis bieten die, die Zahl der Europäer heute um mehr als das Doppelte überwiegenden Mischlinge. Die Durchdringung der Samoaner mit weißem Blute zahlenmäßig festzustellen, ist schwierig. Die paar hundert den Weißen gleichgestellten Mischlinge bilden auf alle Fälle nur einen kleinen Teil der Mischlingsbevölkerung. Tief in das Volk selbst ist das europäische Blut eingedrungen, jedenfalls tiefer als der flüchtige Besucher der Inseln wahrnehmen kann. Einen annähernden Einblick gewinnt am besten der mit Eingeborenen arbeitende Pflanzer. Unter 20 Arbeitern und Arbeiterinnen ist durchschnittlich immer einer, der durch hellere Färbung von den anderen absticht, und bei dem man durch Nachfrage den europäischen Einschlag nachweisen kann. Zieht man ferner in Betracht, daß die Hautfarbe nur in einem Teile der Fälle die Abstammung von einem Weißen, einem Halb- oder Viertelweißen verrät, so

werden bei der oberflächlichen Betrachtung viele als reine Samoaner passieren. Daher dürfte es nicht zu hoch gegriffen sein, wenn man 5 % der samoanischen Bevölkerung als mit weißem Blut vermischt betrachtet.

Oder sollte bei dieser, an sich schon rohen Statistik nicht ein prinzipieller Fehler unterlaufen sein? Als Material wurden die Pflanzungsarbeiter herangezogen, also ein ganz bestimmter Teil der Bevölkerung ausgewählt. Ob sich nicht das Ergebnis dadurch verschiebt, daß sich als Arbeiter nur diejenigen melden, die sich durch einen gewissen Grad der Rührigkeit von den anderen hervortun, und ob nicht gerade unter diesen „Fleißigen" der Prozentsatz der Mischlinge besonders hoch ist? Gute Kenner, die lange Jahre mit Samoanern gearbeitet haben, behaupten, daß eben die hellfarbigen Leute im Durchschnitt fleißiger sind.

Es leitet diese Frage über zu der Bewertung der Mischlinge zwischen Europäern und Polynesiern überhaupt, die ja in letzter Zeit die gesetzgebenden Körperschaften beschäftigte. Das nächstliegende, daß der Mischling der Qualität nach ein Mittel darstellt zwischen den beiden Komponenten seiner Entstehung, ist wohl nie genügend herangezogen worden. Folgen wir ganz schematisch dieser Betrachtungsweise, so wird jede, auch die kleinste Spur europäischen Blutes auf den Samoaner als Volk günstig einwirken, während jede Spur samoanischen Blutes umgekehrt eine verschlechternde Wirkung auf die weiße Rasse ausüben muß. Jedenfalls sollte man, solange man in der ganzen Mischlingsfrage so wenig klar sieht, nach diesem einfachen Schema urteilen, und nicht nur urteilen, sondern auch verfahren. Der Mischling, der weißen Rasse zugeführt, bedeutet eine Verschlechterung dieser, unter die Eingeborenen versetzt, eine Verbesserung jener Rasse. Das ist ja auch der tiefere Sinn, den man dem Eheverbot zuerkennen muß, gegen welches der Reichstag Front machte. Dem ehelich geborenen Mischlingskinde war die Möglichkeit gegeben, seinen Anteil an farbigem Blute dem deutschen Volkskörper zuzuführen, das unehelich geborene tritt in das eingeborene Volk zurück, da es dem Stande der Mutter nachgeht.

Unter diesem Gesichtspunkt muß man die Frage betrachten, wenn man den Mischling ausschließlich als das Ergebnis einer zahlenmäßig zu erfassenden Mischung zweier verschiedener Bestandteile auffaßt, wie dies in der Bezeichnung „Halbblut, Viertelblut und Achtelblut" zum Ausdruck kommt. Heranzuziehen ist aber auch der zweite Faktor, welcher das Einzelwesen wie die Völker bildet: das Milieu, in dem sie heranwachsen. Auch hier liegen die Verhältnisse für den Mischling ungünstig. Die Fälle, in denen durch eine gediegene Erziehung in Deutschland die Nachteile seiner Abstammung ausgeglichen werden könnten, sind selten, weil die Mischlingskinder zum allergrößten Teile in Samoa selbst aufwachsen, unter Verhältnissen, unter denen sich auch die europäischen Kinder nicht normal entwickeln können. Ja es sind sogar Fälle in Samoa zu verzeichnen, in denen Mischlinge, die die allerbeste Erziehung in Deutschland genossen und die höheren Schulen absolviert hatten, nach Samoa zurückversetzt, bald wieder auf den Stand der Eingeborenen zurücksanken. Sicher gibt es auch vereinzelte Europäer, an denen sich das Wandeln unter Palmen in derselben Weise rächt. Aber der Mischling ist durch seine Abstammung den Gefahren des Milieus doch in unvergleichlich höherem Maße ausgesetzt. Daher enthält das Gesetz des Eheverbots nur scheinbar eine Härte gegen die von nun ab nur noch illegitim geborenen Mischlingskinder. Unter die Eingeborenen versetzt, steht dem Halbblut ein viel sorgenfreieres und unbeengteres Leben bevor, als wenn er mit den Prätensionen des Europäers aufwachsen würde.

Er wird nicht in den Wettkampf mit dem Weißen hineingezogen, in welchem er seiner Veranlagung und Ausbildung nach im Durchschnitt benachteiligt ist. Man darf sich in dieser Auffassung nicht beirren lassen durch die Reihe tüchtiger und unternehmender Mischlinge, die Samoa aufweist. Die Formel, daß der Mischling das arithmetische Mittel zwischen den Komponenten darstellt, gibt nur einen Anhalt für die Bestimmung des Mittelwertes und läßt die weitgehendsten Schwankungen nach oben wie unten zu.

Auch in Zukunft wird man immer mit einem ständigen Eindringen europäischen Blutes in das samoanische Volk rechnen müssen. Wohl wird mit der größeren Zahl europäischer Frauen sich die Zahl der Mischlingsgeburten im Verhältnisse zur Zahl der Ansiedler vermindern, was aber in seiner absoluten Größe durch die wachsende Zahl der Weißen wieder wett gemacht werden wird. Immerhin ist die Infiltration, selbst wenn sie auf Jahrzehnte in derselben Weise wie bisher fortschreitet, nicht stark genug, um eine wesentliche Veränderung des samoanischen Volkstypus herbeizuführen.

Von einer anderen Seite droht den Polynesiern in Samoa der Untergang, oder — — sollte ihnen eine Wiedergeburt winken? Durch die Einfuhr stammesfremder Arbeiter haben wir die Vorbedingung für beides geschaffen.

Es soll hier nicht auf die Frage Wert gelegt werden, ob wir es mit der künstlichen Züchtung einer Menschenrasse versuchen sollen. Angesichts der geringen Hilfsmittel, die uns unsere heutige Wissenschaft an die Hand gibt, wäre ein solcher Plan verwegen. Wozu wir aber verpflichtet sind, ist, die verhängnisvollen Folgen einer Entwicklung zu verhüten, die wir eingeleitet haben. Wir haben die chinesischen Kulis ins Land geführt und werden immer größere Mengen nach Samoa bringen. Das bevölkerungsarme Land wird sich nicht dauernd einer Besiedlung verschließen und die Unternehmer im Lande sich erst dann sicher fühlen können, wenn sie statt der jährlichen Kulitransporte aus der eingesessenen Bevölkerung selber ihren Arbeiterbetrag decken können. Wir haben also auf der einen Seite den drohenden Arbeitermangel und die notwendige, unweigerlich erfolgende Einfuhr fremder Arbeiter, auf der anderen Seite das eingeborene Volk, welches ein Opfer dieser Einfuhr zu werden droht. Da die deutsche Regierung den Wunsch und die Pflicht hat, die Eingeborenen nach Möglichkeit zu erhalten, so bleibt ihr nur ein Mittel, ihrer Aufgabe gerecht zu werden, da sie die wirtschaftliche Entwicklung des Landes nicht aufhalten kann noch darf. Es ist das der Neubildung und Kräftigung des eingeborenen Volkes durch Vermischung mit einem anderen Stamme. Sache der Verwaltung ist es, eine Rasse auszuwählen, die die Arbeiter für die Pflanzungen stellt und gleichzeitig sich zur Vermischung mit den Samoanern in der Art eignet, daß das Endergebnis eine tatsächliche Durchdringung und Regeneration und nicht ein Fortschwemmen bedeutet.

Es ist eine solche Vermischung schon heute durch die Plantagenkulis eingeleitet worden. Ob allerdings der chinesische Kuli sich am besten für den vorliegenden Zweck eignet, und ob gerade er, seinen erblichen Eigenschaften nach, zur Vermischung mit den Samoanern herangezogen werden soll, ist eine Frage, die wir trotz ihrer Schwierigkeit beantworten müssen.

Glückliche Blutmischungen hat die Weltgeschichte dann erlebt, wenn sich Stämme zusammenfanden, die ihrer Abstammung nach in einem gewissen Grade der Verwandtschaft zueinander standen. Eine Polarität der Komponenten führte entweder zur Sterilität oder zeitigte ein Resultat, das in keiner Weise als ein Fortschritt anzusehen war. Die Abkömmlinge der Normannen und Sachsen, der Germanen und Slaven vergleiche man mit

denen der Spanier und Indianer Südamerikas und den Mischlingsvölkern, welche das sterbende römische Reich bevölkerten. Eine genaue Verwandtschaftsreihe für die Samoaner aufzustellen, ist schwer, da man zu keinem Urteil über ihre Rassenzugehörigkeit gekommen ist. Daher dürfte es auch kaum zu bestimmen sein, ob, oder bis zu welchem Grade eine Verwandtschaft zwischen ihnen und den Chinesen besteht. Sicher genügt der Chinese der Forderung, daß die zu mischenden Bestandteile in einem gewissen Grade der Verwandtschaft zueinander stehen sollten, nur unvollkommen. Im übrigen aber weist er eben diejenigen Eigenschaften auf, die wir an dem Samoaner vermissen und ihm anerziehen möchten: Fleiß und Regsamkeit.

Beide Eigenschaften finden wir aber auch bei einem anderen in Frage kommenden Volke, den Javanern, und eben sie genügen auch der Bedingung einer Stammesverwandtschaft mit dem Samoanern. Auch spricht für den Javaner, daß er aus Verhältnissen kommt, die denen Samoas weit eher entsprechen als denen Chinas. Der Javaner ist lenksamer als der Chinese und hat durch die jahrhundertelange Knechtschaft das Streben nach politischer Selbständigkeit verloren. Daher dürfte er wie kein anderer für Samoa geeignet sein. Er gibt einen guten Plantagenarbeiter ab, und wir können ihn ohne das geringste Bedenken im Lande ansiedeln.

Es ist daher bedauerlich, daß die niederländisch-indische Regierung sich unseren Wünschen bisher hartnäckig widersetzt, und daß wir daher, durch sie gedrängt, eventuell zu dem weniger geeigneten Material, den Chinesen, greifen müssen. Und unklug ist es von den Holländern gehandelt; denn sie zwingen uns, dem Drängen der Chinesen immer weiter nachzugeben, um von Jahr zu Jahr die erneut verweigerte Einwilligung zur Anwerbung von Arbeitern zu erkaufen. Ganz zweifellos wird China diese Erfolge als Präzedenzfälle auch anderen Staaten gegenüber ins Feld führen. Gerade Niederländisch-Indien wird hierunter am meisten zu leiden haben, wo die Chinesen schon heute ein gefährliches und unruhiges Element bilden.

Es ist daher für die Erhaltung oder besser Neubelebung des samoanischen Volkes von größter Bedeutung, daß die Verhandlungen, die durch unsere Behörden mit der niederländisch-indischen Verwaltung gepflogen werden, baldigst von Erfolg gekrönt sind. Erst dann wird es uns möglich sein, das geeignete Menschenmaterial nach Samoa zu bringen.

Unerläßlich, und auch von der holländischen Regierung gefordert, ist für eine gleichmäßige Überführung von Javanern nach Samoa das Vorhandensein einer regelmäßigen Verbindung zwischen den beiden Gebieten. Heute besteht eine solche nur auf dem weiten Umweg über Sidney nach Neu-Guinea, und sie kommt wegen ihrer hohen Kosten für unsere Zwecke überhaupt nicht in Betracht. Daher ist auch der Transport der jährlich nach Samoa kommenden Chinesen bisher durch Dampfer erfolgt, die eigens für diesen Zweck gechartert wurden. Schon für die Chinesentransporte ist dieser Zustand auf die Dauer kein haltbarer. Die Verbilligung der Transporte durch gleichzeitige Übersendung von Fracht ist bei diesen Gelegenheitsdampfern nur in ganz geringem Maße möglich. Erst eine regelmäßige und sei es nur achtwöchentlich verkehrende Linie kann hier Abhilfe schaffen. Bringt jeder dieser Dampfer im Durchschnitt 200 Mann von Java nach Samoa, so wäre der Bedarf der Pflanzungen gedeckt und gleichzeitig ein steter Zustrom frischen Blutes nach Samoa gewährleistet.

Es ist bemerkenswert, daß sich alle wirtschaftlich interessierten Kreise und das Gouvernement in Samoa gleichermaßen über die Notwendigkeit





dieser Verbindung Samoas mit dem Osten einig sind. Die enorme Entfernung und die bisher nicht bedeutende Menge der zu verschiffenden Waren hielten die Reedereien bisher von der Errichtung der Linie ab, welche aber heute sehr wohl rentabel gemacht werden könnte, besonders wenn sie von Samoa weiter nach Sidney durchgeleitet würde. Um aber diese Rentabilität auf alle Fälle zu gewährleisten, sind die Berufskreise in Samoa entschlossen, einen Etat zu befürworten, durch den der von dem Schutzgebiet Samoa seit Jahren erzielte Überschuß als Dampfersubvention Verwendung finden soll. Außerdem wollen sich die Hauptproduzenten verpflichten, alle bisher über Sidney geleiteten und von der Union Steam Ship Co. beförderten Waren mit der zu errichtenden Linie zu verschiffen, selbst wenn sich billigere Frachtgelegenheit bieten würde.

So streicht denn heute über die Samoagruppe ein frischer Wind des Unternehmungsgeistes, hervorgerufen durch die Erkenntnis der im Boden schlummernden Werte. Unaufhaltsam wird der Zustrom fremden Blutes wachsen, und schnell werden sich die fremden Elemente vermehren, welche durch Vermischung mit den Eingeborenen die Regeneration dieser alteingesessenen Bevölkerung zur Folge haben wird.

Die Arbeit ist aber nicht damit getan, daß wir die Komponenten der neuen Rasse einfach zusammenführen. Es heißt im Lande selbst das Milieu zu schaffen, in welchem die neue Bevölkerung tatsächlich die Betriebsamkeit und die hierin beruhende Lebensenergie annimmt und bewahrt, welche wir an den Samoanern vermissen. Kein Gebiet der Verwaltung darf bei der Schaffung dieses Milieus unbeteiligt bei Seite stehen. Die Entwicklung des Plantagenbaues ist in stetige und vor Entmutigung wie vor Übereilung gleicherweise geschützte Bahnen zu leiten. Eine Neuordnung der Landgesetzgebung müßte die Ausbreitung der Plantagen erleichtern, gleichzeitig aber, über das ganze Land zerstreut, den Eingeborenen genügende Mengen Land reservieren. Außer diesen Maßnahmen ist es ferner unerläßlich, daß die Regierung zielbewußt die Entwicklung leitet. Die Verwaltung der Eingeborenen dürfte nicht mehr in so uneingeschränktem Maße wie bisher dem Dorfältesten überlassen bleiben. Einen Einfluß auf die Maßnahmen der Missionen müßte die Regierung sich sichern, damit der heute stärkste Faktor der Erziehung dem allgemeinen Zwecke nutzbar gemacht wird. Unter Leitung eines Stabes von tüchtigen Ärzten wären die sanitären Verhältnisse unter den Eingeborenen zu bessern und hierdurch der Abnahme der Volkszahl zu begegnen. Diese Maßnahmen erfordern reichliche Mittel, aber ihre Durchführung ist ebenso unerläßlich wie der Ausbau des Wegenetzes und die Anlage eines Hafens. Auch die Pflege der einheimischen Bevölkerung und ihre Regeneration ist eine werbende Anlage, und die laufenden Einnahmen des Schutzgebietes wie der Kredit desselben sollten ihr gleichermaßen zur Verfügung stehen. Reich genug ist das Land, um die heutigen Einnahmen um ein Beträchtliches zu steigern.

Alle Kräfte müssen in steter Arbeit demselben Ziele nutzbar gemacht werden, welches Gouverneur Dr. Hahl für sein Schutzgebiet Neu-Guinea vorschwebt. Wie Dr. Hahl die jetzt öde liegenden Strecken der größten Insel der Welt mit der „Neuguinesischen Rasse" bevölkert sehen will, so muß es auch für Samoa erstebt werden, daß sich eine neusamoanische Rasse bilde, die unter deutscher Herrschaft das Land zu Glück und Wohlstand bringe.

# Das Seminar für Orientalische Sprachen in Berlin. Zu seinem 25jährigen Bestehen.

Von **Diedrich Westermann.**

In der aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens des Seminars für Orientalische Sprachen von dem Direktor Professor Dr. E. Sachau herausgegebenen Denkschrift wird darauf hingewiesen, daß mit dem Beginn einer aktiven deutschen Kolonialpolitik das Seminar sich zu einer Kolonialakademie entwickelt habe und deshalb der Name „Orientalisches Seminar" nicht eigentlich zutreffend sei. Tatsächlich nehmen heute im Seminar die kolonialen Studien den größten Raum ein, die Mehrzahl der Schüler sind solche, die sich auf koloniale Berufe vorbereiten. Es ist deshalb berechtigt, auch im „Jahrbuch" auf die Entwicklung des Seminars einen Rückblick zu werfen und seine künftigen Aufgaben, soweit sie kolonialer Natur sind, ins Auge zu fassen.

Wie schon der Name sagt, wird im Lehrplan dieser Hochschule das Hauptgewicht auf die Erlernung von Sprachen gelegt. Das Ziel des sprachlichen Unterrichtes soll sein: Kenntnis der Grammatik und desjenigen Teiles des Wortschatzes, welcher im täglichen mündlichen wie schriftlichen Verkehr am meisten zur Anwendung kommt; Übung im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Sprache; Bekanntschaft mit den am häufigsten vorkommenden Schriftstücken öffentlichen und privaten Charakters. Der Schüler soll also instand gesetzt werden, in seinem kolonialen Wirkungskreise möglichst sofort sich in der Landessprache mit den Eingeborenen zu verständigen und auf Grund seiner heimatlichen Studien tiefer in das Verständnis und die Beherrschung der Sprache einzudringen. Der Unterricht muß demnach, wenn auch auf wissenschaftlicher Grundlage ruhend, ein durchaus aufs Praktische gerichteter sein. Wesentlich erleichtert wird eine rasche und sichere Erfolgmöglichkeit dadurch, daß für jede Kolonialsprache dem europäischen wissenschaftlichen Lehrer ein eingeborener Lehrgehilfe oder Lektor zur Seite steht, mit dem die Schüler täglich Sprechübungen abhalten und so Gelegenheit haben, das im theoretischen Unterricht Gelernte sofort praktisch anzuwenden und die genaue Aussprache der Laute am lebenden Individuum zu beobachten. Entsprechend der deutschen kolonialen Ausdehnung hat die Zahl der im Seminar gelehrten Sprachen ständig zugenommen. Es gibt keine wichtigere Verkehrssprache unserer Kolonien, die nicht im Seminar vertreten oder deren Einbeziehung in den Lehrplan nicht in Aussicht genommen wäre. Das Verzeichnis der Vorlesungen führt gegenwärtig folgende Kolonialsprachen auf: Suaheli, Ewe, Haussa, Ful, Jaunde, Tschi, Herero, Nama, Ovambo (Oschikwanjama).

Sind die erstrebten praktischen Erfolge des Unterrichts erreicht worden? Ein allgemeines Urteil läßt sich hierüber nicht abgeben. Am besten sind wohl die Ergebnisse im Suaheli. Das hängt zusammen mit dem Umstande, daß infolge der starken Verbreitung dieser Sprache in Ostafrika sie wirklich die Verkehrssprache des Landes geworden ist, deren sich auch das Gouvernement im amtlichen Gebrauche bedient, was in keiner anderen Kolonie der Fall ist. Diese hervorragende Stellung des Suaheli gibt natürlich einen

starken Antrieb zu dem Wunsch, es zu erlernen; man ist sicher, mittels derselben sich in der ganzen Kolonie verständlich machen zu können, und es wird von dem Beamten und Offizier vorausgesetzt, daß er tatsächlich imstande sei, im Suaheli mit den Eingeborenen zu verkehren.

In Westafrika liegen die Verhältnisse ungünstiger. Ein erheblicher Nachteil ist schon, daß keine der westafrikanischen Kolonien eine einzige, im ganzen Lande oder doch im größten Teil desselben verstandene Verkehrssprache hat. In der Südhälfte Togos ist das Ewe vorherrschend, das allerdings sichere Aussicht hat, die kleinen Sprachen des mittleren Togo aufzusaugen oder doch in deren Gebiet, also bis unmittelbar südlich von Bimbila und Tschaudjo zur herrschenden Sprache zu werden, dessen Einfluß sich aber wahrscheinlich nicht für absehbare Zeit weiter nach Norden erstrecken wird, da hier mit dem Dagomba und Tem größere, lebenskräftige Sprachgebiete beginnen. Im mittleren Westen hat zwar das Tschi von der Goldküste Eingang gefunden, seine weitere Verbreitung ist aber ausgeschlossen. Am schwierigsten liegen die sprachlichen Zustände in Kamerun. Im Seminar werden Jaunde und Ful als Kamerunsprachen gelehrt. Beide haben eine beschränkte Verbreitung, ersteres in einem Teile des Südwestens, Ful in Adamaua und dessen nördlichen und südlichen Einflußgebieten. Früher stand auch das Duala im Lehrplane, dessen Verbreitung aber nicht den handelspolitischen Interessen der Kolonie entsprach, und das deshalb fallen gelassen wurde. Im Hamburger Kolonialinstitut wird es hauptsächlich im Interesse der dort studierenden Missionare noch heute gelehrt. Diese drei Sprachen haben dank der wirtschaftlich, rassenmäßig oder politisch hervorragenden Stellung ihrer Träger entschieden eine Ausbreitungstendenz, aber keine von ihnen hat irgendwelche Aussicht, für die ganze Kolonie jemals als Verständigungsmittel oder gar als allgemein herrschende Verkehrssprache in Betracht zu kommen. Dem Duala kommt zwar seine Stellung als Handels- und Schulsprache zugute, aber es wird trotzdem auf das mittlere Küstengebiet und dessen näheres Hinterland beschränkt bleiben, weil die Bedeutung der Duala als Zwischenhändler mit der Erschließung von Handelswegen aus dem Innern unmittelbar an die Küste erheblich abgenommen hat. Bei der sprachlichen Zerrissenheit des Landes mußte man froh sein, in manchen Teilen des Schutzgebietes in dem von Südnigerien her eingedrungenen Negerenglisch einen Notbehelf vorzufinden, mittels dessen man sich besonders im Westen der Kolonie weithin verständigen konnte. Aus nationalen und handelspolitischen Gründen wird man jedoch die weitere Verbreitung dieses Idioms, das eigentlich eine Negersprache mit Wörtern vorwiegend englischer Abstammung ist, kaum befürworten können. Die einzige Sprache, die eine, wenn auch teilweise beschränkte Bedeutung für die ganze Kolonie hat, ist das Haussa. Sie ist in hervorragendem Sinn eine Handelssprache, die den Haussaleuten, dem größten Händlervolk des zentralen Sudan, überallhin folgt. Sie hat von der Goldküste bis zum Tschadsee eine Verbreitung, mit der keine der übrigen Sprachen dieses Gebietes sich auch nur vergleichen läßt. Annähernd zwanzig bis fünfundzwanzig Millionen Menschen können sich mittels Haussa verständigen. Ihr Einfluß wird in Zukunft noch dadurch steigen, daß Regierung und Mission in großen Teilen Nord- und Südnigeriens das Haussa (in lateinischen Buchstaben) als Schriftsprache eingeführt haben. Ein Vorzug des Haussa ist auch seine — wenigstens für rein praktische Zwecke — leichte Erlernbarkeit und der Umstand, daß infolge des starken Verkehrs der einzelnen Stammesglieder untereinander die dialektischen Unterschiede

sich stark verwischt haben, so daß aus den verschiedenen Mundarten Schwierigkeiten in der Verständigung kaum entstehen. Am dichtesten sitzt die Haussabevölkerung in Kamerun im Benuë-Tiefland und dem anschließenden Gebiete, ferner in Adamaua von Kontscha bis Uba und in der Gegend um Marua; Kolonien in fast allen größeren Orten finden sich nach Norden hin bis Mora und Dikoa und südlich bis unmittelbar an den Urwald in der ganzen Breite der Kolonie, außerdem haben sie die Haupthandelsstraßen zur Küste, nämlich die nach Duala und nach Kribi und die Straße nach Molundu mit Niederlassungen besetzt. In Jaunde z. B. findet sich eine Haussakolonie von 300—500 Personen. Daß diese Haussaniederlassungen sich weiter vermehren und die bestehenden sich vergrößern und den Einfluß der Sprache verstärken werden, ist zweifellos. Auch für die Nordhälfte Togos hat das Haussa eine hervorragende Bedeutung, es ist hier in noch höherem Maße als in Kamerun ein in jedem Haus brauchbares Verständigungsmittel. Es ist mir kaum zweifelhaft, daß für die beiden westafrikanischen Kolonien das Haussa die eigentliche Verkehrssprache der Zukunft ist. In Südwestafrika handelt es sich mit Ausnahme der noch nicht in die Verwaltung einbezogenen Ovambo nicht mehr um die Beherrschung ganzer Volksstämme, hier sind überhaupt nicht die Eingeborenen, sondern die weißen Siedler das für das Wirtschaftsleben der Kolonie ausschlaggebende Bevölkerungselement; dementsprechend tritt auch die Bedeutung der Eingeborenensprachen zurück, und ihr Erlernen ist für den Beamten und Offizier wie für den Europäer überhaupt nicht mehr in dem Maße eine Notwendigkeit wie in den tropischen Schutzgebieten. Die Kenntnis des Herero und Nama wird zwar immer noch wertvoll sein, besonders für den Richter; doch ist wohl anzunehmen, daß die in täglicher Berührung mit den Weißen lebenden Eingeborenen sich deren Sprache aneignen werden, wie das unter ähnlichen Verhältnissen auch in der südafrikanischen Union geschieht.

Wie aus obigem hervorgeht, ist in keiner Kolonie das Problem einer allgemeinen Verkehrssprache so wenig gelöst, wie in Kamerun.

In Togo lebt der weitaus größte Teile der Europäer im Sprachgebiete des Ewe, die Erlernung des letzteren wird also in den meisten Fällen genügen; der für Kamerun bestimmte Beamte oder Offizier, dem sein näheres Arbeitsgebiet vorher nicht bekannt ist und der auch nur selten sich dauernd in demselben Bezirk aufhalten wird, muß sich, wenn er mit den Eingeborenen unmittelbar verkehren will, mit mehreren Sprachen bekannt zu machen suchen. So gilt es auf dem Orientalischen Seminar als Regel, daß die für Kamerun sich vorbereitenden Schüler Jaunde und Ful lernen. Zwei afrikanische Sprachen zugleich betreiben, ist nicht leicht, denn die Vorstellung, es handle sich hier um unentwickelte, leicht erlernbare Sprachen mit geringem Wortschatz und einfachen Ausdrucksmöglichkeiten, kann nur der haben, der sich mit afrikanischen Sprachen nicht beschäftigt hat. Ewe und Jaunde sind dank ihrer uns ganz fremden Sprachanschauung und ihrer Tonhöhen von geradezu ausgesuchter Schwierigkeit; auch das Ful hat in seiner Klasseneinteilung der Substantive und seinem den Anfänger verblüffenden Konsonantenwechsel einen überaus komplizierten Bau; erleichternd ist hier jedoch der Umstand, daß es gewissermaßen ein vulgäres Ful gibt, das den größeren Teil dieser Feinheiten abgeworfen hat; es wird von den eigentlichen Fulbe zwar nicht gesprochen, aber doch verstanden und kann deshalb bis zu einem gewissen Grade auch dem Unterrichte zugrunde gelegt werden.



Selbst wenn den Schülern ihre ganze Zeit für das Sprachstudium freistünde, wäre es ausgeschlossen, innerhalb drei oder vier Monate sich diese beiden Sprachen soweit anzueignen, um sich draußen mit den Eingeborenen verständigen zu können. Tatsächlich steht den Studierenden für das Sprachenlernen aber längst nicht die Hälfte ihrer Zeit zur Verfügung, da neben ihm noch viele andere Gegenstände bewältigt werden sollen. Ein gewisser Ausgleich könnte nun dadurch geschaffen werden, daß den Schülern in Anbetracht der an sie gestellten Ansprüche eine entsprechend längere Studienzeit eingeräumt würde. Für die ostafrikanischen Kurse gelten zwei Semester als Regel, also müßten den Westafrikanern vier Semester Seminarzeit gewährt werden, in Wirklichkeit halten sie sich aber nur ein Semester dort auf. Hierin liegt eine offene Benachteiligung der westafrikanischen Abteilung des Seminars, die um so deutlicher dadurch zum Ausdrucke gelangt, daß die vom Reichskolonialamt auf das Hamburger Kolonialinstitut gesandten Beamten dort zwei Semester zubringen. Wie die Verhältnisse liegen, kann das Ergebnis des Unterrichts kein voll befriedigendes sein. Entweder muß der Lehrer sich und den Schülern von vornherein klar machen, daß, wenn ein wirklicher Einblick in die Sprache gegeben werden soll, in so kurzer Zeit nichts Ganzes erreicht werden kann, oder er muß den Unterricht zu einem Drill gestalten, der sich auf das Einlernen der notwendigsten Umgangsformen beschränkt, aber eine wirkliche Bewegungsfreiheit in der Sprache ausschließt. Natürlich wirkt diese Erkenntnis nicht fördernd auf den Lerntrieb des Schülers. Könnte man den Unterricht auf wenigstens zwei Semester verteilen, so würden die Erfolge ganz andere sein. Vor allem würde sich dann auch genügend Zeit finden, um neben den beiden anderen Sprachen auch Haussa zu treiben, dessen Bedeutung für Togo und Kamerun gleich groß ist. Immer wieder hört man von zurückkehrenden Westafrikanern das Urteil bestätigt, daß man mit dem Haussa am weitesten komme und es daher unbedingt kennen sollte. Da es, wie schon erwähnt, leicht zu erlernen ist, würde es bei einem wenn auch nur zweisemestrigen Unterrichte keine erhebliche Mehrbelastung bedeuten.

Diese Ausdehnung der Unterrichtszeit würde natürlich ebenso den anderen Disziplinen zugute kommen. Ein bloßer Einblick in das Verzeichnis der Vorlesungen des Seminars wird zeigen, daß die für die koloniale Ausbildung in Betracht kommenden Vorlesungen im Zeitraum eines Semesters nur zu einem Bruchteil angehört, geschweige innerlich angeeignet werden können.

Auch dem Lehrer läßt ein solches überhastetes Arbeiten nicht die Frische, die im Interesse des Unterrichts wünschenswert erscheint. Er kann keine dauernde Befriedigung in einer Tätigkeit finden, die fast ausschließlich auf die Mitteilung von Sprachkenntnissen abzielt. Zwar wird eine gewisse Beschränkung in den Unterrichtsfächern stets in der Aufgabe des Seminars liegen, die in erster Linie eine praktische ist. „Nicht die reine, sondern die angewandte Wissenschaft soll in diesem Hause gepflegt werden", sagte bei der Eröffnung der Direktor. Und daß die praktischen Ziele stets im Auge behalten worden sind, ist die eigentliche Voraussetzung aller bisherigen Erfolge des Seminars gewesen; sie werden auch in Zukunft das Bestimmende bleiben und der Anstalt ihr Gepräge geben müssen.

Andererseits kann die Ausbildung natürlich nicht eine ausschließlich sprachliche sein; sie soll vielmehr eine möglichst umfassende Einführung des Schülers in sein neues, so überaus vielgestaltiges Arbeitsgebiet bieten. Dem-

entsprechend sind auch den sprachlichen Studien alsbald die sogenannten realistischen an die Seite getreten. Es ist aber klar, daß wirkliche, für die Praxis wertvolle Erfolge auf einem solchen Gebiete, wie es die Sprachen-, Völker- und Länderkunde der orientalischen und primitiven Völker und das Studium deutscher Kultur- und Wirtschaftsaufgaben im Ausland ist, nur möglich sind, wenn sie auf der Basis wissenschaftlicher Forschung aufgebaut sind. Es kann sich also bei einem Institute zur Ausbildung von Kolonialbeamten nicht nur um ein Seminar für Sprachen handeln, sondern um eine Anstalt, die überhaupt das Studium des Auslandes im weitesten Sinne sich als Ziel setzt. Diesem Gedanken gibt auch der Direktor in seiner Denkschrift Ausdruck: „Hätte man damals die Entwicklung unserer Kolonialinteressen vorausgesehen, so hätte sie (die Anstalt) zweifellos einen Namen erhalten, der ihrem Wesen gerecht wird, etwa ‚Seminar für orientalische und koloniale Studien‘, oder ‚Orientalische und Kolonial-Akademie‘."

Daß unsere Zeit mit ihren auf Weltbeziehungen und Weltkultur angewiesenen Bestrebungen für ein solches Institut überaus günstig ist, wird niemand bezweifeln. Die Erkenntnis von der Notwendigkeit weltwirtschaftlicher Beziehungen, von dem ungeheuren Werte, den sowohl die Länder der primitiven Völker als die des kulturreichen Ostens für unsere nationale Zukunft haben, ist heute allgemein; Hand in Hand damit hat deutsche Wissenschaft in diesen Ländern neue Gebiete ihrer Betätigung gefunden, neue Probleme haben sich ihr gestellt; es sei nur erinnert an die Erforschung primitiver Völker und Sprachen, die gerade aus unseren Kolonien die fruchtbarsten Anregungen schöpft, an die Aufgaben, die das Vordringen des Islam der deutschen Kolonialpolitik und der christlichen Mission stellt. Alles dies hat kolonialer Betätigung und kolonialen Studien einen Aufschwung gegeben, an den noch vor zwei Jahrzehnten kaum jemand denken konnte. Der koloniale Gedanke hat gerade auch in wissenschaftlichen Kreisen so tief Wurzel gefaßt, daß es heute in Deutschland keine Hochschule gibt, die nicht diesen neuen Aufgaben in ihrem Programm einen Raum gewährt, und daß eine Universität in der Bildung begriffen ist, auf der die kolonialen Studien im Mittelpunkte stehen werden.

Auch das Orientalische Seminar wird, wenn es seine Stellung in der ersten Reihe der kolonialen Bildungsanstalten nicht gefährden will, seinen Lehrplan nach der wissenschaftlichen Seite hin erweitern müssen. Berlin wird stets ein Zentrum kolonialer Interessen bleiben, und es kann deshalb ein Institut, das mit wirklich wissenschaftlichen Methoden in großzügiger Weise kolonialen und überseeischen Studien obliegt, nicht entbehren. Auch unter den Studenten der Universität wendet sich eine wachsende Zahl solchen Disziplinen zu, die in das Arbeitsgebiet des Seminars fallen und an der Universität nicht gelehrt werden; ebenso legen die Missionsgesellschaften den größten Wert darauf, ihren Missionaren neben der theologischen Ausbildung eine gründlich wissenschaftliche Einführung in Volkstum, Religion und Sprache ihres Arbeitsgebietes zu vermitteln, und sie nehmen dazu die auf den kolonialen Instituten gebotenen Gelegenheiten gern in Anspruch.

Das Seminar wird sich diese neuen Möglichkeiten, unter denen die alten praktischen Ziele keineswegs zu leiden brauchen, nicht entgehen lassen wollen, und es darf deshalb die Hoffnung ausgesprochen werden, daß im neuen Vierteljahrhundert seinem weiteren Ausbau keine Hindernisse in den Weg treten.

# Die Wollschafzucht in unseren Kolonien.

Von **Willy Roß**, Hamburg.

Die Anfänge der Wollschafzucht in Deutsch-Südwestafrika reichen bis zum Jahre 1891 zurück. In diesem Jahre wurden aus der Kapkolonie 2000 Wollschafe eingeführt und an verschiedene Farmer verteilt. Die Zucht machte gute Fortschritte, als der große Witboiaufstand 1893 ausbrach und die bisher erzielten Erfolge vernichtete. Nach Beendigung des Aufstandes fingen mehrere Ansiedler von vorne an, von denen Herrmann auf Nomtsas im Bezirk Maltahöhe besonders erfolgreich war und beim Beginne des Aufstandes im Jahre 1904, in dem er ermordet wurde, über eine stattliche Herde von 1500 Wollschafen verfügte. 1902 wurde die Südwestafrikanische Schäferei-Gesellschaft gegründet, die die Farm Orab im Bezirk Gibeon erwarb und dort eine Wollschäferei in größerem Umfange errichtete. Außer diesen beiden Hauptunternehmen bestanden bei Beginn des Hereroaufstandes verschiedene kleinere Wollschafzüchtereien, die von den Farmern mit mehr oder weniger Erfolg betrieben wurden. Der Aufstand vernichtete zum großen Teile die bisher errungenen Erfolge. Erst nachdem das Land sich etwas erholt hatte, wurde die Wollschafzucht wieder aufgenommen. Heute liegt sie vorwiegend in den Händen von drei Gesellschaften, nämlich der „Südwestafrikanischen Wollschäferei-Gesellschaft" mit dem Sitze in Berlin, der „Schäferei Nomtsas, G. m. b. H." in Dresden und der „Deutsch-Südwestafrikanischen Wollzüchterei-Gesellschaft m. b. H." in Berlin. Außerdem befassen sich noch eine ganze Anzahl Farmer, von denen Albert Voigts auf Voigtsgrund im Bezirk Gibeon besonders zu nennen wäre, mit der Zucht des Wollschafes.

Auch der Deutsche Kaiser hat neuerdings zwei Farmen, Dickdorn und Kosis im Bezirk Gibeon, erworben, um darauf die Zucht des Wollschafes zu betreiben.

Die „Südwestafrikanische Schäferei-Gesellschaft" ist aus der Schäferei Orab hervorgegangen. Sie besitzt im Bezirk Gibeon die Farm Orab mit Garis und Dassiefontein und etwas nördlich davon die Farmen Dabib mit Witvley, Gurus und Nauchab und Narris, insgesamt 112 593 ha. Der Bestand an Wollschafen betrug am 30. September 1912 3733 Stück, was gegen Beginn des Jahres ein Mehr von 1400 Tieren bedeutet.

Auf der Schäferei Nomtsas im Bezirk Maltahöhe, die nach dem Tode des Besitzers anfangs von seinem Sohne weitergeführt, vor zwei Jahren aber in eine Gesellschaft m. b. H. umgewandelt worden ist, wird ebenfalls die Wollschafzüchterei in großem Maßstabe betrieben. Leider stehen mir die genauen Zahlen nicht zur Verfügung. Die Besitzung Herrmanns, der als der eigentliche Begründer der südwestafrikanischen Wollschafzucht angesehen werden muß und der schon vor zehn Jahren seine Berufsgenossen auf die Wichtigkeit und die Rentabilität der Zucht hinwies, ohne allerdings viel zu erreichen, hat unter dem großen Eingeborenenaufstand besonders gelitten. Fast der gesamte Viehstand wurde vernichtet. Der Tatkraft des Sohnes des Ermordeten ist es zu danken, daß das Unternehmen nicht ganz scheiterte. Durch die Umwandlung in eine G. m. b.H. wurde neues Betriebskapital zugeführt, so daß die Schäferei heute die besten Aussichten hat.

Die dritte große Gesellschaft, die „Deutsch-Südwestafrikanische Wollzüchterei G. m. b. H." ist am 11. Juli 1911 gegründet worden, und zwar

durch das Wollschafzucht-Syndikat Berlin, dem die vorbereitende Tätigkeit für die Beschaffung geeigneten Landes zugefallen war. Die Gesellschaft wurde von vornherein auf eine breite Basis gestellt, das Stammkapital wurde auf 2½ Millionen Mark festgesetzt, wovon bisher die Hälfte eingezahlt worden ist. Der Länderbesitz der Gesellschaft zerfällt in einen Nordblock und in einen Südblock. Der Nordblock, der nördlich der Otavibahn in deren unmittelbarer Wirtschaftszone liegt, umfaßt 80 000 ha, die von der South-Westafrica-Co. erworben wurden. Im Bezirk Rehoboth ist der etwa 150 000 ha große Südblock gelegen, in der Einflußzone der Bahn Windhuk-Keetmannshop, deren Haltestellen Tsumis und Uitdrai in unmittelbarer Nähe des Terrains liegen. Der Viehbestand der Gesellschaft betrug Ende August 1912 12 Pferde, 1000 Rinder und 5000 Stück Kleinvieh, davon rund 3500 Wollschafe. Dieser Viehbestand war bei Übernahme der Ländereien, von denen 50 000 ha bereits bewirtschaftet waren, vorhanden. Der erstere größere Ankauf von Mutterschafen ist im Herbste 1912 erfolgt. Von besonderer Bedeutung ist, daß die Gesellschaft die Zucht von Karakulschafen, deren Lammfellchen bekanntlich den hochwertigen Persianerpelz liefern, in großem Maßstabe plant.

Außer diesen deutschen Gesellschaften wäre noch die amerikanische Farm Braus und Man, deren Sitz in Antwerpen ist, zu nennen. Diese Firma besitzt im Bezirk Keetmannshop mehrere Farmen, auf denen sie Wollschafzucht betreibt. Sie hat rund 5000 Mutterschafe. Die Gesellschaft, die noch in Südamerika große Schäfereien ihr eigen nennt, arbeitet mit gutem Erfolge. Neuerdings hat sie ihr Kapital erhöht und plant, noch mehr Land anzukaufen und in größerem Stile Schafzucht zu treiben.

Diese Absicht der Firma Braus und Man ist auch zugleich der beste Beweis dafür, daß sich Deutsch-Südwestafrika zur Schafzucht in jeder Hinsicht eignet. Es würde der Gesellschaft, die in Südamerika und auch in Südwestafrika selbst so reichliche Erfahrungen gemacht hat, nicht einfallen, ihren Betrieb zu vergrößern, wenn sie nicht die besten Hoffnungen hätte. Und in der Tat kann man Deutsch-Südwestafrika zum großen Teile als das gegebene Schafzuchtland ansehen. Nach einem Vortrage, den Hauptmann Steinhausen, ein genauer Kenner Deutsch-Südwestafrikas und Geschäftsführer der „Deutsch-Südwestafrikanischen Wollzüchterei-Gesellschaft“, auf einem Vortragsabende der „Vereinigung des Wollhandels“ in Leipzig am 3. Januar 1911 hielt, eignen sich mit Ausnahme des Bezirks Warmbad im Süden der Kolonie, der fast keine und außerdem sehr unregelmäßige Regenfälle hat, fast alle Bezirke für die Viehzucht. Der Bezirk Keetmannshop, in dem die vorhin erwähnte amerikanische Gesellschaft ihre Besitzungen hat, hat zwar geeignete Weiden, aber unregelmäßigen Regenfall. Drei Jahre hintereinander — 1908 bis 1910 — war z. B. kein Tropfen Regen gefallen. In dem nördlich davon gelegenen Gebiete der Bersabaner Hottentotten liegen die Verhältnisse nicht viel besser. Hier fällt zwar genügend Regen, auch die Weide ist gut, aber das stehende Wasser ist brackig. Es müßte also erst Süßwasser erbohrt werden, um geeignete Tränkstellen für die Tiere zu bekommen. Die dann folgenden Bezirke Gibeon, Rehoboth, Maltahöhe und Windhuk eignen sich für Wollschafzucht in hervorragendem Maße, besonders die ersten beiden, die neben vorzüglichen Wasserverhältnissen noch einen Vorzug aufweisen, sie sind frei von Dornen, Kletten und Stechgras. Es folgt dann das Bastardland, das ebenfalls gute Wasserverhältnisse hat, aber viele Dornenbäume aufweist, an denen die Tiere sich

leicht verletzen und mit dem Vließe hängen bleiben. Trotzdem kann man diesen Bezirk noch zu den guten rechnen. Das Damaraland ist teilweise wegen den vielen Dornen und Quecken zu Wollschafzucht wenig geeignet. Wohl aber finden sich gute Viehzuchtplätze nördlich der Otavibahn bei Outjo und Otavi, dort, wo die Deutsch-Südwestafrikanische Wollzüchterei ihre Terrains hat. Man findet hier den roten Sandboden, der den reichlich fallenden Regen sehr leicht durchläßt, so daß wenig verdunsten kann. Nach den Erfahrungen der Gesellschaft eignet der Boden sich auch für den Ackerbau, was ein nicht zu unterschätzender Vorteil ist. Es kann mit Leichtigkeit das für die Verpflegung der Eingeborenen und zur Unterhaltung der Großviehherden Nötige (Mais, Kaffernkorn, Luzerne usw.) angebaut werden. Daß neben der Wollschafzucht durchweg die Großvieh-, namentlich Rinderzucht, betrieben wird, ist im Interesse der besseren Rentabilität nötig. Besonders der Milch wegen, die für die Eingeborenen das wichtigste Nahrungsmittel bildet; dann aber auch deswegen, weil der Farmer Zugochsen gebraucht. Überdies ist die Zucht von Rindern mit weit weniger Schwierigkeiten verknüpft als die Wollschafzucht. Das Großvieh wird auf die Weiden getrieben und dann sich selbst überlassen. Nur für Wasser hat man zu sorgen. Und daran mangelt es im Damaralande nicht. Das ganze Gebiet ruht auf einer Kalkschicht, die stark wasserhaltig ist. Unter 100 Bohrlöchern hat man durchschnittlich 90 Erfolge. Dieser unterirdische Wasserreichtum in Verbindung mit reichlichem Regenfall stempeln das Damaraland zu einem vorzüglichen Weideland.

Welche Schafrassen kommen nun für die Wollzüchterei in Südwestafrika in Frage? Es gehen die Meinungen hier etwas auseinander, wenn sie schließlich auch zu demselben Resultat kommen. Regierungstierarzt Dr. Breitung empfiehlt das einheimische Fettschwanzschaf mit importierten Merinos aufzukreuzen. Es würde dies das billigste Verfahren sein, da es dem Züchter die großen Kosten der Anschaffung von Stammherden spart. Außerdem erklärt Breitung, daß ganz Südwestafrika nur ein kurzhaariges Schaf hervorbringe, und daß langhaarige Tiere, die dort eingeführt und weitergezüchtet werden, sich schon nach „wenigen Generationen den Verhältnissen angepaßt haben und sich als kurzhaarige Spezies ihrer Rasse repräsentieren". Demgegenüber führt Prof. Golf, Leipzig, ein genauer Kenner der Wollschafzüchterei in den tropischen und subtropischen Ländern, aus und beruft sich hierbei auf verschiedene maßgebende Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Wollschafzucht und Wollkunde, wie den bekannten Elektoralschafzüchter Gadegast-Mannschatz und Prof. Lehmann, Berlin, daß sich die Wolle zwar verändere, aber genau das Gegenteil von dem eintrete, was Dr. Breitung behaupte. Das Vließ würde nicht kürzer, sondern länger und feiner. Es sei dies zwar auch eine gewisse Entartung, der aber durch Kreuzung der Muttertiere mit aus kühleren Gegenden stammenden Böcken entgegengearbeitet werden könne. Freilich müssen es Böcke mit nicht nur dichtem Vließ, sondern auch kräftigem, starken Haar sein. Prof. Golf kommt zu dem Schluß und führte dies des näheren in einem Vortrage aus, den er im Dezember vorigen Jahres im Kolonialinstitut in Hamburg hielt, daß das Kapmerino ein vorzügliches Zuchtmaterial abgebe, das am besten mit den kleinen, genügsamen, die feinste Wolle produzierenden Tuchwollschafen (Elektorals und Negrettis) aufgekreuzt werde. Diese Kreuzung von Edelschafen miteinander hätte den großen Vorteil, daß sofort eine gute, marktfähige Wolle produziert würde, im Gegensatz zu der Kreuzung

von Fettschwanzschafen mit Merinoböcken, die erst nach 15—30 Jahren auf gute Erträge hoffen läßt. Es sind in den Kolonien genügende Stammschäfereien vorhanden mit gutem Zuchtmaterial. Wo es nicht ausreicht, empfiehlt sich die Einführung von Böcken aus Australien, da sie billiger als deutsche Tiere sind und diese sich erst an das Klima gewöhnen müssen. Sonst im allgemeinen sind die deutschen Merinos zur Veredelung der Schafrasse im höchsten Grade geeignet, was am besten dadurch bewiesen ist, daß in Australien nur deutsche Böcke eingeführt werden.

Eine gleichmäßige Zucht ist für den Absatz der Wolle von großer Bedeutung. In Australien ist man in dieser Hinsicht weit vorgeschritten, während man in Südafrika weniger Gewicht darauf legt. Man findet dort oft die verschiedensten Schafrassen, Shrophires, Rambouillets, Tasmanier usw., bunt durcheinander gemischt auf ein und derselben Farm. Das ist verkehrt. Um einen guten Absatz zu erzielen, ist es nötig, daß nicht nur ein Farmer, sondern möglichst alle Farmer einer bestimmten Gegend eine und dieselbe Rasse züchten. Es wird dadurch eine gleichmäßige Wollqualität erzielt, was beim Verkauf ein großer Vorteil ist. Die Züchter sichern sich so von vorneherein einen guten Ruf als Wollproduzenten bei den Käufern und Fabrikanten in der Heimat. Von großem Nutzen ist auch eine Organisation der Wollaufkäufer in den Kolonien. Es sind in dieser Hinsicht schon erfreuliche Erfolge in Deutsch-Südwestafrika erzielt. Leider ist eine Anzahl der kleineren Farmer finanziell von den Wollhändlern abhängig. Er muß, wenn er seine Wolle verkauft, bar Geld sehen, hat öfter schon Vorschuß auf den nächsten Wollverkauf genommen. Die Organisation zur Vermittlung des Wollhandels zahlt dagegen erst, wenn die Wolle in Europa verkauft ist. In dieser Hinsicht ist die Einrichtung von Großbetrieben mit reichlichem Kapital von großem Vorteile. Sie sind unabhängig von den Wollhändlern, produzieren eine Wollsorte, deren Qualität sich nach den Bedürfnissen der Konsumenten richtet und haben, da unter den Anteilseignern meistens auch Vertreter des heimischen Wollgewerbes sein werden, stets einige Fühlung mit dem europäischen Wollmarkt. Australien bildet ein gutes Beispiel hierfür. Dort die großen Farmbetriebe mit Hunderttausenden, ja Millionen von Schafen, die je nach Lage des Wollmarktes das eine Jahr mehr Wolle, das andere Jahr mehr Fleisch produzieren. In Südafrika war es bis in die neueste Zeit hinein anders. Fast alles Kleinbetriebe, mit den, wie vorhin schon erwähnt, verschiedensten Schafrassen auf einer Farm. Die Australwolle erzielte denn auch durchschnittlich einen weit höheren Preis als die Kapwolle. Erst in den letzten Jahren hat das südafrikanische Landwirtschaftsministerium die großen Nachteile, die in den Kleinbetrieben liegen, erkannt, und fördert jetzt mit aller Macht die Einfuhr von australischen Großherden, um dadurch auf die Gleichmäßigkeit und Einheitlichkeit der Kapwollschafzucht hinzuwirken.

Wie muß nun eine Schaffarm beschaffen sein, um eine rationelle Züchtung der Tiere zu ermöglichen? Vor allen Dingen ist eine gute und natürliche Weide und gutes Trinkwasser nötig. Berthold sagt darüber in seinem Aufsatz im „Tropenpflanzer“ (Januarheft 1910), daß es von besonderer Wichtigkeit sei, daß während des zwölfmonatigen Wachstums der Wolle die Tiere möglichst gleichmäßig verpflegt werden. Schlechte Futterverhältnisse schädigen die Tiere mehr, als man gemeinhin annimmt. Namentlich das Wachstum der Wolle leidet sehr darunter. Im Frühjahre sind flache, sandige Weidegründe mit ihren nicht zu süßen Gräsern für die Schafe am

bekömmlichsten. Im Sommer sind höher gelegene, steinige Böden zu bevorzugen. wo das Gras weniger stark ist. Für den Futterbedarf im Winter sind Luzerne oder Mais anzubauen. Dieselbe Sorgfalt ist auf die Anlage von Tränkstellen zu verwenden. Verkehrt ist es durchaus, die Schafe draußen an Regenlachen oder Vleys tränken zu lassen. Es sind dies oft schmutzige Lachen, die eine wahre Brutstätte von Würmern, besonders der Drahtwürmer, bilden. Daß auf solche Weise die Tiere erkranken, oft zum größten Erstaunen der Besitzer, ist nicht weiter verwunderlich. Auch große Entfernungen zwischen der Weide und den Tränkstätten sind nach Möglichkeit zu vermeiden. Fünf bis sechs Kilometer sind mehr als reichlich. Einmal Tränken am Tage genügt, da die Tiere sonst verwöhnt werden. Aber weniger darf es nicht sein. Durst schadet dem Wachstum der Wolle. Den Standpunkt, daß die Einzäunung der Schafweiden nicht nötig sei, hat man seit einiger Zeit in Südwestafrika verlassen. Besonders die großen Schäferei-Gesellschaften halten die Einzäunung für die erste Voraussetzung eines durchschlagenden Erfolges der Wollschafzucht. Nur daß die meisten kleineren Farmer die nötigen Mittel hierfür nicht haben. Das „Wollschafzucht-Syndikat" hat die Kosten für den Kilometer Einzäunung auf 800 Mark berechnet. Bei der Holzarmut des Landes stehen Holzpfähle nicht zur Verfügung und eisernes Material verteuert die Sache ganz wesentlich. Trotz der hohen Kosten empfiehlt es sich für jeden Schaffarmer, seine Weiden einzuzäunen. Allein schon wegen Verminderung der Seuchengefahr. Wenn auch durch die verbesserte Seuchenpolizei die Gefahr der Einschleppung von Krankheiten vermindert worden ist, so wird sich doch oft der Fall ereignen, daß die angeordneten Sperrmaßregeln sich nicht durchführen lassen. Und da sind die Einzäunungen von großem Nutzen. Auch bei einer schon ausgebrochenen Seuche ermöglichen sie die Isolierung der erkrankten Herde. Solche eingezäunte Weiden, die außerdem reichlich mit sachgemäß angelegten Tränkvorrichtungen und Dippanlagen versehen sind, können als mustergültig bezeichnet werden.

Die Aussichten für eine gedeihliche Entwicklung der Wollschafzucht in Südwestafrika können heute als gute bezeichnet werden. Die Pockenseuche, die lange in den Kolonien herrschte, ohne daß die Tierärzte die Ursache der Krankheit richtig erkannten, kann als erloschen gelten. Es sind Schutzimpfungen eingeführt worden, die hoffentlich eine Wiederholung der verlustreichen Seuche verhindern. Im allgemeinen war das Jahr 1911 für die Zucht nicht günstig. Die Tiere litten unter den Nachwehen der Pocken und der Impfung. Hinzu kam noch eine ziemlich anhaltende Dürre zu Anfang des Jahres, wodurch auf manchen Farmen Tiere an Wasser- und Futtermangel zugrunde gingen. Im verflossenen Jahre waren dagegen reichliche Niederschläge und die Weideverhältnisse daher günstig, auch hatten sich die Tiere wieder erholt. Welchen Einfluß dies auf die Vermehrung der Herden ausübt, geht aus dem Berichte der „Südwestafrikanischen Schäferei-Gesellschaft" vom 25. November 1912 hervor. Auf deren Farmen wurden 1911 968 Tiere geboren, von denen 759 eingingen. 1912 kamen bis 30. September 1342 Lämmer zur Welt, denen bis dahin nur 135 Verluste gegenüberstanden. Über die Rentabilität der Schafzucht sind mancherlei Berechnungen angestellt worden, die alle zu dem Resultate kamen, daß sich ein gut geleitetes Unternehmen, das gleich in großem Maßstabe begonnen wird, sehr gut bezahlt macht. Allerdings muß man nicht verlangen, daß es gleich im ersten Jahre Gewinn abwirft. Es wird einige Jahre der Entwicklung brauchen, wo die Unkosten die Einnahmen übersteigen. Dann wird eine

Zeit kommen, wo die Ausgaben mit den Einnahmen balancieren; „und“, so wurde auf dem vorhin erwähnten Vortragsabend über die Wollschafzucht; ausgeführt, „gelangt das Unternehmen schließlich in das Stadium der eigentlichen Rentabilität, so werden sich die Unkosten naturgemäß wieder etwas verringern, während die Einnahmen stetig werden und eine beständige Steigerung erfahren“. Aus diesem Grunde ist es auch am vorteilhaftesten, wenn sich große kapitalkräftige Gesellschaften mit der Zucht der Wollschafe befassen, an die sich dann die Kleinfarmer anlehnen können. Es würde dadurch eine gleichmäßige Produktion der Wolle erzielt und die allgemeinen Unkosten, wie z. B. Pressen, Fracht und andere Spesen verringert werden.

Die Fortschritte in der Wollzüchterei in Deutsch-Südwestafrika veranschaulichen folgende Zahlen. 1907 gab es dort erst 800 Wollschafe, Ende 1911 dagegen 32 200. Während die Ausfuhr an Wolle 1907 knapp 2000 kg betrug, stieg sie im Jahre 1911 auf 85 000 kg im Werte von rund 76 000 Mark. Das sind ganz erfreuliche Ziffern, zumal wenn man berücksichtigt, daß die Großbetriebe, die eigentlichen Träger der Wollausfuhr, erst im Anfang ihrer Entwicklung stehen. Das für Siedelungszwecke geeignete Land in Südwestafrika wird auf 500 000 Quadratkilometer berechnet, von denen sich rund 200 000 für die Wollschafzucht eignen. Auf dieser Fläche könnten reichlich 2 Millionen Tiere gehalten werden, was einem Wollexporte von 6 Millionen Kilogramm gleichkäme. Es ist also erst ein verschwindend kleiner Teil des für die Zucht geeigneten Gebietes erschlossen. Aber der Anfang ist gemacht. Nur Geduld und reichliche Mittel sind nötig, um Südwest in die Reihe der großen, Wolle produzierenden Länder eintreten zu lassen.

Ob sich außer Südwestafrika eine unserer anderen Kolonien für eine Wollschafzucht in größerem Umfange eignet, ist bisher nicht erprobt worden. In Ostafrika wird, wie Prof. Golf berichtet, von einzelnen Buren am Kilimandscharo und Meru die Zucht des Wollschafes betrieben. Doch ist die Wolle minderwertig und für den Export wenig geeignet, vielfach durch Kletten und Dornen zerrissen. Die Pflege der Tiere ist mangelhaft, häufig sind sie mit der Räude behaftet. Daß im allgemeinen die Steppenhochländer in Deutsch-Ostafrika, wie auch in Kamerun und Togo, für die Wollschafzucht geeignete Gebiete sind, beweist die Schafzucht in Englisch-Uganda, wo sich längs der Bahn blühende Schaffarmen befinden. Allerdings ist die Seuchengefahr hier größer als in Süd- und Südwestafrika. Auch das Klima ist den Tieren, namentlich den eingeführten, nicht recht zuträglich. So betrug auf den englischen Schaffarmen die Vermehrung im Jahre 1911 nur 4000 Tiere anstatt 9000 bei normalen Verhältnissen. Golf empfiehlt daher, das hochbeinige Masaischaf mit Halbblütern (Shrophires) zu kreuzen und erst nach einigen Generationen das reinblütige Merinoschaf zur weiteren Veredelung einzuführen. Dadurch würden die Tiere sich nach und nach dem Klima anpassen. Trotzdem die Weideverhältnisse in Deutsch-Ostafrika an den zur Schafzucht geeigneten Plätzen bedeutend bessere sind (in Deutsch-Ostafrika rechnet man 25 Schafe auf einen Hektar, in Südwest 1) wird doch in den nächsten Jahrzehnten Südwest als die führende Kolonie in der Wollzüchterei zu gelten haben.

Zum Schlusse noch einige Zahlen über die Bedeutung der kolonialen Wollschafzucht für die Rohstoffversorgung unserer Wollindustrie. Vor ungefähr zwei Jahren veröffentlichte das Kolonialwirtschaftliche Komitee eine Denkschrift, die auf Grund der Angaben des Kaiserlich Statistischen Amtes zusammengestellt war und nachwies, daß die koloniale Ausdehnung unserer Volkswirtschaft eine zwingende Notwendigkeit sei. Darin wurde

festgestellt, daß unsere Kolonien wohl in der Lage seien, den Bedarf an Wolle soweit zu decken, daß wir einen Einfluß auf den Wollmarktpreis gewinnen könnten. Die Einfuhr von roher Schafwolle in Deutschland hatte im Jahre 1911 einen Wert von 300 Millionen Mark, denen nur eine Eigenproduktion im ungefähren Werte von 25 Millionen Mark gegenüberstand. Der Schafbestand in Deutschland, der 1873 noch 25 Millionen Tiere zählte, ist andauernd zurückgegangen und beträgt heute höchstens noch 6,5 Millionen. Das ist bei einem ungefähren Weltbestande von 500 Millionen nur 1⅓ %. Dabei nimmt Deutschland im Wollverbrauch die zweite Stelle unter allen Ländern der Welt ein; von einem Weltverbrauch von 1½ Milliarden Mark konsumiert Deutschland allein für 325 Millionen. Und der Verbrauch wächst fortwährend. Im Mittel von 1902 bis 1905 hatte die Einfuhr einen Wert von 232,526 Millionen, im Mittel von 1907 bis 1910 von 293,696 Millionen, und 1911 von 301,063 Millionen Mark (vgl. Wohltmann im Januarheft 1913 des „Tropenpflanzer"). Die Weltproduktion von Wolle dagegen ist kaum mehr imstande, den wachsenden Ansprüchen zu genügen, da die Wolle verbrauchende Bevölkerung bedeutend schneller gewachsen ist als die Wollproduktion. In den Ländern mit intensiv betriebener Landwirtschaft, Europa, Asien und Argentinien, sind die Schafbestände in fortwährender Abnahme begriffen. Auch Australien, das früher fast ausschließlich Weideland war, geht in seinen Süddistrikten vielfach zum Getreidebau über, so daß es schon seit 1910 in die Reihe der Weizen exportierenden Länder einrücken konnte. Nur das Kapland weist eine Vermehrung seiner Schafherden auf, nachdem es sich von den Schäden des Krieges erholt hat. Man zählt ungefähr 30 Millionen Tiere. Immerhin ist die Situation heute so, wenn unvorhergesehene größere Ausfälle an Rohmaterial eintreten, wie es z. B. in den neunziger Jahren der Fall war, als in Australien infolge der Dürre Millionen von Schafen zugrunde gingen, oder 1909, wo in Südamerika durch große Sterblichkeit der Tierbestand erheblich verringert wurde, daß dann die Wollindustrie in Not geraten würde. Und bei unserer großen Beteiligung am Weltkonsum würden wir in erster Linie darunter zu leiden haben. Daher verdienen die Bestrebungen, die auf eine Hebung der kolonialen Wollzüchterei hinzielen, die nachhaltigste Unterstützung. Je unabhängiger vom Auslande sich Deutschland in der Rohstoffversorgung seiner Industrie machen kann, desto mehr kann es seine nationale Wirtschaftssphäre erweitern und befestigen. Es wird dann immer weniger darauf angewiesen sein, teuer einzukaufen und billig zu verkaufen, je nachdem die Konjunkturen des Welthandels die Preise der benötigten Rohstoffe hinauftreiben und die Preise für die abzusetzenden Fabrikate herabdrücken. Daß bei einem Unternehmen, wie die Einführung der Wollschafzucht in den Kolonien, einzelne Rückschläge, wie schlechte Regenzeiten, Seuchen usw. nicht ausbleiben werden, liegt auf der Hand. Aber von solchen Unglücksfällen sind auch die anderen Wolle produzierenden Länder nicht verschont geblieben. Bei der vorhin erwähnten Dürre in Australien gingen über 50 Millionen Schafe zugrunde. Heute ist der Bestand wieder auf der alten Höhe. Man darf sich nur durch solche Schläge nicht entmutigen lassen. Die Wollschafzucht wird für unsere Kolonien eine ständig sich mehrende Quelle des Wohlstandes bilden. Die Entwicklung Australiens, die fast ganz auf seiner Schafzucht basiert, ist ein Beispiel dafür, was aus einer Kolonie, die lange Jahrzehnte als völlig wertlos angesehen wurde, bei rationeller Ausnutzung werden kann.

---

# Ursprung und Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens der deutschen Schutzgebiete in der Südsee und in China.

Von Ober-Postsekretär **Fritz Lathe.**

In der vorjährigen Ausgabe des „Jahrbuchs“ ist eingehend erörtert worden, wo in den deutschen Kolonien Postanstalten bestehen, welche Schiffs- und Kabellinien diese mit dem Mutterlande verbinden und welche Taxen für Brief-, Paket- und Wertsendungen sowie für Telegramme im Verkehr zwischen Deutschland und seinen fernen Besitzungen in Geltung sind. Bei dem großen Einflusse, den das Post- und Telegraphenwesen der Schutzgebiete auf das Gedeihen von Handel und Wandel in diesen gehabt hat, werden auch folgende Angaben aus dessen Entwicklungsgeschichte von allgemeinem Interesse sein.

## Samoa.

Den ersten Anstoß zur Gründung deutscher Postanstalten an überseeischen Plätzen gab die Einrichtung der subventionierten Postdampfschiffsverbindungen nach Ostasien und Australien. Daß diese zustande kamen, ist hauptsächlich dem verstorbenen Staatssekretär Exzellenz v. Stephan zu danken. In einer umfangreichen Denkschrift machte er 1883 dem Reichskanzler den Vorschlag, derartige Linien zu schaffen, indem er mit weitschauendem Blicke darauf hinwies, welche belebende Wirkung sie für die Erschließung neuer Absatzgebiete, Stärkung des Deutschtums usw. haben würden. Zwei Jahre später erhielt der sorgsam ausgearbeitete Plan Gesetzeskraft, so daß mit dem Norddeutschen Lloyd ein entsprechender Vertrag abgeschlossen werden konnte. In ihm verpflichtete sich die Gesellschaft u. a., auf Ersuchen des Reichs-Postamts in den Orten des Auslandes, wo sie Agenturen unterhielt, Postdienstgeschäfte durch ihr Personal besorgen zu lassen. Natürlich kamen hierbei nur Länder in Betracht, denen ein geordnetes Postwesen fehlte.

Im September 1886 ging bereits der erste Reichs-Postdampfer von Bremerhaven nach Sydney ab. Dort fand er Anschluß an eine vom Norddeutschen Lloyd mit der Hauptlinie eingerichtete Zweigverbindung nach Samoa und den Tonga-Inseln.

Auf Samoa hatte schon im Jahre 1857 die Hamburgische Firma Godeffroy Handelsniederlassungen gegründet, die später auf die Südsee- und Plantagengesellschaft übergegangen waren. Nach und nach vergrößerte diese ihren Besitz; er betrug schließlich ungefähr zwei Fünftel der Ländereien auf der Insel Upolu. Außerdem hatte die Gesellschaft mehr als 40 Stationen angelegt, wo deutsche Angestellte von den Eingeborenen Kopra einhandelten. Diesen zahlreichen Beamten und den übrigen auf Samoa und den Tonga-Inseln ansässigen Deutschen bot sich zur Beförderung ihrer Briefschaften nach der Heimat nur Gelegenheit, wenn Segelschiffe die Anker lichteten, was selten und in unregelmäßigen Fristen der Fall war. Daß unter solchen

Umständen die von der Welt fast abgeschnittenen Kulturpioniere die Ankunft des ersten Reichs-Postdampfers mit Jubel begrüßten, liegt auf der Hand. Und wie mögen erst ihre Augen gestrahlt haben, als sie einige Tage später vor den Lloyd-Agenturen in Apia und Tongatabu [1]) einen blauen deutschen Briefkasten erblickten. Angesichts dieses so heimatlich anmutenden stummen Verkehrsdieners fühlten sie sich jedenfalls dem Vaterlande um Tausende von Kilometern nähergerückt.

Aber auch die Angehörigen der übrigen auf Samoa vertretenen Nationen wandten den Reichs-Postdampfern schnell ihre Gunst zu. Sie erkannten sofort, welche Vorteile diese schnellfahrenden Schiffe allein für die Fruchtausfuhr boten. Infolgedessen gingen mit der fünften Rückfahrt nach Sydney schon rund 3600 Sack Bananen ab, während die Zahl der Säcke bei der ersten Rückfahrt nur 214 betragen hatte.

Der Aufschwung des Handels brachte natürlich eine Vermehrung der Postsendungen mit sich. Soweit die Korrespondenz von den auf Samoa wohnenden Engländern und Amerikanern ausging, erfolgte ihre Einlieferung allerdings zum Teile bei der Munizipalpost in Apia, einer Anstalt, die 1882 von den Konsulen der verschiedenen fremden Mächte eingerichtet worden war. Allmählich erkannten die Yankees und die Söhne Albions jedoch, daß die deutsche Postagentur die Konkurrentin in bezug auf Sicherheit und Pünktlichkeit weit überragte; noch größer wurde ihr Zutrauen zu der Agentur, als deren Verwaltung im Juli 1887 von den Beamten des Norddeutschen Lloyds auf einen Angestellten des deutschen Konsulats überging und dadurch einen amtlicheren Anstrich erhielt.

In den Jahren 1888 und 1889 störten mehrere Aufstände der Samoaner die friedliche Entwicklung der Dinge. Bei einem von ihnen ging die Postagentur in Apia sogar in Flammen auf. Nach diesen Vorfällen entwickelte sie sich aber um so schneller, so daß es 1895 nötig wurde, ihre Leitung und damit die Aufsicht über das gesamte Postwesen auf Samoa einem Fachbeamten, dem inzwischen gestorbenen Ober-Postassistenten Banse aus Bruchdorf, Kr. Bleckede, zu übertragen. Kurz darauf verschied der König von Samoa, Malietoa Laupepa. Die dadurch verursachten Unruhen wirkten auch lähmend auf den Postbetrieb. Eine Periode ungestörten Aufschwungs trat erst ein, nachdem im November 1899 die Inseln Upolu und Savaii an Deutschland gefallen waren. Damit erreichte die Tätigkeit der Munizipalpost ihr Ende.

Nun konnte man den längst gehegten Gedanken verwirklichen, regelmäßige Botenpostverbindungen zwischen den erwähnten beiden Inseln herzustellen und so ihren sämtlichen Einwohnern die Teilnahme am Weltverkehre zu erleichtern. Auf einer längeren Reise, die über von Wolkenbrüchen seenartig angeschwollene Bäche und Flüsse und über den Meeresarm zwischen Upolu und Savaii führte, richtete der jetzige Vorsteher des Postamts in Apia, Ober-Postassistent Traube aus Nordheim, Kr. Bensheim, mehrere Posthilfsstellen ein, deren Geschäfte zuverlässige Weiße übernahmen. Polizeisoldaten beförderten fortan alle drei Wochen in sechstägigem Rundgange die Postbeutel zwischen Apia und den betreffenden Orten. Für die Überfahrt der Boten auf dem 18 Kilometer langen Wasserweg Upolu-Savaii wurde ein samoanischer Häuptling gewonnen. Bei Festsetzung der Bedingungen war ihm besonders darum zu tun, einen möglichst hochklingenden Titel zu erhalten. Geradezu entzückt schien er, als man ihm solchen durch die selbst

[1]) Die Postdampfschiffsagentur in Tongatabu mußte bald nach der Eröffnung ihre Tätigkeit einstellen, weil das Königreich Tonga ein eigenes Postwesen einrichtete.

für eine Visitenkarte größten Formats genügende Bezeichnung „Pule o le vaa o le meli“ (Herr des Postboots) gewährte. Der ganze Stamm nahm an der Freude seines Anführers über die klangvolle Auszeichnung teil; jubelnd umsprangen sie ihn mehrere Stunden auf dem Dorfplatze. In bezug auf Titelsucht konnten diese Insulaner wahrlich nicht sagen: „Wir Wilden sind doch bessere Menschen“.

Im Laufe der Jahre hat sich auf Samoa das Postwesen im steigenden Maße ausgedehnt. Apia erfreut sich sogar seit langem eines Orts-Fernsprechnetzes und einer öffentlichen Fernsprechstelle. Jetzt liegt die Beförderung der Postsachen zwischen Apia und den zahlreichen Hilfsstellen auf Upolu und Savaii in den Händen von Samoanern, die eine den Landessitten entsprechende Uniform — Hüftentuch, Jacke mit gelben Knöpfen, Mütze mit deutscher Kokarde — tragen. Ihrer Würde als Diener des großen Kaisers im fernen Deutschland wohl bewußt und wegen dieser von ihren Landsleuten sehr geachtet, ziehen sie mit den wasserdichten Felleisen stolz fürbaß. Außer ihnen werden auch die zwischen Upolu und Savaii fahrenden Schiffe für die Auswechselung der Posten benutzt.

Seit Ende März 1901 befindet sich das Postamt von Apia in einem besonderen schmucken Gebäude, das ungefähr hundert Meter vom Hafen entfernt ist. Zurzeit sind bei ihm neben dem Vorsteher ein einheimischer weißer Hilfsbeamter, ein aus Deutschland zur Beaufsichtigung und Instandhaltung der Fernsprechlinien berufener Unterbeamter und ein farbiger Hilfsleitungsaufseher tätig.

Der Norddeutsche Lloyd hat die Zweiglinie Sydney-Apia bereits im Jahre 1903 wieder eingehen lassen. An ihre Stelle sind andere Verbindungen zwischen Samoa und dem Weltverkehrsnetze getreten. Neuerdings nehmen die Posten zwischen Samoa und dem Mutterland ihren Weg über New York—San Francisco—Pago-Pago (Hafen auf der den Amerikanern gehörigen Insel Tutuila). Auf der Strecke San Francisco—Pago-Pago erfolgt die Beförderung durch Schiffe der Ocean Steamship Company.

## Deutsch-Neuguinea.

Versuche, in Neuguinea deutsche Niederlassungen zu gründen, wurden schon im Jahre 1880 gemacht. Sie führten aber erst zu greifbaren Ergebnissen, nachdem der bekannte Forscher Dr. Finsch vier Jahre später mit einer genauen Auskundung der Nordostküste von Neuguinea sowie der Küsten von Neu-Britannien und Neu-Irland und mit dem Erwerbe von Grundstücken in diesen Gebieten beauftragt worden war. Im August 1884 versprach der Deutsche Kaiser den Interessenten, von denen die Versuche ausgingen, und die sich später unter der Firma Neu-Guinea-Compagnie vereinigten, für das von ihnen beabsichtigte Kolonialunternehmen seinen Schutz. Das Unternehmen verfolgte den Zweck, im Westen der Südsee auf den nicht unter Oberhoheit einer fremden Macht stehenden Gebieten Handelsniederlassungen zu errichten, Ländereien zu erwerben und die zur Förderung des Handels und der wirtschaftlichen Nutzbarmachung des Grund und Bodens sowie zur Herstellung und Befestigung eines friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen und zu deren Zivilisierung dienlichen staatlichen Einrichtungen auf eigene Kosten zu treffen und zu unterhalten. Im Mai 1885 wurde der erwähnten Gesellschaft durch kaiserlichen Schutzbrief landesherrliche Befugnisse für die ihr gehörigen Gebiete gewährt. Es handelte sich dabei um einen Teil von Neuguinea, das heutige Kaiser-Wilhelms-Land, und um

zahlreiche vor diesem Küstenstriche liegende Eilande (Bismarck-Archipel, Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg usw.). Ende 1886 traten noch einige Inseln der Salomongruppe hinzu. Es mag hier gleich bemerkt werden, daß die Neu-Guinea-Compagnie später auf die Hoheitsrechte verzichtete und an ihrer Stelle Beamte der Reichsregierung die Verwaltung übernahmen.

Zur Zeit der Verleihung des Schutzbriefes entbehrte Deutsch-Neuguinea noch jeglicher regelmäßigen Postverbindung. Bald war jedoch das Fehlende geschaffen und zwar durch Dampfer, die von der Neu-Guinea-Compagnie zwischen Finschhafen und dem queensländischen Hafenplatze Cooktown in Verkehr gesetzt wurden. Da das Schutzgebiet noch kein Postwesen hatte, sammelte dessen Verwaltung die aufkommenden Briefe selbst und ließ sie in Cooktown einer vertrauenswürdigen Firma (James C. Bird) zur Weitersendung übergeben. Durch Vermittlung dieses Handelshauses erhielten die Bewohner des Schutzgebietes auch die für sie bestimmten Postsendungen. Schon nach kurzem ergab sich das Bedürfnis, hier Abhilfe zu schaffen. Im Jahre 1887 eröffnete daher die Reichs-Postverwaltung in den wichtigsten Hafenplätzen der Kolonie Postagenturen, deren Leitung Angestellte der Neu-Guinea-Compagnie übernahmen. Diese Besserung der Verhältnisse scheint gleich eine starke Zunahme der Lust zum Korrespondieren verursacht zu haben, denn allein in den ersten vier Monaten bearbeiteten die Postagenten nicht weniger als rund 6000 Briefe usw.

Fünf Jahre später hatte der Postbetrieb bereits eine derartige Ausdehnung erreicht, daß ein Postbeamter aus Deutschland nach Friedrich-Wilhelmshafen gesandt werden mußte, der aber infolge Erkrankung bald wieder in die Heimat zurückkehrte. Um jene Zeit richtete der Norddeutsche Lloyd eine achtwöchentliche Verbindung zwischen Singapore und Neuguinea ein. 1898 traten auf den Dampfern dieser Linie Seeposten in Tätigkeit, denen die für die Postorte des Schutzgebietes bestimmten Briefschaften in geschlossenen Beuteln und die nach den übrigen Anlageplätzen gerichteten Sendungen zur unmittelbaren Abgabe an die Empfänger lose zugeführt wurden. Die Seeposten bestehen noch. Nach wie vor besorgen ihre Geschäfte die Schiffs-Zahlmeister.

Jetzt stößt man in allen Orten der Kolonie, wo Weiße in größerer Zahl wohnen, auf ein Posthausschild. Fast durchweg sind die Postagenten Regierungsbeamte oder Missionsangehörige und daher wegen des Vertrauens das sie allgemein genießen, für diese Stellen besonders geeignet. Das Hauptpostamt, zu dessen Obliegenheiten die Leitung des gesamten Post- und Telegraphenwesens im Schutzgebiete gehört, befindet sich in Rabaul und wird seit März v. J. vom Postsekretär Weller aus Eichhorst, Kr. Gardelegen, verwaltet. Der Landessitte gemäß ist das Amt aus Holz hergestellt, macht aber trotzdem einen recht stattlichen Eindruck. Damit die weißen Ameisen, eine Plage der dortigen Gegend, nicht so leicht in Versuchung geraten, den Betrieb zu stören und dabei vielleicht „das Briefgeheimnis zu verletzen", hat man dem Gebäude eine zwei Meter hohe Unterlage von Zementblöcken und Pfosten gegeben. In der luftigen Höhe sind die Sendungen und Briefmarken vor den fleißigen Tierchen sicher, denn Kletterpartien sollen sie trotz aller Beweglichkeit nicht lieben. Das Postamt ist nicht weit von den Dampfer-Anlageplätzen entfernt. Eine vom Hafen ausgehende Feldbahn erleichtert die Beförderung der Postsäcke von und nach den Schiffen.

Zwischen den sämtlichen Postdienststellen des Schutzgebietes findet ein reger dienstlicher Verkehr statt. Hierzu werden außer den planmäßigen

Schiffsverbindungen alle sonst sich bietenden Gelegenheiten benutzt. Über Land sind keine Postbeförderungen nötig, weil die Orte mit Postanstalten sich auf dem Wasserwege erreichen lassen. Rabaul und Herbertshöhe besitzen Fernsprechnetze; außerdem sind diese beiden Orte durch Fernsprechleitung verbunden. Zwei aus Deutschland berufene Postunterbeamte halten diese Einrichtungen in Ordnung. Zu sonstigen einfacheren Arbeiten ziehen die Postanstalten Eingeborene heran.

Daß der jetzige Staatssekretär des Reichs-Postamts, Exzellenz Kraetke, vor einigen Jahrzehnten in Neuguinea als Landeshauptmann tätig war, dürfte allgemein bekannt sein.

## Marshall-Inseln.

Bei der von der deutschen und englischen Regierung im April 1886 bewirkten Abgrenzung der gegenseitigen Machtbereiche in der Südsee fielen u. a. auch die Marshall-Inseln an Deutschland. Nachdem ein kaiserlicher Kommissar die Verwaltung übernommen hatte, richtete das Reichs-Postamt anfangs 1889 in Jaluit, dem Sitze des Kommissars, eine Postagentur ein, die sich mit echt preußischer Bescheidenheit im Wohnzimmer ihres Leiters, des Kommissariatssekretärs, niederließ. Sobald als möglich wurde nun auf den vielen von Weißen bewohnten Eilanden der Einzug der deutschen Reichspost bekannt gemacht.

Anfangs bot sich dem Postagenten in Jaluit höchst selten Gelegenheit zur Absendung der Briefschaften nach der Außenwelt. Es standen ihm hierzu nur die in unregelmäßigen Fristen nach San Francisco, Honolulu, Aukland oder Sydney fahrenden Segler zur Verfügung. Damit diese die Anker nicht lichteten, ohne Post an Bord genommen zu haben, legte der Regierungsvertreter den Kapitänen die Verpflichtung auf, 24 Stunden vor ihrer Abreise der Postagentur das Ziel ihrer Reise zu melden. Außerdem mußten sie auf allen Marshall-Inseln, die sie berührten, Briefe entgegennehmen und abliefern. Um ihnen dies zu erleichtern, wurden im Jahre 1903 auf 12 der Eilande geeignete Personen mit der Sammlung der abzuschickenden und Aushändigung der ankommenden Sendungen betraut.

Der Vorteil dieser Maßnahme lag für die Schiffsführer darin, daß sie die Absender und Empfänger der Sendungen nicht mehr einzeln abzufertigen brauchten. Hierdurch war auch den Insulanern die Möglichkeit genommen, unter dem Vorwande, sie erwarteten Briefe, an Bord zu steigen und dort neugierig umherzulungern.

Anfang 1905 gründete die Jaluit-Gesellschaft gegen entsprechende Subvention eine regelmäßige Verbindung zwischen Jaluit und Ponape (östliche Karolinen), und zwar durch Segelschuner. Dies bedeutete für das Schutzgebiet eine wesentliche Verbesserung der Verkehrsverhältnisse. Leider traf der Schuner bei schlechtem Wetter oder bei Windstillen oft erst nach Abfahrt der spanischen Anschlußschiffe der Linie Ponape—Manila—Singapore in Ponape ein und dann lagerten die Postbeutel für Europa usw. dort monatelang. Zu bedauern waren in solchen Fällen insbesondere die mitgekommenen Reisenden, weil das Örtchen weder Hotels noch Herbergen besaß. Sie konnten daher ihrem Schöpfer danken, wenn sie während ihres unfreiwilligen Aufenthaltes überhaupt unter Dach kamen.

Als 1898 der Krieg zwischen Amerika und Spanien ausbrach und Manila blockiert wurde, mußte der Jaluit-Postschuner statt in Ponape in Sydney Anschluß an die großen Verkehrsadern suchen. Seitdem haben die Schiffs-

10*



verbindungen der Kolonie manche Wandlungen erfahren. Zurzeit nehmen die Posten von und nach dort ihren Weg über Hongkong und Sydney und diejenigen von und nach Nauru über Sydney und Melbourne.

Auf Nauru, einer herrlichen Insel des Schutzgebietes, besteht eine Postagentur seit 1908. Sie wurde eröffnet, nachdem ein großzügiges Phosphatunternehmen diesen fernen Erdenwinkel seiner Einsamkeit entrissen und dort vor den erstaunten Augen der Eingeborenen die neuesten Erungenschaften der Technik — Hafeneinrichtungen, Landungsbrücken, Schmalspur- und Drahtseilbahnen — hervorgezaubert hatte. In einem Abschlage der Waffenkammer waltet der Polizeimeister von Nauru friedlich seines Postagentenamtes.

Die Postagentur in Jaluit wird vom Hafenmeister verwaltet. Sie erfreut sich schon jahrelang eines besonderen Heims, vor dem das Postwappen recht dauerhaft angebracht ist, um es vor Angriffen der Stürme zu schützen. Von Zeit zu Zeit brausen nämlich über die Marshall-Inseln Orkane von gewaltiger Stärke hinweg. So wurde z. B. am 30. Juni 1905 das Jaluiter Postgebäude durch eine mächtige Flutwelle von den steinernen Pfeilern, auf denen es ruhte, herabgewaschen und um mehrere Fuß aus seiner Lage verschoben. Zwei in der Nähe befindliche kräftige Bäume retteten es glücklicherweise vor gänzlichem Wegschwimmen. Daß der brave Postvorsteher über diese plötzliche „Versetzung“ nicht wenig erschrak, wer möchte es ihm verargen. Seine Überraschung war um so größer, als ihm die Welle auch blitzschnell das ganze Dach über dem Kopfe wegriß und es mit unheimlichem Getöse in den Ozean warf.

## Karolinen, Palau-Inseln, Marianen.

Nach Beendigung des Krieges mit Nordamerika, durch den Spanien so ziemlich seine gesamten Kolonien verlor, gingen am 30. Juni 1899 die vorbezeichneten Inseln, die 15 Jahre früher fast die Ursache eines deutsch-spanischen Streites geworden wären, auf friedlichem Wege für einen Kaufpreis von 25 000 000 Pesetas in Deutschlands Besitz über.

Sobald das Reichs-Postamt nach der Abtretung erfuhr, daß in Ponape, Yap und Saipan (Marianen) deutsche Regierungsbehörden in Tätigkeit traten, ließ es durch deren Beamte in den erwähnten Orten Postagenturen eröffnen. Bis dahin hatte das Schutzgebiet sechsmal im Jahre über Ponape die bereits erwähnte Verbindung nach Manila—Singapore gehabt, die aber mit dem Abzuge der spanischen Besatzung aus Ponape verloren gegangen war. Nun mußten daher andere Beförderungsgelegenheiten geschaffen werden. Saipan bekam Anschluß an das Weltverkehrsnetz über Yokohama mittels japanischer und englischer Schuner, die allerdings nur alle 3—4 Monate fuhren. Zwischendurch standen aber Segler der Jaluit-Gesellschaft zur Verfügung, die auch Ponape und Yap anliefen. Im Juni 1900 wurde dann von dem Norddeutschen Lloyd eine subventionierte Zweiglinie Hongkong—Saipan—Ponape—Neuguinea—Brisbane—Sydney eingerichtet. Die westlichen Karolinen mit Yap waren allerdings nach wie vor auf gelegentliche Verbindungen nach Ponape angewiesen, ein Mißstand, der bereits einige Monate später beseitigt werden konnte. Das Reichs-Postamt verpflichtete nämlich die Jaluit-Gesellschaft, gegen eine entsprechende Subvention eine zwölfwöchentliche Dampferverbindung von Sydney über Jaluit, Kussaie, Ponape, Yap nach Palau herzustellen.

Abgesehen von den erwähnten Schiffslinien, die übrigens im Laufe der Jahre umgestaltet wurden, benutzte die Reichs-Postverwaltung jede

sich sonst bietende Gelegenheit zur Beförderung der Posten nach dem Schutzgebiete. Man erwog sogar den Gedanken, den von San Francisco ausgehenden Walfischfängern, die sich manchmal in Ponape und Saipan von den anstrengenden Zügen durch die Südsee erholten, Postbeutel dorthin mitzugeben. Diese Nimrode regeln den Lauf ihrer Schiffe aber nicht nach festen Fahrplänen, sondern nach den Launen ihres Wildes. Es war somit zu befürchten, daß, wenn die Wale die Gegend der weltentlegenen deutschen Inseln mieden, ihre Jäger dem Beispiele folgen und die ihnen anvertrauten Säcke mit Briefschaften vielleicht nach vielen Monaten wieder nach San Francisco zurückbringen würden. Der Gedanke kam daher nicht zur Ausführung. Die Riesenfische des Stillen Ozeans werden also voraussichtlich niemals störend in die Speichen des Weltverkehrsrades schwimmen.

Die stetige Zunahme des Postbetriebes hat allmählich eine Vermehrung der Postagenturen nötig gemacht. Seit Januar 1905 befindet sich in Yap eine Station der Deutsch-Niederländischen Telegraphen-Gesellschaft. Von den deutschen Postorten der Südsee genießt dieser Hafenplatz allein den Vorzug, dem Welttelegraphennetz angeschlossen zu sein. Außerdem sind 1909 in Yap und Angaur (Palau-Inseln) von der Deutschen Südsee-Phosphat-Aktiengesellschaft Funkentelegraphen-Stationen eingerichtet worden, die auch dem öffentlichen Verkehre dienen.

## Kiautschou.

Als am 5. Januar 1898 der deutsche Reichsanzeiger die Nachricht brachte, daß China bereit sei, die Kiautschou-Bucht nebst den die Einfahrt begrenzenden Landzungen und den in und vor dieser Bucht liegenden Inseln für einen Zeitraum von 99 Jahren an Deutschland zu verpachten, schwammen die zur Einrichtung einer Postanstalt in dem Pachtgebiet erforderlichen Gegenstände schon auf hoher See. In Voraussehung der Ereignisse waren sie einige Wochen vorher von dem Reichs-Postamte mit den Truppentransportdampfern „Darmstadt" und „Crefeld" abgesandt worden. Am 26. Januar, d. h. kurz nach Besetzung Kiautschous durch das Landungsdetachement des deutschen Kreuzergeschwaders, trat bereits in Tsintanfort eine Marine-Feldpostanstalt in Tätigkeit, und zwar im sogenannten Mandarinensaale des Yamen, der anfangs auch als Lagerstätte für das Personal diente. Die Leitung der Anstalt übernahm vorübergehend der jetzige Ober-Postsekretär Pape in Berlin, der beim Postamt in Schanghai stationiert war. Schnell wurden nun Postverbindungen mit den Orten Kiautschou und Tsimo, wo gleichfalls deutsche Truppenteile lagen, eingerichtet. Mit einer Mischung von Neugierde und Unbehagen sahen bald darauf die um Tsintanfort wohnenden Chinesen, daß deutsche Postbeamte mit Hilfe zahlreicher Kulis in die fast grundlosen Wege nach Tsimo hohe Stangen setzten und an ihnen einen Draht besfetigten. Als dieser dann geheimnisvoll zu summen begann, wuchs ihr Erstaunen ins Ungemessene. Es dauerte einige Wochen, bevor die braven Zopfträger die Scheu vor dieser „singenden" Telegraphenleitung verloren.

Inzwischen entwickelte sich in der Feldpostanstalt in Tsintanfort ein reger Verkehr. Am 5. Mai 1898, also kurz nach ihrer Einrichtung, wurde sie durch einen längeren Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen ausgezeichnet. Der hohe Gast erkundigte sich bei dem Vorsteher eingehend über das in postalischer Beziehung im Schutzgebiete bereits Geschaffene und verabschiedete sich zum Schlusse in liebenswürdigster Weise. Im folgenden Jahre wiederholte er den Besuch; diesmal war er in Begleitung seiner

Gemahlin, die sich bei dieser Gelegenheit mit großem Interesse den Postbetrieb erklären ließ.

Vom Jahre 1899 ab hieß der Sitz der Postanstalt nicht mehr Tsintanfort, sondern Tsingtau, und einige Monate nach dieser Änderung erhielt die Postanstalt mit Rücksicht auf ihre wachsende Bedeutung die Bezeichnung Postamt. Ihr Personal bestand damals außer dem Vorsteher, dem jetzigen Ober-Postinspektor Henniger in Bremen, aus zwei deutschen Beamten und fünf chinesischen Unterbeamten.

Von vornherein wurden die Postbeutel von und nach Deutschland über Schanghai geleitet. Zu ihrer Beförderung dienten anfangs auf der Strecke Tsingtau-Schanghai vom Chef des deutschen Kreuzergeschwaders gecharterte Dampfer. Im April 1898 übernahm dann die Reederei Jebsen die Verpflichtung, eine 14tägige Verbindung zwischen den beiden Orten zu schaffen, die sie vier Monate später zu einer achttägigen umwandelte. Seit März 1901 besorgen Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie die Postbeförderung auf der erwähnten Linie. Die Beutel mit Postkarten und mit Sendungen, die nach der Brieftaxe frankiert sind, nehmen jetzt in der Richtung von und nach Deutschland ihren Weg durch Sibirien — Beförderungsdauer Berlin—Tsingtau 15—18 Tage —, die übrigen Sendungen dagegen im allgemeinen durch den Suezkanal — Beförderungsdauer ungefähr 35 Tage.

Als die deutsche Post in Kiautschou Fuß faßte, sah es mit den Verkehrsverhältnissen in dessen Hinterland recht traurig aus. Eigentliche Wege gab es nicht, sondern nur einige jeder Pflege entbehrende Pfade, deren Benutzung für Menschen und Tiere gleich qualvoll war. Nach jedem Regenfalle stockte das ganze Beförderungswesen und während der Regenmonate hörte es überhaupt auf. Posteinrichtungen waren auch nicht vorhanden. Trotz ihres großen natürlichen Reichtums herrschte daher in der Provinz Schantung eine beispiellose Armut. Diese Verhältnisse besserten sich wesentlich, nachdem die deutsche Postanstalt in Tsingtau ihre Wirksamkeit begonnen hatte. Nun richtete nämlich die chinesische Regierung im Hinterlande mehrere Postagenturen ein, gleichzeitig einen Botendienst zwischen diesen und dem chinesischen Postamt in Tsingtau, Maßnahmen, die jedenfalls dem Bestreben entsprangen, einer Überziehung der Provinz Schantung mit deutschen Posteinrichtungen zuvorzukommen. Viel Umstände machte man allerdings nicht bei diesen Agenturen. Meistens wurden sie in Häusern von derselben Unansehnlichkeit wie gewöhnliche chinesische Wohnungen untergebracht. Munter pfiff in der Regel der Wind durch die mit Papier beklebten Fenster und suchte dem schlitzäugigen Postagenten beim Verteilen der Briefe zu helfen, wobei er, nach der Schilderung eines Augenzeugen, oft große Verwirrung anrichtete. Recht behende waren die chinesischen Fußboten. An einer Stange den Briefsack tragend, legten sie täglich durchschnittlich 50—60 Kilometer zurück, bei den schlechten Straßen eine achtungswerte Leistung.

Das chinesische Postamt in Tsingtau durfte sich nur mit den durch das Pachtgebiet gehenden Sendungen aus und nach dem Hinterlande befassen, während der Annahme- und Ausgabedienst Sache der deutschen Postanstalten war. Die wiederholten Versuche der bezopften Postleute, diese Abmachungen zu durchbrechen, scheiterten an der Wachsamkeit ihrer deutschen Kameraden.

Am 14. Juni 1899 wurde in Berlin von einer Vereinigung deutscher Bankinstitute, angesehener deutscher Chinafirmen usw. die Schantung-Eisen-

bahngesellschaft gegründet. Zweck des Unternehmens war die Herstellung einer Eisenbahn von Tsingtau über Weihsien nach Tsinanfu — 395 km — mit einer Zweiglinie von Tschangtien nach dem Kohlengebiet von Poschan — 39 km. Wenige Wochen später begannen schon die Bauarbeiten, und zwar gleichzeitig in Tsingtau und Kiautschou (Stadt); den ersten Spatenstich tat Prinz Heinrich von Preußen. Dank der tatkräftigen Förderung des Werkes von allen beteiligten Kreisen konnte bereits am 8. April 1901 die Teilstrecke Tsingtau—Kiautschou dem Betrieb übergeben werden. Erstaunt musterten am Eröffnungstage die dem Bahnkörper entlang stehenden Chinesen den nagelneuen prächtigen Zug, insbesondere aber den die Spitze bildenden funkensprühenden Feuerwagen. Als dieser dann anzog und ihnen näher kam, rissen sie schreckensbleich vor dem schnaubenden Ungeheuer aus. Selbst die mit ihren vorsintflutlichen Karren gerade vorbeifahrenden Maulesel liefen entsetzt davon. Lächelnd sah der chinesische Unterbeamte des deutschen Postamts in Tsingtau, der die am Schlusse des Zuges befindliche Bahnpost begleitete, seinen fliehenden bezopften und langohrigen Stammesgenossen nach. Er dünkte sich infolge täglicher Beschäftigung mit den so wunderbaren Telegraphen- und Fernsprechapparaten des Postamtes über solche Kindereien erhaben.

Im Juni 1904 war die Eisenbahnlinie bis Tsinanfu betriebsfähig. Nun stieg der Verkehr in der deutschen Bahnpost, die auch bis Tsinanfu durchgeführt wurde, gewaltig; an allen Haltestellen erhielt sie Briefe usw. in großen Mengen. Der chinesischen Regierung scheint die Ausdehnung des deutschen Postdienstes auf das Hinterland nach und nach unangenehm geworden zu sein, denn sie trat schließlich mit dem Wunsche hervor, auch selbst eine Bahnpost auf der Schantungbahn einzurichten. Seit dem 1. Januar 1907 ist daher eine solche gleichfalls auf der Strecke tätig, und seit 1910 nimmt die deutsche Bahnpost außerhalb des Pachtgebietes nur noch an gewissen Orten Sendungen entgegen.

Im Laufe der Jahre hat der Post- und Telegraphenbetrieb in Kiautschou fortgesetzt zugenommen. Er wird von mehreren Postanstalten, die zum Teil durch Telegraphenlinien verbunden sind, bewältigt. Der größte Teil der Arbeit entfällt auf das Postamt in Tsingtau, das jetzt in einem stattlichen Gebäude untergebracht ist. Durch ein engmaschiges Fernsprechnetz erleichtert es die geschäftlichen und privaten Beziehungen der Tsingtauer. Im Gegensatze zu den Postanstalten in den deutschen Gebieten der Südsee, bei denen sämtliche Sendungen abgeholt werden müssen, besteht beim Postamt in Tsingtau auch ein Bestelldienst, den chinesische Briefträger versehen. Mit dem internationalen Telegraphennetz ist das Amt durch die Kabel Tsingtau—Schanghai und Tsingtau—Tschifu verbunden. Zurzeit sind bei ihm außer dem Vorsteher, Postdirektor Philipp, 8 deutsche Beamte, 2 deutsche Unterbeamte, 16 chinesische Hilfs- und 22 chinesische Unterbeamte tätig.

Die vorstehenden Ausführungen lassen erkennen, mit welcher Sorgfalt die Reichs-Postverwaltung von jeher bemüht gewesen ist, die Entwicklung des Verkehrs in den Schutzgebieten zu fördern. Welchen Erfolg diese Bestrebungen bis zum Jahre 1910 gehabt haben, ergibt sich, soweit die Kolonien in der Südsee [1]) und in China in Betracht kommen, aus der nachstehenden Gegenüberstellung.

---

[1]) Die Schilderung der Entwicklung des Post- und Telegraphenwesens der deutschen Kolonien in Afrika ist einem späteren Artikel vorbehalten.



| Es wurden bearbeitet bei den deutschen Postanstalten [1]) auf | im Jahre | gewöhnliche und eingeschriebene Briefsendungen | Postanweisungen | Wertbriefe | Pakete | Zeitungsnummern | Telegramme | vermittelt Fernsprech-Verbindungen | Bemerkungen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Samoa . . . | 1902 | 103 300 | 2 189 | — | 672 | 26 009 | — | — | [1]) Der Telegraphen- und Fernsprechbetrieb ist, wo er besteht, mit dem Postbetrieb vereinigt. |
| | 1910 | 222 130 | 3 950 | — | 1 680 | 29 500 | — | 106 710 | |
| Steigerung . . | | 118 830 | 1 761 | — | 1 008 | 3 491 | — | 106 710 | |
| Deutsch-Neu-guinea, Karolinen, Palau-Inseln, Marianen-, Marshall-Inseln . | 1902 | 90 300 | 522 | — | 674 | 15 532 | — | — | |
| | 1910 | 294 840 | 9 520 | 60 | 5 180 | 154 120 | 1000 | 43 230 | |
| Steigerung . . | | 204 540 | 8 998 | 60 | 4 506 | 138 588 | 1000 | 43 230 | |
| Kiautschou . | 1902 | 1 719 300 | 4 373 | 499 | 8 834 | 133 566 | 15 435 | [2]) — | [2]) Angaben fehlen. |
| | 1910 | 1 916 850 | 17 830 | 740 | 20 716 | 397 930 | 60 340 | 473 080 | |
| Steigerung . . | | 197 550 | 13 457 | 241 | 11 876 | 264 364 | 44 905 | — | |

Die Dienststunden der Postanstalten in unseren überseeischen Besitzungen richten sich nach den örtlichen Verhältnissen. Nachts liegen die Ämter in der Regel in tiefer Ruhe. Wird aber vom Hafen das Eintreffen eines Dampfers mit Europapost gemeldet, so flammen in ihnen plötzlich die Lichter auf; Gestalten bewegen sich hinter den verhängten Fenstern hin und her, die hurtig alles zur großen „Briefschlacht" vorbereiten. Sobald dann die umfangreichen Postsäcke anlangen, beginnt ein rastloses Treiben. Keiner von dem Personale denkt an Essen oder Trinken. Alle sind von dem einen Gedanken beseelt, das Verteilen der zahllosen gewöhnlichen und Buchen der eingeschriebenen Briefschaften, Postanweisungen usw. möglichst schnell zu bewirken. Wenn morgens sich die Schalter öffnen, kann daher das Publikum dank dieses Eifers darauf zählen, in seinen Abholungsfächern schon die Sendungen zu finden, die erst wenige Stunden vorher, mit Tausenden anderen vermischt, ihre lange Reise über das Weltmeer oder quer durch Sibirien beendeten.

# Die Verwaltung der Kolonien im Jahre 1912.

Von Professor **Dr. jur. Max Fleischmann,** Königsberg i. Pr.

Inhalt.



Die Jahrhundertrückschau, in die wir mit dem Jahre 1912 auf dem Boden der deutschen Heimat eingetreten sind, kann den Kolonialpolitiker in dem Bereiche seiner Interessen zwar unmittelbar noch nicht berühren. Aber geschichtlicher Sinn vermag doch auch in jene Zeiten der wiederaufsteigenden Morgenröte schon koloniale Erinnerungen hineinzuweben. Manche der Männer, deren Bild uns aus jenen Tagen vor der Seele steht, entbehren durchaus nicht kolonialer Beziehung. Da ist Nettelbeck, der schon bei König Friedrich Wilhelm II. das Augenmerk auf den Erwerb von Surinam zu lenken suchte. Da der Mann, der durch den Entschluß schwerster Verantwortlichkeit der politischen Entwicklung der Dinge die entscheidende Wendung gab, General von York: Seine ersten rühmlichen Taten liegen geradezu auf kolonialem Boden — Ostindiens, als ihn in jungen Jahren ein hartes Schicksal in holländische Dienste getrieben hat. Im machtzersplitterten alten Deutschland mußte dies Schaffen auf fremder Erde ja die Art des Kolonisierens bleiben, noch lange hinaus. In einer Denkschrift, die im April des Jahres 1814 auf Veranlassung von Hardenberg der schlesische Militärgouverneur v. Gaudy und der Zivilgouverneur Merkel über die Grundlinien einer mit dem Friedensschlusse einsetzenden Handelspolitik einreichten, wird allerdings schon — unter Hinweis auf das unvergessene Vorgehen des großen Kurfürsten — der Erwerb eines Stapelplatzes in Westindien von Portugal oder Spanien angeregt [1]). Ja, im Jahre 1815, bei den Friedensverhandlungen gewann der nicht unverständliche Plan festere Gestalt, französische Kolonien zu erwerben; dem trat Gneisenau entgegen — nicht, als ob er den Besitz von Kolonien als Machtzuwachs verschmäht hätte; nein, weil er meinte, zuerst müsse man zur See etwas gelten..... bittere Mahnung, vernünftig kühle Erwägung.

[1]) Vgl. Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Altertum Schlesiens 33 (1899) S. 193: Linke, Schlesiens Wünsche bei den Friedensverhandlungen 1814.

Erster Abschnitt.

## Unser Kolonialbestand.

Der Jahrgang 1911/12 ist tüchtig ausgeschritten, um das, was bei der Verteilung der Welt versäumt war, im letzten Zuge noch einigermaßen einzuholen. Der Zuwachs, den uns der Vertrag mit Frankreich vom 4. November 1911, des Marokkoschauspiels wohl letzter Akt, für Kamerun gebracht hatte, muß unter Dach und Fach gezogen werden[1]). Dazu bedurfte es noch ausführlicher und von mancher Schwierigkeit bedrohter diplomatischer Verhandlung, auf dem neutralen Boden der Schweiz gepflogen, die wir endlich, unter dem 28. September 1912 als Erklärung der deutschen und französischen Regierung zur Ausführung des Abkommens vom 4. November 1911 vor uns sehen (Kolonialblatt S. 890—924). Eigentlich ist es ein Bündel von neuen Verträgen, schon äußerlich wenigstens drei: über die Grenzvermessung — wegen der Übergabe der auszutauschenden Gebiete — über das Konzessionswesen.

Seit dem 12. März 1912, d. i. dem Tage, an dem die Ratifikationen des Vertrages vom 4. November 1911 ausgetauscht worden sind, ist jede der beiden Vertragsmächte Souverän über die ihr abgetretenen Gebiete; jedoch verbleibt die vorläufige Ausübung der Hoheitsrechte der besitzenden Macht bis zur Übergabe der einzelnen Gebiete (II. Vereinbarung, Art. 12). Über die Flußläufe des Kongo und des Ubangi bleibt die Einigung ausgesetzt.

Für die Grenzvermessung sind sorgsame Anhaltspunkte den Grenzexpeditionen durch das neue Abkommen gegeben, die auch technisch alle Hilfsmittel der neueren Zeit, wie die drahtlose Telegraphie, verwenden. Die Kosten werden deshalb nicht gering sein können; bisher sind zwei Raten in den Etat eingestellt: 789 300 und 504 200 Mk. Von sachlich bedeutsameren Bestimmungen über die Grenzführung mögen folgende hier einen Platz finden. Die Grenze soll am Ostufer der Mondabai von einem Punkte ausgehen, der 8 km südlich des Breitengrades des Cap Akanda liegt (Art. 9). Die Führung der Grenze an der Südostecke von Spanisch-Guinea darf keine Unterbrechung des deutschen Gebietes herbeiführen. Deutschland wird daher an der Südostecke von Spanisch-Guinea, ohne daß es eine Kompensation leistet, ein Gebietsstreifen sichergestellt, der unter Berücksichtigung der Bodengestaltung für den Bau einer Straße und einer Eisenbahn hinreicht. Der Spielraum von 6—12 km, der den Grenzkommissaren gelassen ist, um Frankreich einen Zugang zum Ssanga südlich von Ouesso, Deutschland einen Zugang zum Kongo an der Mündung des Likuala-Mossaka, sowie zum Ubangi an der Mündung des Lobaje zu gewähren, soll in dem Sinne angewandt werden, daß die interessierte Macht das Fahrwasser der Ströme unter den günstigsten Bedingungen ausnützen kann. Wenn jedoch die schroffe Durchführung dieses Grundsatzes auf eine schwere Behinderung der Schiffahrt der anderen Macht hinauslaufen würde, so sollen die Kommissare bemüht sein, eine derartige Wirkung tunlichst zu vermeiden und die ihnen zweckmäßig erscheinenden Abhilfen angeben; in keinem Falle darf jedoch die längere Uferstrecke kleiner als 6 und größer als 12 km sein. Die hiermit gegebene Richtschnur ist in dem weiten Raume, den sie dem billigen Ermessen der Grenzkommission läßt, durchaus verständig. Es

---

[1]) Vgl. Karl Ritter, Neu-Kamerun (Veröffentlich. d. Reichskolonialamts IV) 1912.

kommt eben darauf an, mit welchem Geschicke die Kommission sich innerhalb des Spielraums bewegen wird.

Die langwierige Festlegung der Grenze darf natürlich den Austausch der Gebiete nicht aufhalten: eine Berichtigung der für die Übergabe nur vorläufig bezeichneten Grenzen auf Grund der Grenzvermessung bleibt vorbehalten. So ist die Übergabe der einzelnen Gebiete von Französisch-Äquatorial-Afrika in vier Etappen vorgesehen: etwa 2/3 des neuen Gebietes am 1. Oktober 1912, etwa 1/6 am 1. Februar, etwa je 1/12 am 1. April und am 1. Juni 1913. Deutschland hat an Frankreich am 1. Oktober 1912 das zwischen dem Schari und dem Flusse Ba-Ili (Limnia) gelegene und im Norden durch den Breitengrad von Mandjafa begrenzte Gebiet zu übergeben, mit Einschluß des Postens von Mogrum; den Rest des abgetretenen Gebietes soll Frankreich am 1. Juni 1913 erhalten [1]. Mit dem Austausche der Gebiete wechseln auch die Eingeborenen, die aus diesen Gebieten stammen und am Tage der endgültigen Besitzergreifung dort ihren Wohnsitz haben, die Staatsangehörigkeit. Es steht ihnen jedoch innerhalb eines Jahres seit der Besitzergreifung frei, wenn sie in das Gebiet des anderen Teiles wieder übersiedeln, in ihr früheres staatsrechtliches Verhältnis zurückzutreten. Dagegen bleiben die europäischen Insassen, sowie diejenigen Eingeborenen, die nicht aus den Austauschgebieten stammen, durch die Herrschaftsänderung unberührt [2].

Daß es mit den diplomatischen Verhandlungen allein nicht getan ist, zeigen ja die Verhandlungen selbst mit den Aufgaben, die sie der Verwaltung weisen. Deren Aufgaben gehen aber weiter. Es erwächst die Notwendigkeit, das Neuland auch verwaltungstechnisch und verwaltungsrechtlich dem Stammlande anzugliedern. Über die Organisierung der Behörden für das Neuland ist im zweiten Abschnitte das Nähere zu sagen. Was die Unterstellung unter das deutsche Recht anlangt, so ist vorsichtiges Ausschreiten geboten, will man nicht die kulturellen und organisatorischen Unterschiede zwischen Alt-Kamerun und Neu-Kamerun auf dem Papiere verwischen, die sich durch dieses Mittel allein im Leben nicht zurückdrängen lassen. Deshalb sind zwar schon die kaiserlichen Verordnungen sowie die Anordnungen des Reichskanzlers und des Reichskolonialamts für jedes erworbene Gebiet mit dem Zeitpunkte seiner Übergabe in Kraft gesetzt worden. Für die eigentlich territorialen Anordnungen, die der Gouverneur von Kamerun erlassen hat, ist dem Gouverneur aber die Bestimmung des Zeitpunktes ihrer Geltung für Neu-Kamerun vorbehalten geblieben. Nach und nach, wie das Bedürfnis es erheischt, wird von dem Vorbehalte Gebrauch gemacht. Als erste Anordnung finde ich die Maßnahmen gegen den Handel mit geistigen Getränken auch in Neu-Kamerun eingeführt (Verordnung vom 5. November 1912 im Kolonialblatt 1913, S. 89).

Das Abkommen über die Konzessionsgesellschaften endlich hat seinen Schwerpunkt in dem nationalen Rechte. Wir wollen uns deshalb erst in dem Abschnitte über die koloniale Wirtschaft mit ihm befassen.

Die Grenze zwischen Togo und den französischen Besitzungen in Dahomey und im Sudan ist durch den Vertrag vom 28. September durch Punkte festgelegt, deren Vermarkung nachfolgen soll (Kolonialblatt S. 977). Überall, wo ein Wasserlauf die Grenze bildet, soll sein Talweg die Grenze sein. Wenn jedoch ein eigentlicher Talweg nicht zu erkennen ist, sowie bei Stromschnellen, soll die Mitte des Bettes die Grenze bilden. Beide Ufer-

[1]) Das Genauere ergibt die dem Nachtragsetat für 1912 beigefügte Karte.
[2]) Übereinkunft vom 2. Februar 1912 (Kol.Bl. S. 924).



staaten sollen freie Schiffahrt auf dem Mono genießen. Grundsätzlich gesteht die französische Regierung gegen Erleichterungen für die Verproviantierung von Ague die Freiheit der Schiffahrt auf der Lagune zu. Hiermit dürften die Schwierigkeiten beseitigt sein, zu denen die Auslegung des Vertrages vom 23. Juli 1897 Anlaß gab[1]).

Die Grenze zwischen Ostafrika und Belgisch-Kongo ist nach Maßgabe des Staatsvertrages vom 11. August 1910 in einem Protokoll der Vermessungskommission vom 25. Juni 1911 festgelegt worden; es hat durch Notenwechsel vom 7. Juni 1912 die Ratifikation erhalten (Kolonialblatt S. 645). Der Streitfall mit Belgien ist hiernach erledigt. An die deutsch-belgische Grenzvermarkung schließt sich nunmehr die Vermarkung der deutsch-englischen Grenze, die auf dem Gipfel des Sabinjovulkans beginnt und sich nach Osten und Nordost bis zum Kageraflusse hinzieht (Kolonialblatt S. 1041).

Bei Gebietszuwachs und Grenzberichtigung ist es aber nicht geblieben. Das Jahr hat uns auch eine grundsätzliche Regelung gebracht, wie sie schon im vorigen Berichte angedeutet worden ist und die der Pessimist als das Zeichen des Abschlusses kolonialer Erwerbungen deuten könnte. Das Reichsgesetz vom 16. Juli 1912 gibt dem § 1 des Schutzgebietsgesetzes folgenden Zusatz:

„Zum Erwerb und zur Abtretung eines Schutzgebietes oder von Teilen eines solchen bedarf es eines Reichsgesetzes. Diese Vorschrift findet auf Grenzberichtigungen keine Anwendung."

Mit Grenzberichtigungen wird aber in der Regel Landerwerb oder Landabtretung verbunden sein und man wird einen Landaustausch bloß deshalb, weil eine Grenzberichtigung zu ihm den Anlaß gegeben hat, nicht unter allen Umständen als von der Gesetzesform befreit erklären können. Vielmehr werden unter Grenzberichtigungen nur verhältnismäßig kleine Gebietsverschiebungen zu verstehen sein, wobei die Masse natürlich nicht den heimischen engeren, sondern den weiteren kolonialen Verhältnissen angepaßt werden müssen[2]).

Zweiter Abschnitt.

## Kolonie und Heimat.

Wieder haben sich die Bindemittel gemehrt, soweit sie dazu dienen, die Entfernungen durch das Weltmeer zu überbrücken. Togo und Kamerun haben eine deutsche Kabelverbindung mit dem Mutterlande und untereinander erhalten, seitdem das Kabel Emden—Tenariffa—Monrovia der deutsch-südamerikanischen Telegraphengesellschaft durch ein Kabel nach Lome und Duala fortgesetzt worden ist (in Betrieb seit 19. Januar 1913, Kolonialblatt S. 172). In Duala ist seit dem 5. März 1912 bereits eine Küstenstation für Funkentelegraphie eröffnet, mit einer Reichweite bis auf 3000 km, d. h. unter günstigen Verhältnissen bis nach Swakopmund (Kolonialblatt S. 321, 411). Am 3. Juni schon wurde in Lüderitzbucht eine Funkenstation errichtet. Daß für Preßtelegramme nach den Kolonien in Afrika die Wort-

---

[1]) Vgl. Kolonialzeitung Nr. 40 S. 679, namentlich den Aufsatz von Hupfeld in der Kolonialzeitung Nr. 43 S. 727.

[2]) Vgl. Fleischmann, Artikel „Landesgrenze" § 4 im Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts Band II, 1913, S. 710.

gebühr auf etwa den sechsten Teil der gewöhnlichen Gebühr herabgesetzt worden ist[1]), darf mit Genugtuung auch im nationalen Interesse anerkannt werden.

Leider steht dieser Bereicherung der deutsch-kolonialen Verbindungsmittel auch eine Erschwerung gegenüber. Die am afrikanischen Dienste beteiligten Reedereien nämlich — Wörmannlinie, Hamburg-Amerikalinie, Hamburg-Bremen-Afrikalinie, British and African Navigation Co., Ltd. African Steam Ship Co. — haben in Anbetracht der bedeutenden Steigerung aller Kosten für Löhne und Materialien, sowie wegen der „ungeheuren" Verluste, die sie durch den Ausstand der Kohlenbergarbeiter erlitten hätten, sich zu einer Erhöhung der Frachtsätze um ungefähr 10 % genötigt gesehen (Kolonialblatt S. 321).

Der steigende Verkehr nach den kolonialen Häfen und ihr dem europäischen nahe kommender Betrieb gelangt auch darin zum Ausdrucke, daß die gesundheitspolizeilichen Vorschriften für den Schiffsverkehr, die im vorigen Jahre auf Ostafrika, Kamerun und Togo übertragen worden sind, in diesem Jahre auf Südwestafrika und Neu-Guinea ausgedehnt werden konnten (Kolonialblatt S. 1038). Die Quarantänevorschriften erfassen sonach einheitlich den gesamten deutschen Kolonialbesitz.

Schwerer wahrnehmbar, doch nicht minder dauernd, in den Kolonie und Heimat verbindenden Wirkungen sind die Maßnahmen zu sachgemäßer Unterweisung und Erziehung für koloniale Wirksamkeit, die seit geraumer Zeit und mit immer steigendem Erfolge schon in der Heimat[2]) getroffen werden, und an denen sich deshalb das Reich auch mit steigenden Beiträgen beteiligt: die Kolonialschule in Witzenhausen, die Kolonialfrauenschule in Weilbach, die Anstalt in Engelport zur Ausbildung von Handwerkern und Landwirten in den Kolonien; dazu soll demnächst auch ein Beitrag treten für die Kolonialhaushaltungsschule in Karthaus.

## Dritter Abschnitt.

# Auf kolonialem Boden.

Er soll den Kolonisten gesichert werden durch die Ordnung, die das Gesetz ihm gibt[3]). Er soll ihm nicht verleidet werden dadurch, daß Gesetze zum Selbstzweck werden und sich forterben, mag ihre Zeit auch längst dahin sein. Mit Genugtuung begrüßen wir es daher, daß auch in diesem Jahre wieder der Erlaß mancher neuen Verordnung in den einzelnen Kolonien den begründeten Anlaß gab, gleichzeitig immer einer größeren Anzahl älterer Verordnungen über denselben Gegenstand den Lebensfaden abzuschneiden. Das ist ein bedeutsames Mittel, die Rechtseinheit innerhalb der einzelnen Kolonien zu fördern. Eine besonders freudige Überraschung hat uns aber der Gouverneur von Kamerun bereitet, indem er unter dem 25. Mai (Kolonialblatt S. 1077) eine Reihe von Verordnungen förmlich als „veraltet" streicht. Wenn dieses frische Vorgehen, das sämtlichen Beteiligten die Freude

---

[1]) Kolonialzeitung 1913, Seite 121.

[2]) Vgl. Wohltmann im Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts II 1913 S. 750.

[3]) Die Frage der militärischen Sicherung ist hier nicht zu erörtern. Es kann jedoch nicht dringend genug auf die Ausführungen von v. Keller in den Kolonialen Monatsblättern 1913 Heft 1 hingewiesen werden.

am Gesetzesbestande nur erhöhen kann, eifrige Nachfolge fände! Nicht bloß in den Kolonien, auch der Heimatdeutsche ließe sich gern ab und zu als Gegenstand solcher Gesetzgebung behandeln. „Jede große Reform hat nicht darin bestanden, etwas Neues zu tun, sondern etwas Altes abzuschaffen" — belehrt uns der gefeierte Geschichtschreiber der Zivilisation in England — „die wertvollsten Gesetze sind die Abschaffung früherer Gesetze gewesen."

## I. Land und Leute.

Der amtliche Jahresbericht (1911/12) stellt für Südwestafrika die Tatsache fest, daß die weiße Bevölkerung dort (ohne Schutztruppe) von 11890 auf 12645, das ist um 6⅓ v. H., angewachsen ist; daß sich die Deutschen um 896 = 9,9 v. H. vermehrt, die Ausländer dagegen um 141 = 5 v. H. verringert haben; daß der Geburtenüberschuß 336 = 44,5 v. H. der Bevölkerungszunahme beträgt — eine in jeder Hinsicht erfreuliche Statistik.

Der Zuwanderung Mittelloser werden in unseren Kolonien immer deutlichere und auch schärfere Grenzen gezogen. Für Kamerun (12. Juli) sind nunmehr auch den übrigen Kolonien entsprechende Bestimmungen ergangen. Ein Weißer, der keine Anstellung im Schutzgebiete erworben hat, darf es nur betreten, wenn er 500 Mk. hinterlegt und falls ein dauernder Aufenthalt beabsichtigt wird, den Besitz von 2000 Mk. in bar nachweist. Arbeitgeber müssen ihre außerhalb des Schutzgebietes beheimateten weißen Angestellten, die nicht über ausreichende Barmittel verfügen, auf eigene Kosten in die Heimat zurückbefördern. Für Ostafrika sieht eine neue Verordnung vom 10. Oktober (Kolonialblatt S. 1130) namentlich auch die Zurückweisung solcher Einwanderer vor, die mit bestimmten Krankheiten behaftet sind, oder eine Gefahr für die öffentliche Ruhe und Sicherheit im Schutzgebiete bilden. Neu-Guinea gibt seiner Regelung der Frage eine neue Grundlage in der Verordnung vom 18. Januar (Kolonialblatt S. 329). Von der Zuwanderung kann derjenige ausgeschlossen werden, der nicht den Besitz genügender Mittel zur Bestreitung des Lebensunterhalts für sich und seine Angehörigen nachweisen kann und auf Verlangen für die Kosten einer Rückbeförderung entsprechende Sicherheit leistet. Wer eine Person im festen Dienstverhältnis einführt, bleibt der Behörde gegenüber für den Zeitraum eines Jahres seit Beendigung des Dienstverhältnisses für die Kosten des Unterhalts (Krankenhilfe) und der Heimsendung dieser Person und ihrer Angehörigen haftbar. Ja, die Pflicht geht selbst auf denjenigen über, der den ausgeschiedenen Angestellten innerhalb dieses einjährigen Zeitraums in Dienst genommen hat. Man wird nicht behaupten können, daß diese scharfen Maßnahmen gerade die Neigung stärken dürften, einem Mittellosen die Möglichkeit eines Erwerbs zu bieten.

In der Rassenfrage kreuzen sich die Meinungen schon weniger scharf als noch vor einigen Jahren, seitdem auch religiöse Bedenken gegen eine gesetzliche Stellungnahme unter dem Überwiegen national-ethischer Grundanschauung schwächer geworden sind. Gesetzliches Einschränken kann freilich auf diesem Gebiete nur schrittweise erfolgen. Das ist aber auch wiederum in dem verflossenen Jahre geschehen. Man wird den Auslassungen kolonialer Amtsstellen das Urteil besonnenen Sicheinfügens in nun einmal bestehende mißliche Verhältnisse unter Vermeidung vermeidbarer Härten nicht versagen können.

Daß die Selbstverwaltungsordnung für Südwest im Hinblick auf die

Mischlingsfrage eine Ergänzung erfahren hat, soll weiterhin an gegebener Stelle berücksichtigt werden.

Der Kontrolle der Mischlingsbevölkerung sowohl wie einer sittenpolizeilichen Rücksicht soll die Regelung dienen, die der Gouverneur von Südwestafrika mit der Verordnung vom 23. Mai anbahnt (Kolonialblatt S. 752): Für Kinder von eingeborenen Müttern, deren Vater ein Nichteingeborener ist, wird eine Anzeigepflicht beim Bezirks-(Distrikts)-Amte bestimmt. Wird durch das Zusammenleben eines Nichteingeborenen mit einer Eingeborenen öffentliches Ärgernis erregt, so kann die Polizei die Trennung verlangen, nötigenfalls auch mit Zwang durchsetzen. In gleicher Weise kann die alsbaldige Beendigung eines Dienstvertrages und die Entfernung der Mutter eines halbweißen Kindes verlangt werden, wenn der Vater des Kindes der Dienstherr oder ein in seiner häuslichen Gemeinschaft befindlicher Angehöriger oder Angestellter ist.

In unserer zweiten Kolonie, die in der Mischlingsfrage nicht unbedenkliche Zustände entwickelt hat — in Samoa — wäre von Amts wegen ein Hemmnis mit besonderer Schwierigkeit verbunden und ohne Aussicht auf durchgreifenden Erfolg, wenn nicht Selbstbesinnung und Selbsthilfe der Kolonisten durchgriffe. Das ist auf dem Wege. Die Sitzung des Gouvernementsrats vom 18. Januar 1913, auf die ich des Zusammenhanges wegen hier schon hinweisen möchte, beschäftigte sich in erster Linie mit der Entschließung des Reichstages vom 8. Mai 1912 über die Mischehen- und Mischlingsfrage [1]). Der einstimmig gefaßte Beschluß geht dahin, die Regierung zu bitten, darauf zu wirken

1. daß die in Samoa bisher zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen geschlossenen Ehen durch eine gesetzliche Bestimmung für gültig erklärt werden,

2. daß künftig Ehen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen *nicht* geschlossen werden dürfen,

3. daß dem Gouverneur die Befugnis gegeben werde, im besonderen Falle einen unehelichen Mischling für seine bürgerlichen Rechtsverhältnisse den Weißen gleichzustellen,

4. daß die unehelichen Kinder aus Verbindungen zwischen Nichteingeborenen und Eingeborenen einen Alimentationsanspruch gegen ihre Erzeuger erhalten [2]).

Die sanitären Maßnahmen in unseren Kolonien werden fortgesetzt gesteigert oder verschärft. Nur die wichtigsten allgemeinen Anordnungen dieser Art können, dem Zwecke dieser Übersicht entsprechend, hier Erwähnung finden. Südwestafrika hat den Impfzwang eingeführt (Verordnung vom 30. Juli, Kolonialblatt S. 931), und zwar für jedes weiße und farbige Kind bis zum Ablaufe des dritten Jahres. Der Weiße braucht sich nur von einem in Deutschland approbierten Arzte impfen zu lassen, und auch nur mit Tierlymphe, während bei Eingeborenen ausnahmsweise, falls bei erheblicher Pockengefahr keine solche zur Verfügung steht, auch Menschenlymphe verwendet werden darf. Über die Impftechnik und die Maßnahmen bei Pockengefahr sind ausführliche Anweisungen getroffen. Gegen

[1]) Samoanisches Gouvernementsblatt Band IV Nr. 41 (1. 2. 1913).

[2]) Wegen der Stellungnahme in andern Kolonien vgl. Kolonialzeitung 587, 671, 867; 1913 S. 8.

übertragbare Krankheiten bestimmter Art hat Ostafrika die Anzeigepflicht eingeführt, Beobachtungen, Verkehrsschranken, Desinfektion u. a. m. vorgeschrieben, namentlich Vertilgung der Tiere, die die Seuchen verbreiten. Eingreifende Maßnahmen dienen der Bekämpfung der Stechmückengefahr in Ostafrika und Kamerun (1. Juli, 6. August).

Die Bodenfrage[1]) hat zu besonderen Anordnungen keinen Anlaß gegeben. Vermerkt sei nur, daß in Kiautschou die Einnahmen aus den Landverkäufen in dem Geschäftsjahre Oktober 1911 bis Oktober 1912 um rund 465 000 Mk. (nämlich 625 532 Mk. gegen 150 990 Mk. im Vorjahre) sich gesteigert haben. Ein erfreuliches Ergebnis und gewiß nicht nur für die Gouvernementskasse. Und Erfreuliches vernimmt man — endlich — auch über die Sanierung für Südwestafrika: Die Schaffung der lang genug begehrten Bodenkreditgesellschaft ist gelungen (vgl. unten IV G).

## II. Organisation der Verwaltung.

### 1. Behörden der unmittelbaren Landesverwaltung.

Wenig nur hat sich hier geändert, da die eingreifende Organisation in den neuerworbenen Gebieten von Kamerun erst bei weiterem Fortschreiten der Besitznahme zu erwarten ist. Inzwischen ist, der Vorschiebung der wirtschaftlichen Entwicklung folgend, die Verwaltung des Bezirks Molunde (Kamerun) nach Jukaduma verlegt und der Bezirk entsprechend bezeichnet worden (18. Mai). In Ostafrika ist im Bezirke Langenburg, der bisher eine unverhältnismäßig große Zahl von Nebenstellen aufwies, auf die sich die dem Bezirksamte überwiesenen Kräfte zersplittern mußten, eine Zusammenfassung erfolgt: die Nebenstellen Itaka und Muaya (am Nordufer des Nyassasees) sind aufgehoben worden, so daß nur noch die Nebenstelle Mwakete erhalten bleibt (Kolonialblatt S. 447).

### 2. Berufsbeamte.

Auch in diesem Jahre ist an der inneren Einrichtung des Beamtenwesens, wie es das Kolonialbeamtengesetz von 1910 geschaffen oder fest gegründet hat, gearbeitet worden. Unter dem 8. März (Kolonialblatt S. 290) hat der Reichskanzler nähere Bestimmungen über die Anstellung der Kolonialbeamten getroffen, die, abgesehen von der Landespolizei in Südwest und von den obersten Beamten (Gouverneur, 1. Referent und Oberrichter), durchweg in den Schutzgebieten zur Anwendung kommen. Dem Beamtentum in den Kolonien ist dadurch ein rechtliches Gewand gegeben, das dem der Heimat entspricht und doch den überseeischen Verhältnissen sich in zweckdienlicher Weise anpaßt.

Die farbigen Beamten stehen natürlich abseits, und es wird noch mancher Erfahrung und langer Bewährung bedürfen, ehe durch umfassendere allgemeine Anordnungen die angemessene Stelle für das farbige Beamtentum wird gewonnen werden können. Am einfachsten liegen die Verhältnisse bei der militärisch organisierten Polizeitruppe[2]). Auf Grund einer Ermächtigung des Reichskanzlers vom 5. Februar (Kolonialblatt S. 193) an

---

[1]) Allgemein vgl. Berner, Kronland (Zeitschr. für Kolonialpolitik 14 S. 685).

[2]) Polizeitruppe und Schutztruppe sind letztens Gegenstand lebhafter Erörterung geworden. Für einen Einzelpunkt vgl. Fuchs in der Kolonialzeitung 1913 Nr. 3, 4; Bösel Nr. 6.

die Gouverneure von Ostafrika, Kamerun und Togo sind zunächst für Kamerun (30. Juni, Kolonialblatt S. 1077) die straf- und disziplinarrechtlichen Verhältnisse der farbigen Mannschaften geregelt worden. Das Verfahren lehnt sich an die allgemeinen Vorschriften für die Eingeborenenrechtspflege an. An Disziplinarstrafen zugelassen sind außer Mittelarrest und strengem Arrest auch Geldstrafe bis zu einem Drittel des Monatsgehalts und Prügelstrafe (jedoch nicht gegen Unteroffiziere und Gefreite). Erheblich eingehender ist die Regelung in Ostafrika ausgefallen (Verordnung vom 19. Oktober, Kolonialblatt 1913 S. 80). Sowohl das Strafverfahren, wie das Disziplinarverfahren lehnen sich hier an die Grundsätze der Militärstrafgerichts- und Disziplinarordnung und des Militärstrafgesetzbuchs an.

### 3. Ehrenamt (Selbstverwaltung).

In Ostafrika hat die Kanzlerverordnung über die Bezirksräte (1911) durch Verordnung des Gouverneurs vom 29. Oktober 1912 eine Ausführung erhalten (Kolonialblatt 1913, S. 35). Bezirksräte werden bei folgenden 14 Bezirksämtern gebildet, unter Berücksichtigung der Zahl der ansässigen männlichen Reichsangehörigen im Alter von mehr als 25 Jahren: Wilhelmsthal, Kilwa, Lindi, Dodoma, Morogoro, Bagamoyo, Tabora, Tanga, Langenburg, Rufiyi, Pangani, Muansa, Moschi, Daressalam. Leider ist es immer noch nicht gelungen, in Daressalam und Tanga die Städteordnung einzuführen.

Die Selbstverwaltungsordnung für Südwest[1]) von 1909 hat in einem mit Eifer erörterten Punkte eine Änderung erfahren, die auf begründete Wünsche der Südwestafrikaner selbst zurückgeht und einen Beweis für die besonnene Auffassung in der heiklen Frage der Rassenmischung bildet. Gemeindeangehörige nämlich, die sich mit einer Eingeborenen vor dem 1. Januar 1905 in den Formen kirchlicher Trauung oder vor dem 1. Januar 1905 in den Formen der Eheschließung des bürgerlichen Rechts verheiratet haben, kann der Gouverneur das Wahlrecht verleihen, sofern ihre und ihrer Familie (das ist bedeutsam!) Lebensführung eine besondere Anerkennung des Zusammenlebens vom sittlichen Standpunkte zuläßt und ihre Würdigkeit, mit öffentlichen Rechten betraut zu werden, verbürgt. Die Aufgaben wachsen in den Bezirksverbänden. In der Hauptsache sind es natürlich wirtschaftliche Angelegenheiten, mit denen sie befaßt sind, wie das Wegewesen (vgl. unten). Aber sie gewinnen doch mit der finanziellen Belastung auch angemessenen Einfluß auf ideellem Gebiete. So ist die Errichtung und Verwaltung von Schulpensionaten, die selbstverständlich auch die Gemeinde übernehmen kann, zu ihrer Aufgabe erklärt (Verordnung vom 30. Mai, Kolonialblatt S. 709). Die Aufsicht über das Schulpensionat führt ein Verwaltungsrat, der aus dem Bezirksamtmann und zwei Beisitzern besteht, die vom Bezirksrate auf drei Jahre gewählt werden; auch Frauen sind hier wählbar. Der Bezirksrat wählt den Leiter des Pensionats (Bestätigung durch den Gouverneur). Der Bezirksrat setzt den Pensionspreis fest. Leistungsschwachen Verbänden können für die Verwaltung der Schulpensionate Beihilfen aus der Kasse des Schutzgebiets gewährt werden.

Der Ausbau der Selbstverwaltung auch in anderen Kolonien[2]) bei

[1]) Einen lehrreichen Einblick in die Verwaltung der Gemeinde Swakopmund gewähren die Aufsätze von Kötz in der Kolonialzeitung 1912 Nr. 27, 29, 30.

[2]) Für Kamerun sind die Auslassungen in dem inhaltreichen Berichte der Handelskammer für Südkamerun (1908/11) 1912 S. 173—183 beachtenswert.

gegebenen Voraussetzungen der Besiedlung mit Weißen kann nur eine Frage kurzer Zeit — die Heranziehung von Kolonisten zum Reichsparlamente[1]) allerdings nach reiflicher Abwägung — sein.

## III. Geistiges Leben.

Wie es seinen Ausdruck gewinnt in dem sich stetig entwickelnden Schulsysteme, kann im einzelnen an dieser Stelle nicht verfolgt werden. Genug, der deutsche Schulmeister auf vorgeschobenem Kulturposten zeigt sich der heimatdeutschen Vergangenheit wert. Daß Südwest und Kiautschou hier voranstehen, liegt in der Natur der Sache, Kiautschou zudem mit dem eigenartigen Unterrichtsausbau der Hochschule für die Chinesen[2]). Daß noch manches in der Förderung des Schulwesens zu wünschen bleibt, brauchen wir nicht zu verhehlen. Aber wir schreiten, wie soeben die Regelung der Schulpensionate für Südwest erkennen läßt, vorwärts.

Zu einem bedeutsamen Faktor, ja zu einem unentbehrlichen Bindemittel für die durch das Land zerstreuten Kolonisten untereinander und mit der großen Welt da draußen, hat sich das Presswesen in den Kolonien unter Schwankungen und Schwierigkeiten mannigfaltiger Art herausgewachsen. Damit hat es sich aber auch einen Anspruch darauf erworben, mit fester Rechtsgrundlage bedacht zu werden. Diese schafft ihm die Preßverordnung des Reichskanzlers vom 15. Januar (Kolonialblatt S. 69)[3]). Manch einem wird es wunderlich erscheinen, daß es noch nötig war, die Preßfreiheit in die Kolonien erst einzuführen. Auch bisher war ja die freie Meinungsäußerung in den Kolonien nicht eingeschränkt. Sie wußte sich wenigstens im Kampfe gegen Regierungsmänner oder Regierungsmaßnahmen, die in weiten Kreisen der kolonialen Bevölkerung als fehlgreifend angesehen wurden, schon durchzusetzen. Wir tragen eben, auch ohne daß es uns der Gesetzgeber zu spenden braucht, Stücke der heimischen Rechtskultur in reicherem Maße hinüber, mehr als man sich davon Rechenschaft zu geben pflegt. Und hierhin gehört an vorderer Stelle die freie Meinungsäußerung. Nur war sie nicht durch besonderen Rechtsschutz gewährleistet wie in der Heimat. Dies aber ist selbst für unruhige Zeiten erwünscht, um das Spiegelbild der öffentlichen Meinung auch bei starkem Gegensatze zu den gerade leitenden Stellen so unverfälscht zu erhalten wie es dem allgemeinen Besten dient. Das allgemeine Beste ist natürlich der Regulator auch der gesetzlich gewährleisteten Preßfreiheit. Deshalb finden wir in der neuen Preßverordnung zwar wörtlich die meisten und namentlich die grundlegenden Bestimmungen des heimischen Rechtes übernommen, aber auch Abweichungen, die durch die unsicheren kolonialen Verhältnisse bedingt sind. Dahin zählt das Verbot der öffentlichen Verbreitung von Druckschriften, die geeignet sind, Eingeborene zu Gewalttätigkeiten gegen Weiße aufzureizen und die Befugnis des Gouverneurs, falls hierwegen in Jahresfrist zweimal eine Verurteilung erfolgt ist, die Druckschrift bis auf zwei Jahre für die Kolonie zu verbieten. Nur allzu begründet erscheint die Zulassung eines Verbots von Veröffentlichungen über Vorgänge bei Eingeborenen oder über Truppenbewegungen und Verteidigungsmittel im Falle innerer Unruhen, namentlich bei Eingeborenen-

---

[1]) Vgl. Zache in den Kolonialen Monatsblättern 1913 S. 50.

[2]) Einen Beleg für das Streben zeigt die „Deutsch-chinesische Rechtszeitung“, herausgegeben von Romberg.

[3]) Vgl. Fleischmann im „Tag“ 1912 Nr. 104 vom 4. Mai.

aufständen. Nicht minder begreiflich ist die Unanwendbarkeit der Vorschriften über die Preßfreiheit auf den selbständigen Betrieb des Preßgewerbes durch Eingeborene, ja selbst von Nichteingeborenen für Druckschriften, die ganz oder auch nur zu einem Teile in einer Eingeborenensprache abgefaßt sind. Hier bleiben die näheren Vorschriften dem Ermessen des Gouverneurs überlassen.

## IV. Koloniale Wirtschaft.

### A. Allgemeines (Konzessionsgesellschaften).

Ein paar Zahlen an den Anfang gestellt, werden den Änderungen, die Gesetzgebung und Verwaltung im Laufe des Jahres geschaffen haben, als einleuchtendere Grundlage dienen [1]).

Es belief sich der Warenverkehr auf Millionen Mark:

| | Einfuhr | | | Ausfuhr | | | Gesamthandel | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | 1909 | 1910 | 1911 | 1909 | 1910 | 1911 | 1909 | 1910 | 1911 |
| Ostafrika . . . | 32,91 | 36,51 | 43,88 | 13,12 | 20,80 | 22,44 | 46,03 | 57,31 | 66,32 |
| Kamerun . . . | 16,61 | 22,93 | 26,34 | 15,40 | 19,02 | 21,18 | 32,01 | 41,95 | 47,52 |
| Togo . . . . | 9,64 | 9,26 | 8,26 | 5,80 | 5,82 | 7,97 | 15,44 | 15,08 | 16,23 |
| Südwest . . . | 34,71 | 44,20 | 44,90 | 22,07 | 34,69 | 28,57 | 56,78 | 78,89 | 73,47 |
| Zusammen | 93,87 | 112,90 | 123,38 | 56,39 | 80,33 | 80,16 | 150,26 | 193,23 | 203,54 |

Dürftig unter dem Eindrucke dieser Zahlen, die durch eine Einbeziehung der übrigen Kolonien keine Abschwächung erfahren würden, blickt uns das Bild der wirtschaftlichen Gesetzgebung des Jahres entgegen. Zum Glück ist die Gesetzgebung in wirtschaftlichen Dingen aber nicht der Gradmesser für den Fortschritt, für den Wert dieser Dinge. Will man auch nicht gerade sagen: im Gegenteil — so ist es doch auch ein Zeichen ruhiger Entwicklung, wenn die Wirtschaft des Eingreifens der Gesetzgebung nur vereinzelt bedarf.

Das Verhältnis der ertragreichen kolonialen Unternehmungen ist auch im Jahre 1912 wieder gestiegen, so daß die unrentablen Unternehmungen, auch der absoluten Ziffer nach, zurückgegangen sind [2]). Eine Aufstellung über 82 größere Unternehmungen (ausgeschlossen blieben u. a. die zu einem Teil in Liquidation befindlichen kleineren Diamantengesellschaften) ergibt folgendes Bild für 1911:

[1]) Warnack in der Kolonialzeitung Nr. 44. Daß die Statistik für die Kolonien — und nicht bloß, nicht einmal in erster Linie die der Wirtschaft gewidmete — mancher Ausweitung und Vertiefung bedarf, mag allgemein hier angemerkt sein. So fehlt es in den Tabellen der amtlichen Jahresberichte ja meist an der für die Beurteilung wertvollen proportionalen Berechnung. Vgl. dazu Hermann bei Zahn, Statistik in Deutschland nach ihrem heutigen Stand 1911 Band 2 und Kolonialzeitung 1912 Nr. 33, ferner die „Wirtschaftsgeographische Kritik der Statistik der deutschen Schutzgebiete" in der Dissertation von Adolf Lehmann (Jena 1911).

[2]) Vgl. die dem „Berliner Jahrbuch für Handel und Industrie" (herausgegeben von den Ältesten der Kaufmannschaft) entnommene Aufstellung in „Kolonie und Heimat" 1912 13 Nr. 21.





| Betriebsart | Unternehmungen mit Dividende | Gewinn, jedoch keine Dividende | Unrentabel |
|---|---|---|---|
| Landwirtschaft . . | 15 | 6 | 19 |
| Handel . . . . . | 9 | — | — |
| Bergbau . . . . | 8 | 1 | 10 |
| Banken . . . . . | 5 | — | — |
| Verschiedenes . . | 5 | — | 4 |
| Zusammen | 42 (1910 : 33) | 7 | 33 (1910 : 45) |

Das hat den Anreiz zu neuen Gründungen nicht verfehlt. Sie belaufen sich auf 35 gegen 25 im Jahre 1911, mit 14 265 000 Mk. Kapital, gegen 15 052 000 Mk. im Jahre 1911: die Gründungen mit geringerem Kapital haben sich also gemehrt, kein für die Schätzung der Kolonien in weiteren Kreisen ungünstig zu deutendes Zeichen. Rastlose wirtschaftliche Betätigung hat für die Kolonien schon Kapitalien herangezogen, von deren Höhe man sich nur selten eine genügende Vorstellung macht. So haben die letzten sechs Jahre (1907—1912) entstehen sehen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| in Ostafrika . . . . . . | 80 | Unternehmungen | mit | 42 446 000 | Mk. Kapital |
| in Südwest . . . . . . | 180 | ,, | ,, | 87 806 000 | ,, ,, |
| in Kamerun . . . . . . | 21 | ,, | ,, | 12 972 000 | ,, ,, |
| in Togo . . . . . . . . . | 5 | ,, | ,, | 2 450 000 | ,, ,, |
| in Südsee . . . . . . . | 18 | ,, | ,, | 15 746 400 | ,, ,, |
| in verschiedenen Kolonien | 13 | ,, | ,, | 5 885 000 | ,, ,, |
| | 317 | Unternehmungen | mit | 167 305 400 | Mk. Kapital |

wobei jedoch zu beachten ist, daß 42 Unternehmungen ihr Kapital überhaupt nicht bekannt gegeben haben.

Dieser Aufschwung ist auch ein beredtes Zeichen dafür, daß die Formen, die das Recht für wirtschaftliche Unternehmungen in den Kolonien zur Verfügung stellen, ausreichen. Ja, es stellt sich mehr und mehr heraus, daß von der Sonderform, die als „Kolonialgesellschaft" im Sinne des Schutzgebietsgesetzes ausgedacht ist, nur ein verschwindender Gebrauch gemacht wird: von 35 Neugründungen wählten 24 die Form der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, 10 die der Aktiengesellschaft und nur eine die der deutschen Kolonialgesellschaft. Das braucht indes nicht schon einen Anlaß zur Gesetzesänderung zu bieten.

Unter solchen Umständen ist es aber eine unliebsame Vervielfältigung, wenn die Rechtsformen noch durch eine Spielart bereichert worden sind, zudem in einer Sondergestaltung, die wir als absterbend zu betrachten uns gewöhnt haben: ich meine die Anerkennung der Eigenschaft als Gesellschaft französischen Rechts für die in dem Marokko-Kongo-Abkommen vom 4. November 1911 erwähnten Konzessionsgesellschaften[1]). Das dritte Übereinkommen vom 28. September 1912 ist dem „Konzessionswesen" gewidmet (Kolonialblatt S. 908); „es soll nur erworbene Rechte erklären und keine neuen Rechte schaffen", betont es an der Spitze; und durch Ansprüche, die von Konzessionsinhabern etwa auf Vorgänge, die vor dem 12. März 1912

[1]) Vgl. Waltz, Kolonialzeitung S. 696, Jäckel, Artikel der „Kolonialgesellschaft" und „Konzessionen" im Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts 2. Aufl. II. 1913. S. 597, 631; Ritter, Neukamerun S. 161.

liegen (vgl. oben 1. Abschnitt), gegründet werden sollten, wird ausschließlich die französische Regierung berührt (Art. 8). Eingehend sind die Festlegungen für die von der französischen Regierung erlassenen „großen Konzessionen", die mehr als 10 000 ha umfassen, und hier wäre wieder zu scheiden zwischen denjenigen, die ganz unter die deutsche Staatshoheit fallen und solchen, die nur teilweise darunter fallen [1]). Zu der ersten Gruppe [2]) gehören: Société de la Sangha Équatoriale, Société de la Mambéré—Sangha, Compagnie commerciale de colonisation du Congo français. Zu der zweiten Gruppe gehören: Société du Haut—Ogooué [3]) (0,018), Compagnie de la N'Goko—Sangha [2]) (0,846), Compagnie française du Haut—Congo [2]) (0,121), Compagnie forestière Sangha—Oubangui [3]) (0,59), Compagnie française de l'Ouhamé—Nana [3]) (0,45). — Die beigefügten Zahlen geben die Schätzung des unter deutsche Hoheit fallenden Anteils an und lassen eine, wie mir scheint, nicht geringe Schwierigkeit erkennen; denn nach dem Anteile am Flächeninhalte entfallen die festen Abgaben der Gesellschaften an jede der beiden Regierungen (Art. 26), während der den Regierungen zukommende Anteil am Reingewinne der Gesellschaften nicht nach der Fläche, sondern nach dem rein wirtschaftlichen Werte bemessen werden soll, der deshalb jedes Jahr aufs neue festgestellt werden muß. Aus der Zahl der Einzelheiten des Abkommens hebe ich noch hervor: Falls drei Vierteile des Kapitals in die Hände von deutschen Aktionären übergehen, muß der Hauptsitz der ganz im deutschen Gebiete tätigen „großen" Gesellschaften nach Deutschland verlegt werden, ohnedies muß in Berlin oder Hamburg eine Zweigniederlassung bestehen. Das letztere gilt auch für die übrigen großen Gesellschaften. Bei der Société de la Mambéré—Sangha und der Compagnie de la N'Goko—Sangha dürfen nur Deutsche oder Franzosen Mitglieder des Verwaltungsrats sein, im übrigen darf die Zahl der Mitglieder des Verwaltungsrats, die weder Deutsche noch Franzosen sind, ein Viertel des Verwaltungsrats, nicht übersteigen und es darf aus ihnen der Vorsitzende nicht gewählt werden. Spätestens innerhalb sechs Jahren sind in der Kolonie die französischen Angestellten durch Deutsche zu ersetzen (Art. 12, 23).

### B. Land- und Forstwirtschaft.

In Togo ist die Ackerbauschule zu Nuatjä in eine Landeskulturanstalt umgewandelt worden (1. August, Kolonialblatt S. 930) als Musterbetrieb für die im Lande angebauten Produkte, wie Baumwolle, Mais, Erdnüsse usw. In Kamerun ist eine landwirtschaftliche Versuchsstation zu Kuti bei Fumban (Landschaft Bamum) gegründet worden, die in erster Linie der Förderung des Baumwollbaues dienen soll (Kolonialblatt S. 600).

In Südwestafrika ist nach südafrikanischem Vorbilde die Möglichkeit von Viehbränden für das Großvieh, abgesehen von Pferden, geschaffen worden, die ein Unterscheidungszeichen nach dem Bezirk und der Ziffer des Eigentümers aufstellen (Verordnung vom 12. Juni, Kolonialblatt S. 787). Die Identifizierung wird durch Eintragung in amtliche Register gesichert. In der Hauptsache dienen die amtlichen Anordnungen, wie bisher schon, der Sicherung gegen Seuchengefahr. Erwähnt sei hierfür die Verordnung

[1]) Vgl. Waltz, Kolonialzeitung S. 696, Jäckel, Artikel „Kolonialgesellschaft" und „Konzessionen" im Wörterbuch des deutschen Staats- und Verwaltungsrechts 2. Aufl. II. 1913. S. 597, 631; Ritter, Neukamerun S. 161.
[2]) Bisher ohne Gewinn gearbeitet.
[3]) Mit Gewinn gearbeitet.



vom 4. Juli (Kolonialblatt S. 1162) für Ostafrika, die einen Schutz bei der Beförderung und dem Handel mit Rindern, Ziegen und Schafen durchführen will. Neu-Guinea nimmt auf veterinär-polizeilichen Schutz bei Erkrankung von Haustieren und bei der Einfuhr von Tieren Bedacht (12. und 20. Mai, Kolonialblatt S. 796, 798).

Togo beginnt sich nunmehr den unerläßlichen Waldbestand zu sichern. Zu diesem Zwecke kann der Gouverneur alle Waldungen im Eigentume von Eingeborenen zu Schutzwaldungen erklären, wenn deren Erhaltung im öffentlichen Interesse liegt. Besonders zur Verhütung von Bergstürzen, in der Nähe eines Gewässers, zum Schutze einzelner Gegenden gegen schädliche klimatische Einflüsse oder Naturereignisse (Verordnung vom 5. August, Kolonialblatt S. 988). Daß der Ausübung der Jagd dort, wo sie unökonomisch wirkt, eine Grenze gezogen worden ist, begrüßen wir mit Genugtuung in der Erhöhung des Zolls für die Ausfuhr von Paradiesvögeln in Neu-Guinea.

### C. Bergwesen.

Der Sichtung und Grundlegung für fachmännische Verwertung des mineralogischen und geologischen Materials ist durch Abkommen zwischen der Kolonialverwaltung und dem preußischen Handelsministerium seit dem 1. April durch Einrichtung einer „Geologischen Zentralstelle für die Schutzgebiete“ bei der preußischen geologischen Landesanstalt in Berlin eine Stätte gesichert.

Im einzelnen hat wiederum die Diamantenfrage der Tätigkeit der kolonialen Bergverwaltung den Stempel aufgedrückt. Die Diamantenfunde waren kein Danaergeschenk, trotz all der politischen Schwierigkeiten, die sie seit Jahren nun schon entfachen. Sie haben den kolonialen Etat befruchtet und schließlich auch, das werden wohl die lautesten Rufer im Streite zugeben, einen nicht unbeträchtlichen Niederschlag in der privaten Wirtschaft gelassen. Freilich darf der fiskalische Einschlag nicht zu einer Aufsaugung des Ertrages werden. Das drohte aber. Indessen ist es gut, da sich gar zu leicht die Vorstellungen ineinander schieben und man unwillkürlich das Heute schon in das Gestern und Ehegestern verlegt, zu betonen, daß erst mit dem Fortschreiten des Abbaues von den reichen Stellen in den oberen Lagen nach den ferneren Strichen und nach den tieferen Lagen der reichen Stellen die Betriebskosten gegenüber den Anfängen des Betriebes so erheblich gestiegen sind, daß die Förderung im Vergleich zur Abgabenbelastung keinen Gewinn mehr versprach. Kleinere Betriebe haben deshalb allmählich ihre Förderung überhaupt eingestellt. Diese Entwicklung war von der zentralen Kolonialverwaltung keineswegs völlig außer acht und Ansatz gelassen worden. Man findet z. B. im Schlußprotokoll des Sperrabkommens vom 28. Januar 1909 ausdrücklich „in Aussicht gestellt, daß, falls die Gestehungskosten bei der Diamantengewinnung eine wesentliche Steigerung erfahren, diesem Umstande durch eine entsprechende Gestaltung des Ausfuhrzolls Rechnung getragen werden sollte“.

Das ist denn auch geschehen.

Zum besseren Verständnisse der neuen Regelung sei der Stand der bisherigen Abgaben in Erinnerung gebracht [1]).

[1]) Denkschrift im Kolonialblatt Nr. 9 S. 400. Vorgänge im Kolonial-Jahrbuche für 1909 S. 63 f., 66 f., für 1910 S. 64 f. Über die wirtschaftliche Seite ist jetzt auf Demuth, der Diamantenmarkt mit besonderer Berücksichtigung der deutsch-südwestafrikanischen Ausbeute (1913) zu verweisen.



| Bezeichnung der Abgabe | In Hundertsteln des um die Verwertungsgebühr gekürzten Verkaufserlöses | In Hundertsteln des um die Verwertungsgebühr ungekürzten Verkaufserlöses |
|---|---|---|
| Verwertungsgebühr . . | — | 5 |
| Förderabgabe . . . . | 0 bis 10 | 0 bis 9,5 |
| Ausfuhrzoll . . . . | $33^{1}/_{3}$ | $31^{2}/_{3}$ |
| Summe | | 36,67 bis 46,17 |

Des weiteren empfiehlt es sich, die *allgemeinen Anordnungen* von der Regelung innerhalb des Pomonagebietes getrennt zu behandeln.

Durch die Kaiserliche *Diamantensteuerordnung* vom 30. Dezember 1912 (Reichsgesetzblatt 1913, S. 5) wird die Besteuerung von Diamantenabbaubetrieben in Südwestafrika auf die neue Grundlage einer progressiven Besteuerung nach der Höhe des *Betriebsertrages an Stelle der Förderabgabe* und des *Ausfuhrzolls* gestellt, rückwirkend für das Jahr 1912 — vorläufig unter Ausschluß des Pomonagebietes. Dadurch sind die Verordnungen über die Förderungsabgabe vom 26. Februar 1909, 12. Mai 1910 und über den Ausfuhrzoll vom 28. Februar 1909 beseitigt. Diamantenabbaubetriebe in dem folgendermaßen begrenzten Gebiete — im Süden durch die Landesgrenze, im Westen durch den Atlantischen Ozean, im Norden durch den Wendekreis des Steinbocks, im Osten durch eine 100 km vom Meeresufer entfernte und mit ihm gleichlaufende Linie — werden mit einer Steuer von $^{60}/_{100}$ der Betriebseinnahme (d. i. der Erlös bei der Verwertung durch die Regie), vermindert um $^{70}/_{100}$ der Betriebskosten belegt. Dabei ist die Einstellung unter die Betriebskosten im einzelnen durch die Verordnung bestimmt. Feststellung und Erhebung der Steuer erfolgen durch die mit der Vermittlung der Verwertung der Diamanten betraute Stelle als Beauftragte des Gouverneurs mit der Möglichkeit der Beschwerde an den Reichskanzler. Die Steuer ist eine vorläufige und eine endgültige. Die endgültige legt das Geschäftsjahr des Förderers zugrunde und stützt sich hierbei auf eine Nachweisung, die der Förderer binnen sechs Monaten nach Ablauf des Geschäftsjahres einem vom Gouverneur bestellten kaufmännischen Sachverständigen einzureichen hat. Die vorläufige Steuer erfaßt aber bereits die einzelne auf den Förderer entfallende Einsendung von Diamanten an die mit der Vermittlung ihrer Verwertung betraute Stelle. Der Unterschied des Betrages zwischen vorläufiger und endgültiger Steuer wird bei der nächsten Einsendung verrechnet.

Ich gestehe, daß ich mir von der Wirkung der Diamantensteuerverordnung noch keine rechte Vorstellung machen kann. Äußerlich bedeutet sie ja insofern eine Vereinfachung, als nicht mehr Zoll und Steuer nebeneinander stehen. Aber die verwickelte Berechnung der Betriebskosten namentlich, deren Feststellung ja erst den Betriebskoeffizienten ergibt, scheint mir den Keim zu schwierigen und langwierigen Streitigkeiten zwischen Förderer und Verwaltung in sich zu tragen, die auch nicht dadurch in einer durchwegs befriedigenden Weise ausgeglichen werden, daß der Förderer das Recht hat, die Entscheidung eines „Ausschusses" anzurufen, der aus einem vom Gouverneur ernannten Vorsitzenden und je einem von dem Landesrate und den Förderern gewählten Beisitzer besteht. Bedenklich kann es auch nur stimmen, wenn die Verordnung selbst mit der Möglichkeit rechnet, daß sich bei einzelnen

Betrieben der Gesamtbetrag der neuen Steuer höher stellen könnte als der Betrag beim Fortbestehen der bisherigen Abgaben und Gebühren: in diesem Falle ist nämlich — für das Jahr 1912 — die Forterhebung der niedrigeren bisherigen Beträge nachgelassen (§ 28).

Der Reichskanzler hat die von ihm erlassenen Ausführungsbestimmungen vom 25. Februar 1910 über die Diamantenregie (Kolonialjahrbuch 1911, S. 64) durch Verordnung vom 12. Januar 1913 (Kolonialblatt S. 30) dahin geändert: die Verwertungsgebühr beträgt für die der Diamantensteuerordnung vom 30. Dezember 1912 unterliegenden Diamanten 2 % des Verkaufserlöses und 2 % der Steuer, für die übrigen Diamanten 5 % des Verkaufserlöses. Auch der Geschäftsbetrieb der Diamantenregie (Verordnung vom 25. Mai 1909, vgl. Kolonialjahrbuch 1910, S. 63, 64) hat eine Änderung erfahren (Verordnung vom 12. Januar 1913, Kolonialblatt S. 31). Nunmehr hat der Förderer, dessen Abbaubetrieb nach der Diamantensteuerordnung besteuert wird, für die Einlieferungen nach dem 31. Dezember 1912 einen Anspruch darauf, daß ihm die Geschäftsstelle der Regie im Schutzgebiete bei der Einlieferung auf das innerhalb seines Höchstmaßes liegende Gewicht einen zinsfreien Vorschuß für jedes Gramm in Höhe der für die vorläufige Steuer in Ansatz kommenden Betriebskosten zahlt, jedoch mindestens 30 Mk. und höchstens 90 % des Satzes, der nach der letzten endgültigen Abrechnung dem Förderer als sein Anteil am Verkaufserlöse verblieben ist oder unter Ansatz der vom Gouverneur festgesetzten Betriebskosten verblieben sein würde. Die Regie hat aus dem Verkaufserlöse jeder Einlieferung die nach der Diamantensteuerordnung zu entrichtende Steuer an die Berechtigten abzuführen. Es erhalten: 1. von der Steuer für Diamanten unbekannter Gewinnung a) die Regie 2 %, b) der Landesfiskus von Südwest 98 %; — 2. von der Steuer für sonstige Diamanten a) die Regie 2 %, b) die Deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika 3½ % des Erlöses, doch höchstens 30 % der Steuer, c) der Landesfiskus von Südwest den Rest.

Daß, soweit Gesetze dazu imstande sind, der Betrieb des Diamantenabbaues hierdurch in Bahnen geleitet ist, die eine alle Beteiligten zufriedenstellende Ausbeute gewährleisten, möchten wir wünschen und gewiß auch hoffen. Eine so überaus fein ausgeklügelte Regelung aber, bei der kein Teil zu kurz kommen soll, am wenigsten der Fiskus, pflegt bei der praktischen Bewährung nicht selten anzustoßen.

Alles dies bezog sich nicht auf das viel umstrittene Pomonagebiet. Für dieses hat das Jahr einen schiedlichen Ausklang der Schwierigkeiten gebracht, so daß man im wesentlichen die Pomonafrage als erledigt betrachten kann. Die koloniale Regierung hat dabei tätig mitgewirkt. Ich nehme den Schluß vorweg, durch Kaiserliche Verordnung vom 18. Mai (Kolonialblatt S. 523) ist das Eigentumsrecht am Pomonagebiete an die Firma Daniel de Pass & Co. in London verliehen, und es ist ihr außerdem eine vererbliche und veräußerliche Sonderberechtigung zur ausschließlichen Aufsuchung und Gewinnung aller Mineralien innerhalb dieses Gebietes verliehen worden. Bedingung ist aber, daß die Firma diese Berechtigung, soweit sie sich auf Edelsteine bezieht, innerhalb drei Monaten an die Pomona-Minengesellschaft übertrage. Das ist, wie sich zeigen wird, erfolgt. Am 13. März ist zwischen der Firma Daniel de Pass & Co. und der Pomona-Minengesellschaft in Berlin ein Abkommen getroffen worden (Kolonialblatt S. 761), worin zwar vorbehaltlos das Eigentumsrecht der Firma de Pass am Pomonagebiet, sowie an allen Edelsteinen darin anerkannt wird, die Firma dagegen sich ver-

pflichtet, der Minengesellschaft für ewige Zeiten das ausschließliche Recht zur Aufsuchung und Gewinnung von Diamanten und anderen Edelsteinen im Pomonagebiet zu übertragen. Das Grundeigentum, das Eigentum an den Landungsstellen und das Recht zum Aufsuchen und Gewinnen anderer Mineralien verbleibt der Firma de Pass. Als Gegenleistung hat die Minengesellschaft eine Abgabe von 8 % des Bruttoverkaufspreises (ohne Abzug von Regierungsabgabe oder für die Diamantenregie) zugesagt. Die Minengesellschaft verpflichtet sich, alle Rechte und Verbindlichkeiten aus diesem Abkommen an die als Deutsche Kolonialgesellschaft zu errichtende Pomona-Diamantengesellschaft zu übertragen. Auch dies ist erfolgt. Die Minengesellschaft erhält als Gegenleistung Anteile der Pomona-Diamantengesellschaft im Nennwerte von 2 999 000 Mk.; sie ist mit anderen Worten in der Pomona-Diamantengesellschaft aufgegangen, die sich mit einem Grundkapital von drei Millionen Mark (Inhaberanteile zu je 100 Mk.) gebildet hat, und der die Rechte einer Kolonialgesellschaft unter dem 27. Juni verliehen worden sind (Kolonialblatt S. 752). Die neue Gesellschaft hat ihren Sitz in Berlin und bezweckt die Ausbeutung von Edelsteinvorkommen in Südwestafrika, vornehmlich im Pomonagebiete. Beachtenswert ist aus der Gesellschaftssatzung, daß sowohl Vorstand wie Aufsichtsrat nur aus männlichen deutschen Reichsangehörigen bestehen dürfen.

Einen Rest von Schwierigkeiten wird man jedoch noch hinwegzuräumen haben, und deshalb ist auch die Diamantensteuerordnung noch nicht auf das Pomonagebiet erstreckt. Die Regierung beanspruchte bisher eine Förderabgabe von 10 %, die ihr von der Gesellschaft bestritten wird. Es ist Grund zu der Annahme, daß auch dieser letzte Punkt in Kürze durch einen Ausgleich zur endgültigen Ruhe kommt.

## D. Handel.

Die statistischen Zahlen zu Eingang dieses Abschnittes sprechen für sich. Der kolonialen Gesellschaften, insbesondere auch der Konzessionsgesellschaften in Neu-Kamerun ist bereits gedacht, auf das gewerbliche Hilfspersonal wird unten einzugehen sein; denn alles dies betrifft nicht den Handel allein, sondern steht im engen Zusammenhange auch mit den übrigen Zweigen der kolonialen Wirtschaft. Ich kann mich deshalb mit einer kurzen Nachlese begnügen, die Südwest betrifft. Am 14. Juni ist nach dem Muster der Heimat eine Wandergewerbeordnung erlassen und dadurch die frühere von 1908 aufgehoben worden (Kolonialblatt S. 792). Mit der Poesie des Pedlars geht es mehr und mehr abwärts. Streng herrscht Wandergewerbeschein und Handelsausweiskarte. Waffen und geistige Getränke sind vom Hausierhandel ausgeschlossen. Eingeborenen ist der Wandergewerbeschein zu versagen. Zu versagen ist er aber auch schlechthin dann, wenn kein Bedürfnis für weiteres Wandergewerbe vorliegt. In den Stammesgebieten und Reservaten der Eingeborenen und auf Eingeborenenwerften kann das Bezirksamt das Hausieren ohne weiteres untersagen. Der Wandergewerbeschein betrifft immer auch nur einen Bezirk und gilt nur drei Monate. Die Steuer für ein Wandergewerbe ohne Fuhrwerk beträgt 50 Mk. auf drei Monate, mit einem Fuhrwerk 150 Mk. und für jedes weitere Fuhrwerk außerdem 100 Mk. Eine sittlich-hygienische Tendenz verfolgt das Verbot der Einfuhr von unverarbeitetem Hanf, des Anbaues und Vertriebs, sowie des Rauchens von Hanf (Verordnung vom 25. Mai, Kolonialblatt S. 650).

## E. Verkehrsmittel.

I. Eisenbahn[1]. Der Bahnbau ist rüstig fortgeschritten, aber doch nicht durchweg so, wie es für die Erschließung unserer Kolonien zu wünschen gewesen wäre. Es ist die Mittellandbahn in Kamerun, deren langsames Fortschreiten dieses Bedauern wachruft; denn erst 81 km, von Duala aus, sind in vorläufigen Betrieb genommen. Um so befriedigender wirkt demgegenüber das schleunige Ausschreiten der Zentralbahn in Ostafrika: sie ist am 1. Juli für den allgemeinen Betrieb bis Tabora eröffnet worden, und am Schlusse des Jahres war das Gleis darüber hinaus schon mehr als halbwegs nach dem Tanganjikasee hin erstreckt. Wir dürfen damit rechnen, daß im Laufe des Jahres 1914 der Ausbau des vorläufig in Angriff genommenen Bahnnetzes in den afrikanischen Kolonien mit 4563 km vollständig abgeschlossen sein wird, d. i. ungefähr soviel, wie heute in der Heimat die Eisenbahnbezirke Halle und Posen zusammen aufweisen. Der gegenwärtige Gesamtstand ergibt sich aus der Zusammenstellung, die der vorige Jahresbericht (S. 67) brachte. Für Kiautschou dürfte in beträchtlicher Ausdehnung ein Anschluß in das chinesische Gebiet bevorstehen.

Mancherlei Änderungen haben die Bahntarife erfahren. So ist auf den ostafrikanischen Bahnen ein neuer Tarif in Kraft getreten, der zu einem guten Teile Erleichterungen — allerdings auch gewisse Erhöhungen — bringt. Bedeutsam daraus ist die Einrichtung von Staffeltarifen im Tier- und Frachtgutverkehr mit Verbilligung der Frachtsätze bei zunehmender Entfernung. Für wichtige Landeserzeugnisse, namentlich Baumwolle, ist durch einen Ausnahmetarif eine bestimmte Höchstfracht vorgesehen. Ermäßigt sind die Tarife für Eisen und Stahl, Zement, Düngemittel usw. (Kolonialblatt S. 292). Eine Frachtvergünstigung genießt Ausstellungsgut (Kolonialblatt S. 571) — auch ein Zeichen des Aufschwungs unserer kolonialen Kultur.

Den Gipfel normativer Eisenbahnentwicklung erklimmt die vom Reichskanzler unter dem 15. Juli erlassene Kolonialeisenbahnbau- und Betriebsordnung (Kolonialblatt S. 679). Sie lehnt sich an die heimische Eisenbahnbau- und Betriebsordnung von 1904 an. Freilich mußten dabei einige Paragraphen ohne Inhalt bleiben, z. B. der über — Schneepflüge. Als größte Fahrgeschwindigkeit sind 40 km für die Stunde, mit Genehmigung des Gouverneurs 50 km für die Stunde vorgesehen. Unter dem 26. Februar 1913 hat der Reichskanzler auch eine Eisenbahnverkehrsordnung für die Kolonien im Anschluß an die heimische erlassen (Kolonialblatt 1913, S. 179).

II. Wege. Eine Wegeordnung für Südwestafrika vom 14. Juni (Kolonialblatt S. 710) betrifft die Bezirksstraßen und Verbindungswege abseits liegender Ansiedlungen mit den Bezirksstraßen oder Eisenbahnen, dagegen nicht die Gemeindewege. Die öffentlichen Wege werden durch den Bezirksamtmann bestimmt. Ihre Unterhaltung liegt dem Bezirksverbande ob, wobei besondere Interessenten an dem Wege zu besonderen Leistungen herangezogen werden können. In Zwischenräumen von 10—20 km sind größere Weideplätze auszuscheiden (wenigstens 200 ha), mit Brunnen und Tränkeinrichtungen versehen. Die Benutzung dieser Weideplätze ist den Anliegern für die Regel verwehrt. Samoa hat unter dem 17. Februar (Kolonialblatt S. 477) eine neue Wegeordnung ganz im Sinne des heimischen Rechtes erhalten, zunächst allerdings aber nur mit Geltung für Upolu. In

[1]) Schlüpmann im Kolonialblatt 1913 S. 138; Baltzer, die Erschließung Afrikas durch Eisenbahnen, mit einem Nachwort von Solf, 1913.

Kamerun hingegen sind die Bemühungen um eine Wegeordnung bisher nicht von Erfolg gekrönt.

III. Über die Schiffahrt ist das Wesentliche schon in dem 2. Abschnitte (Kolonie und Heimat) enthalten. Daß für das Landungswesen in Swakopmund und Lüderitzbucht auch in diesem Jahre wieder neue Bestimmungen in Kraft getreten sind, scheint unvermeidlich. Um endlich einen festeren dauerhafteren Boden zu gewinnen, ist nun aber schon jetzt der Abschluß neuer Landungsverträge zur Bewerbung ausgeschrieben (Kolonialblatt S. 989).

## F. Wirtschaftliches Hilfspersonal.

Die Rasse scheidet die Art der Tätigkeit in den Kolonien und demnach das Recht. Indessen wäre es verfehlt, wo Weiße und Farbige zu dem gleichen Ziele, dem Ausbau der Wirtschaft der Weißen sich zusammenschließen müssen, die Rasse als unübersteigbare Schranke für die rechtliche Regelung aufzurichten. Mit der Ausweitung der kolonialen Betriebe, der Landwirtschaft, des Handels, des Bergwesens, der Eisenbahnen, werden gewisse Zusammenhänge in dem Rechte der weißen Angestellten, gewisse Übergänge für das Recht der farbigen Arbeiter unabweislich. Es würde deshalb das Bild verzeichnen, wollte man sich darauf versteifen, das Arbeiterrecht in das Eingeborenenrecht einzureihen. Um so mehr als die wirtschaftlichen Verhältnisse, so in Ostafrika wie in Südwest und Kamerun, immer mehr dazu drängen, auch Farbige von weither anzuwerben [1]), die, wie sie kulturell sich von den Eingeborenen scheiden, auch rechtlich sich nicht in das Maß der Eingeborenen fügen lassen.

I. Weiße Angestellte. Es ist strittig geworden, inwieweit sie der Angestelltenversicherung, die das Reichsgesetz bei einem Jahresverdienste bis 5000 Mk. einführt, unterworfen sind. Das Direktorium der Reichsversicherungsanstalt für Angestellte unterwirft in seiner „Anleitung" über den Kreis der versicherten Personen vom 20. Juni 1912 auch die in den Kolonien beschäftigten Personen dem Gesetz, wenn ihre Tätigkeit nach Lage des besonderen Falles als Teil oder Ausstrahlung eines inländischen Betriebes anzusehen ist. Mit Recht [2]) ist auf die eigenartige Rechtslage hingewiesen worden, daß die Angestellten nur dann unter das Gesetz fallen, wenn der Hauptsitz des Unternehmens in Deutschland liegt, dagegen nicht, wenn das Unternehmen seinen Sitz in den Kolonien nimmt, womit eine ungleiche Belastung von Unternehmern und Angestellten in dem einen und in dem anderen Falle herbeigeführt wird. Nach Ostafrika ist durch die Unfallschutzverordnung vom 6. Juli (Kolonialblatt S. 786) der Betriebsschutz der heimischen Gewerbeordnung in der Einrichtung von Arbeitsräumen und Betriebsvorrichtungen übertragen worden ... allerdings nur so weit, als er bei billiger Berücksichtigung der Umstände durchführbar ist. Natürlich erstreckt sich dieser Schutz auch auf die nicht weißen Angestellten.

II. Chinesen. In Samoa, wo man auf die gelben Hilfskräfte trotz ihrer steigenden Kostspieligkeit angewiesen ist, trägt die Verordnung vom 6. Januar internationaler Empfindlichkeit dadurch Rechnung, daß sie die Chinesen zu Nichteingeborenen im Sinne des Schutzgebietsgesetzes erklärt. Die Folgen dieser Gleichstellung der Kulis mit weißen Arbeitern sind vor-

---

[1]) Vgl. die Verhandlungen im Kolonialwirtschaftlichen Komitee (Kol.-Bl. Nr. 10 S. 454) und Winkler in der Kolonialzeitung Seite 503.

[2]) Hupfeld in der Kolonialzeitung S. 862.



läufig nicht abzusehen. Allerdings gilt dies doch nur als Grundsatz. Die für die Praxis maßgebende Ausnahme trifft die Verordnung vom 9. Januar 1912 (Kolonialblatt S. 246). Chinesische Arbeiter dürfen danach erst gelandet werden, wenn der Regierungsarzt die Landung für zulässig erachtet. Ein vom Gouverneur bestellter Kommissar für die Aufsicht über die Arbeiter registriert sie und hat für die Einhaltung der dem Arbeitgeber obliegenden Pflichten zu sorgen. Der Arbeitgeber muß ihnen geeignete Wohnungen schaffen, bestimmt bemessene Beköstigung gewähren, den Lohn in nicht länger als monatlichen Zwischenräumen zahlen. Namentlich aber darf er den Arbeiter nicht länger als 10 Stunden täglich beschäftigen. Gegen den freien Verkehr der Chinesen sind durch Beschränkung und Kontrolle ihrer Ausgänge Vorkehrungen getroffen. Der Genuß von Opium und alkoholhaltigen Getränken ist ihnen verboten.

III. Eingeborene. Mangel und Unzuverlässigkeit eingeborener Arbeitskräfte ist die stetig wiederkehrende Klage. Wie sehr sie für Südwest berechtigt ist, zeigt der amtliche Jahresbericht für das Jahr 1911/12. Von der gesamten eingeborenen Bevölkerung mit 81949 Köpfen haben 11199 ihre Arbeitsstätte gewechselt und sind sogar in entlegene Bezirke übergewandert. 1998 sind einfach unter Bruch des Arbeitsvertrages davongelaufen und gar nicht zu ermitteln; hierbei handelt es sich fast ausschließlich um Farmarbeiter, nicht um Bergarbeiter. Es kann deshalb nicht wundernehmen, wenn die Landespolizei 1777 vagabundierende Eingeborene aufgegriffen hat, die von Viehdiebstählen ihr Leben fristeten.

### G. Maß und Gewicht, Geld und Kreditwesen.

Deutsches Maß und Gewicht ist in Ostafrika (15. November, Kolonialblatt 1913, S. 87) vom 1. April 1913 ab für den öffentlichen Verkehr vorgeschrieben, in Neu-Guinea schon vom 1. Oktober 1912 (Verordnung vom 27. August, Kolonialblatt S. 1081). Für Ostafrika hat sich jedoch der Gouverneur die Zulassung von anderen Maßen und Gewichten für bestimmte Waren und Betriebe, namentlich für den Verkehr nach und von dem Auslande vorbehalten.

In Ostafrika sollen neben den kupfernen Fünfhellerstücken auch Stücke aus Nickel ausgeprägt werden (Kaiserliche Verordnung vom 3. Juni, Kolonialblatt S. 678). Ein Zeichen für die günstige wirtschaftliche Lage in Ostafrika ist die Nachfrage nach höheren Zahlungswerten als sie bis jetzt vorhanden waren (5, 10, 50, 100 Rupien). Die Deutsch-Ostafrikanische Bank ist deshalb zur Ausgabe von Noten über 500 Rupien geschritten (Kolonialblatt S. 331). In Kamerun ist die Einfuhr fremder Silbermünzen im Betrage von mehr als 100 Mk. nur mit Erlaubnis des Gouverneurs zulässig (Verordnung vom 9. April 1912, Kolonialblatt 1913, S. 135).

Das Ereignis auf dem Gebiete des Kreditwesens ist die Gründung der „Südwestafrikanischen Boden-Kreditgesellschaft“, der durch Beschluß des Bundesrats vom 17. Oktober (Kolonialblatt S. 1082) die Rechtsfähigkeit verliehen ist. Die Gesellschaft, mit dem Sitze in Berlin, deren Verwaltung aber an einem vom Gouverneur zu bestimmenden Orte in Südwest zu führen ist, dient der Gewährung von Boden- und Kommunalkredit in den Gemeinden Deutsch-Südwestafrikas. Zu diesem Zwecke darf sie hypothekarische Darlehen gewähren und Hypothekenpfandbriefe ausgeben, auch weitere Geschäfte betreiben, die im einzelnen hier nicht interessieren. Ihr Grundkapital beträgt 1 Million Mark in Inhaberanteilen über je 100 Mk.

Die Anteilinhaber erhalten von dem Reingewinn zunächst 5 % des Grundkapitals, die weitere Gewinnverteilung ist durch die Satzung (§ 21) festgelegt. Von dem Aufsichtsrate (5—15 Personen) muß wenigstens die Hälfte die Reichsangehörigkeit besitzen. Für den durch den Aufsichtsrat zu bestellenden Vorstand (wenigstens zwei Personen) ist das Erfordernis nicht vorgesehen.

Das Werkzeug ist geschaffen. Möchte es nun auch wirken!

## V. Rechtspflege.

Die Rechtspflege in unseren Kolonien kann sich, vorsichtig gesprochen, mit der Justiz in den außerdeutschen Kolonien sehr wohl messen. Sie wahrt den Ruf zuverlässiger Organisation nicht minder als die eigentliche Verwaltung der Kolonien. Nur an der Ausbreitung der Gerichtsstätten fehlt es noch mehrfach. Daß hier aber nach Kräften unter Berücksichtigung der finanziellen Möglichkeiten geholfen wird, darf man auch von dem abgelaufenen Jahre erklären. Durchgreifendere Hilfe habe ich in den früheren Berichten vorgeschlagen. Sie würde aber zugleich ein Eingreifen der Gesetzgebung erfordern oder doch erwünscht machen. Und darauf wird man zunächst, wie es scheint, verzichten müssen. Vielleicht bringt der neue Gesetzentwurf über den Kolonialgerichtshof in der Heimat, der noch im Schoße des Bundesrats ruht, doch noch etwas mehr als bloß die Regelung der dritten Instanz [1]). In Ostafrika ist ein neues Bezirksgericht in Tabora errichtet worden (Kolonialblatt S. 746). Den wiederholten Wünschen aus Ansiedlerkreisen ist ferner durch Delegierung eines Gerichtsassessors nach Moschi Rechnung getragen (Kolonialzeitung S. 556). In Kamerun hat die Anschließung des Neulandes auch eine Zuteilung an die schon bestehenden drei Bezirksgerichte erforderlich gemacht (Kolonialblatt S. 1073), die man allerdings wohl nur als einen Notbehelf zu betrachten haben wird. Für Togo wird über Mangel an Richterkräften geklagt. Eine interessante Neuerung ist das Abkommen mit der Preußischen Justizverwaltung, wonach tropendiensttaugliche und mit gutem Zeugnisse ausgestattete Gerichtsreferendare einen Teil des Vorbereitungsdienstes bei den Gerichten der Schutzgebiete ableisten dürfen. Sie werden für diesen Zweck auf die Dauer von höchstens einem Jahre aus dem Heimatsdienste beurlaubt und bei einem Bezirksgerichte, für kurze Zeit auch bei dem Obergerichte, in Ostafrika, Südwestafrika oder Kamerun beschäftigt (in Kiautschou besteht eine entsprechende Einrichtung schon seit längerer Zeit). Bei durchgängig befriedigenden Leistungen ist die vorzugsweise Verwendung derart vorgebildeter Assessoren für den höheren Justiz- und Verwaltungsdienst in den Kolonien vorgesehen. Die Höhe der Kosten des Aufwandes wird allerdings den Kreis der Bewerber und der Befähigten stärker einengen als es im Interesse der Kolonien zu wünschen wäre.

Daß in Togo die Gebühren in Sachen der freiwilligen Gerichtsbarkeit durch Verordnung vom 9. April und die Gebühren der Rechtsanwälte, wie anderwärts auch, auf den doppelten Betrag der heimischen Sätze durch Verordnung vom 17. Mai festgesetzt worden sind (Kolonialblatt S. 475, 649), soll einer gewissen Vollständigkeit halber noch erwähnt sein.

[1]) Crusen in der Zeitschrift für Kolonialpolitik 14 S. 545.



## VI. Eingeborene.

Die Eingeborenen verlieren mehr und mehr die Eignung, isoliert behandelt zu werden. Selbst wo für sie Reservate geschaffen sind, ist dies doch nur eine bedingte und zeitweilige Schutzwehr gegen das rechtliche Zusammentreffen mit den Weißen. Maßnahmen, die auf die Eingeborenen Bezug haben, mußten uns deshalb durch den ganzen Jahresbericht beschäftigen: Mischlinge, Polizeitruppe, gewerbliches Hilfspersonal, Wandergewerbe, Pressewesen u. a. m. Es kann sich deshalb hier nur noch um einige Zusätze handeln.

In Togo ist für Bürgschafts- und Schuldübernahmeerklärungen im Betrage von mehr als 100 Mk. Beurkundung oder Beglaubigung durch eine örtliche Verwaltungsbehörde erforderlich (Verordnung vom 2. Oktober, Kolonialblatt S. 1132). In Kamerun ist durch Verordnung vom 15. November (Kolonialblatt 1913, S. 90) das Verbot gewisser Kreditgeschäfte in Gummihandel — sog. Trustgeschäfte — ausgesprochen. Danach ist es verboten und nichtig, an Eingeborene Waren oder Geld auf Vorschuß mit der Abrede zu geben, daß die Gegenleistung in der Lieferung von Gummi bestehen soll. Ist den Eingeborenen auf Grund solcher Geschäfte etwas geleistet worden, so kann es nicht zurückgefordert werden. In Samoa beschränkt die Verordnung vom 20. August[1]) die Eingeborenen in der Verfügung über ihre Ländereien, in der Absicht, ihnen den Grund und Boden zur Bearbeitung (!) durch sie und ihre Nachkommen zu erhalten. Zu diesem Zwecke ist für den Übergang des Eigentums vom Eingeborenen auf den Nichteingeborenen grundsätzlich ein gerichtlicher Vertrag und schriftliche Genehmigung des Gouverneurs erforderlich.

Aus der Verringerung der Aufwendungen für die Erkundung fremder Kolonialrechte in dem Etat für 1913 darf man vielleicht den Abschluß der für die Kodifikation des Eingeborenenrechts erforderlichen Vorarbeiten entnehmen.

Ein Verwaltungszweig, auf dem behördliche Verordnungen allein nichts vermögen, der einem bloßen Dekretieren geradezu widerstrebt wie das Schulwesen, gerät leicht in Gefahr, bei einer Betrachtung der Verwaltung nach dem Maße des Aufwandes an Verordnungsmühe gemessen und dabei in der Schätzung hintangesetzt zu werden. Dem ist auch das Eingeborenen-Schulwesen, wie man in der Beurteilung überwiegend wahrnehmen kann, verfallen. Eine arge Unrichtigkeit! Das kann man jetzt aus der mühevollen Darstellung[2]) ersehen, die aus den Denkschriften einmal die zerstreuten Angaben über die geistige Arbeit an den Eingeborenen heraushebt. Der Einblick in die Verhältnisse ist allerdings nicht leicht zu gewinnen, da sie sich nach Ort und Zeit verschieden entwickelt haben und da die Kolonialregierung selbst nur ergänzend neben den Missionen (in Südwest überhaupt nicht) tätig eingreift, die eine außerordentlich umfassende dankenswerte Tätigkeit auf diesem Gebiete fortgesetzt entfalten. Staatliche Beiträge erscheinen in den Etats als Fonds zur Verbreitung der deutschen Sprache. Die deutsche Sprache ist überall Lehrgegenstand, wenn auch nur in West-

---

[1]) Samoanisches Gouvernementsblatt Band IV. Nr. 34, Seite 155.

[2]) v. König, Die Eingeborenen-Schulen in den deutschen Kolonien Afrikas und der Südsee (Koloniale Rundschau Mai 1912 bis Januar 1913). Grundlegend bleibt Mirbt, Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten 1910, 5. Kapitel.

afrika Unterrichtssprache. Im übrigen mag die folgende Aufstellung zur Erläuterung dienen:

| | Regierungs-schüler | Missionsschüler ev. | Missionsschüler kath. | Etatsbeiträge M. (1912) |
|---|---|---|---|---|
| Kamerun (1911) . . | 730 | 20 000 | 6 500 | 20 000 |
| Togo (1911) . . . | 300 | 4 400 | 5 800 | 15 000 |
| Ostafrika (1911) . . | 4000 | 19 840 | 30 610 | 20 000 |
| Südwest (?) . . . | — | 2 500 | 850 | 9 000 |
| Neu-Guinea (?) . . | 500 | 16 140 | 6 555 | 13 000 |
| Samoa (?) . . . . | 60 | 8 800 | 1 650 | 5 000 |

Über die Besteuerung der Eingeborenen vgl. unter VII.

## VII. Kolonialfinanzen.

Nach dem Etat für die Schutzgebiete[1]) stellt sich das Finanzbild folgendermaßen (in 1000 Mk. abgerundet):

| | 1912 Ordentl. Etat | 1912 Außer-ordentl. Etat | Darin Reichs-zuschuß | Reichszuschuß 1911 | Reichszuschuß 1913 |
|---|---|---|---|---|---|
| Ostafrika . . . . . . . . | 19 322 | 17 250 | 3 618 | 3 543 | 3 604 |
| Kamerun . . . . . . . . | 9 585 | 8 050 | 2 345 | 2 313 | 2 804 |
| Togo . . . . . . . . . . | 3 151 | 25 | — | — | — |
| Südwestafrika . . . . . . . | 36 019 | 9 000 | 13 828 | 11 416 | 14 756 |
| Neu-Guinea . . . . . . . | 2 764 | — | 1 207 | — | — |
| Samoa . . . . . . . . . | 950 | — | — | 760 | 1 327 |
| Kiautschou (und ostasiatisches Marinedetachement) . . . | 14 640 | — | 8 297 | 7 704 | 9 508 |
| | 86 431 | 34 325 | 29 295 | 25 736 | 31 999 |

In der Steuergesetzgebung ist bis zu einem gewissen Grade schon ein Beharrungszustand eingetreten; die Schlacht- und Hundesteuer für Neu-Guinea vom 22. Oktober (Kolonialblatt 1913, S. 3) ist ein Nachkömmling.

Auch die Besteuerung der Eingeborenen ist nur wenig entwickelt worden. Zu erwähnen wäre, daß in Neu-Guinea bei einer Anzahl von Gemeinden die Kopfsteuer von 5 Mk. auf 10 Mk. erhöht worden ist (Kolonialzeitung S. 574).

Die Zollverordnung für Kamerun vom 1. August 1911 hat bis zum 1. Mai 1912 Zeit gebraucht, um in das Kolonialblatt Eingang zu finden, wiewohl ihre Geltung schon auf den 1. Oktober 1911 angesetzt war. Noch übertroffen ist diese Langsamkeit durch die Übermittlung der Verordnung für Südwest vom 11. März 1911 über Einfuhr und Vertrieb geistiger Getränke, die schon am 1. April 1911 in Kraft getreten, im Kolonialblatte aber erst im Mai 1912 (S. 396) abgedruckt worden ist. Der Inhalt solch weit zurückliegender Verordnungen kann hier nicht mehr berücksichtigt werden. Ich möchte jedoch nicht unterlassen hervorzuheben, daß die Zollordnung für Kamerun nicht weniger als 30 bisher bestehende Vorschriften

[1]) Ausführliches über den Haushalt der Schutzgebiete wird am Schlusse dieses Jahrbuchs gebracht.

außer Geltung gesetzt hat — ein bedeutsamer Schritt in der Richtung auf die Rechtseinheit. Eine Zollerhöhung verzeichne ich für Kamerun auf Spirituosen, Schaumwein und Bier (14. Mai, Kolonialblatt S. 648); für Neu-Guinea in der Steigerung des Ausfuhrzolls für Paradiesvögelbälge und -Federn von 5 Mk. auf 20 Mk. (Verordnung vom 22. November, Kolonialblatt S. 218). Auf der anderen Seite hören wir von einer Beseitigung des Zolls auf alle zum Bau, zum Betrieb und zur Unterhaltung von Funkentelegraphen- und Kabelstationen bestimmten Maschinen und sonstigen Gegenstände (Kamerun, 12. November, Ostafrika, 21. November).

Vierter Abschnitt.

## Kolonie und Ausland.

Die wichtigen Grenzfragen, die das Jahr 1912 ihrer Abwicklung ein tüchtiges Stück näher brachte, sind bereits an erster Stelle dieses Berichtes erwähnt. Was an internationalen Beziehungen außerdem unsere Kolonien berührt hat — die politische Umwälzung in China hat unser Schutzgebiet unberührt gelassen —, betrifft dieses Mal nur Punkte, die an Wichtigkeit demgegenüber zurücktreten oder doch noch nicht genügend geklärt sind.

Hierhin zähle ich die Nachrichten über Verhandlungen zwischen Deutschland und England, die auf den Kolonialbesitz Portugals abzielen sollen. Sie haben den portugiesischen Minister des Äußeren zu der überraschenden Erklärung bewogen, daß zwischen England und Deutschland keinerlei Vertrag über portugiesischen Kolonialbesitz bestünde. Anzweifeln darf man dabei allerdings, daß der portugiesische Minister über Abmachungen zwischen Deutschland und England, die ja im Jahre 1900 nach dem Erwerbe der Karolineninseln getroffen sein sollen — amtlich sind sie von deutscher Seite damals freilich bestritten worden — vollständig unterrichtet ist.

Ein anderer Vorfall rief unsere kolonialen Kreise lauter auf den Posten. Es ging die Rede, daß zwischen England und Belgien ein Abkommen zur neuen Festlegung einer Grenze zwischen Britisch-Ostafrika und der Kongokolonie getroffen oder geplant sei. Ein schmaler Streifen von 50—60 m Breite sollte auf 100 km Länge an England abgetreten werden, um ihm die Durchführung der Cap-Cairobahn durch ausschließlich englisches Gebiet zu ermöglichen. Es ist nicht anzunehmen, daß Deutschland diesem Vorgehen weniger entschieden entgegengetreten ist als es bei dessen Vorläufer, dem Plane einer Pachtung im Jahre 1894, geschehen war. Nicht abschnüren darf sich Deutschland oder ein anderer Staat jetzt noch lassen von den großen Verkehrsadern, die in absehbarer Zeit den dunklen Erdteil durchqueren werden und die für die gesamten kolonisierenden Staaten den gebührenden Anteil an den Verkehrsmitteln zur wirtschaftlichen Erschließung Afrikas sichern.

In die Reihe dieser Staaten ist durch den Frieden zu Lausanne vom 18. Oktober jetzt auch Italien eingetreten, das den letzten Augenblick nutzte, um im Angesichte des heimischen Festlandes ein brachliegendes, mehr und mehr von den Nachbarn eingedämmtes Stück wertvollen afrikanischen Bodens sich anzugliedern. Mit dem Erwachen des kolonisatorischen Triebes im Römertume der Gegenwart mündet koloniale Geschichte wieder in den breiten Strom der Weltgeschichte.

# Kolonialgeschichte.

Von Oberregierungsrat Dr. **Jacobi,** Königsberg i. Pr.

Je mehr die Entwickelung unserer Kolonien fortschreitet, je weitere Kreise an ihnen praktisch interessiert sind, je intensiver die koloniale Wirtschaft zu einem integrierenden Bestandteil unserer gesamten Volkswirtschaft sich auswächst, desto größeren Umfang nimmt auch die theoretische Beschäftigung mit den Kolonien, die Kolonialwissenschaft an. Und desto mehr legt sich das, was man ursprünglich unter dem Begriff Kolonialwissenschaft zusammenfaßt, in einzelne Disziplinen auseinander. So hat sich das Kolonialrecht schon so gut wie selbständig gemacht. So sind der kolonialen Wirtschaftstechnik in dem Tropenpflanzer, den Veröffentlichungen von Amani und anderen Schriften besondere literarische Organe entstanden, die diesen Zweig selbständig und ausschließlich bearbeiten.

Ein Zweig der Kolonialwissenschaft aber, der noch wenig beachtet ist, dem es an Begrenzung des Inhalts, an systematischer Ausgestaltung, an einer Literatur und bestimmten literarischen Organen noch ganz fehlt, ist die Kolonialgeschichte. Und dennoch ist deren Bearbeitung nicht nur wissenschaftlich notwendig, sondern auch praktisch sehr wertvoll. Ich möchte zunächst auf die letztere Seite der Sache ein wenig eingehen. Die Kolonialgeschichte hebt, und das ist sehr wichtig, die deutsche Kolonialpolitik aus der Isolierung, sie stellt sie in den großen Zusammenhang der europäischen Gesamtgeschichte. Sie zeigt uns, daß dieselbe Entwicklung, die in Deutschland Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts einsetzte, bei allen großen europäischen Völkern zu demselben Zeitpunkt einsetzt, wie bei uns. Dieser Zeitpunkt ist überall derselbe und zwar ist es der Augenblick, wo jedes Volk seine äußere Unabhängigkeit und innere Einheit erreicht hat. Das ist z. B. in England das Ende der Rosenkriege. Heinrich VII., der Richard III. schlug und das Haus der Tudors begründete, sandte Cabot aus und verhandelte mit dem Bruder des Columbus. Dieser selbst lief im Auftrage des Königs von Spanien in demselben Jahre 1492 aus, in dem die letzten Mauren von Spaniens Boden vertrieben wurden. In Holland folgte der Erringung der Unabhängigkeit der vereinigten Niederlande sofort die Eroberung der Molukken. In Frankreich war der Zeitpunkt, wo die innere Einheit durch Beendigung der Hugenottenkriege und des Krieges der Fronde erreicht war, auch derselbe, der die ersten französischen Kolonialunternehmungen sah, und in Rußland begann die Eroberung Sibiriens unter demselben Zaren, der der Tatarenherrschaft ein Ende machte. So mußte es, kann man sagen, in Deutschland (ebenso wie in Italien) nach der Einigung 1870 ebenso kommen. Es ist von großer Bedeutung, auf diese Parallelen hinweisen zu können. Weite Kreise sehen von vornherein die Kolonialpolitik mit anderen Augen an, wenn sie in ihr eine Erscheinung der europäischen Gesamtentwicklung

erkennen, als wenn sie sie für eine isolierte Idee Bismarcks, oder einiger Hamburger Kaufleute, oder des Dr. Peters halten, die auch ebensogut hätte ohne Folgen bleiben können.

Fördert aber das Studium der Kolonialgeschichte die Einsicht in die geschichtliche Notwendigkeit der Kolonialpolitik als einer natürlichen Entwicklung des nationalen Lebens, so lehrt sie ebenso auch Gerechtigkeit und richtiges Verständnis für die Bestrebungen anderer Völker und damit durch die mögliche Vergleichung richtige Würdigung der eigenen Leistungen. Es ist jetzt so oft davon die Rede, das deutsche und das englische Volk müßten sich besser kennen lernen. Dazu kann es, wenigstens für Deutschland, keinen besseren Weg geben, als das Studium der Kolonialgeschichte, denn die englische Geschichte ist im wesentlichen Kolonialgeschichte. Nicht nur die äußere, sondern auch die innere Politik Englands wird seit dem 17. Jahrhundert auf das stärkste durch die Beziehungen zu den Kolonien beeinflußt. In welchem anderen Lande der Welt hätte es vorkommen können, daß die Notwendigkeit einer Parlamentsreform u. a. damit begründet wird, der Einfluß eines indischen Fürsten auf die Massen müsse beseitigt werden, wie dies in England in der Zeit des jüngeren Pitt (1782) der Fall war. Lehrt uns aber die Kolonialgeschichte Gerechtigkeit gegenüber den kolonialen Leistungen anderer Völker, selbst gegenüber solchen, die wir, wie z. B. die Spanier gewöhnlich stark unterschätzen, so lehrt sie uns auf der anderen Seite auch eine gerechtere Beurteilung unserer eigenen Leistungen, sie zeigt, daß auch anderen Völkern blühende Kolonien nicht vom Himmel gefallen sind, sondern erst durch oft lange und schwere Arbeit entwickelt werden mußten, und zeigt uns ferner, daß dieselben Fehler, die an unserer Kolonialpolitik in oft so bitterem Tone gerügt wurden und werden, auch von anderen Völkern in gleicher Weise begangen worden sind, daß auch diese haben Lehrgeld zahlen müssen. Das Studium der Kolonialgeschichte bewahrt uns aber auch vor falschen Vergleichungen und falschen Erwartungen. Es zeigt uns, daß so riesige und plötzliche Gewinne aus den Kolonien, wie sie etwa die ersten Zeiten der spanischen Conquista, oder die holländischen Handelskompagnien des 17. Jahrhunderts oder die Britisch-ostindische Kompagnie im 17. und 18. Jahrhundert aufzuweisen hatten, in unserer Zeit nicht mehr möglich sind und warum dies nicht der Fall ist.

Auch die einzelnen Fragen der Kolonialpolitik, an deren praktischer und theoretischer Lösung wir uns heute abmühen, erfahren durch die Geschichte eine oft überraschende und für unser heutiges Verfahren wertvolle Beleuchtung.

Die Verschiedenheit der Verhältnisse in Siedlungs- und Pflanzungskolonien, die auch in vielen Dingen — ich erinnere nur an Eingeborenenfrage und Bodenfrage — oft durchaus verschiedenes praktisches Verhalten bedingen, treten im Lichte der Geschichte ganz anders und klarer hervor, wie wenn man der Erörterung nur die noch nicht klar herausgearbeiteten, unentwickelten Verhältnisse unserer heutigen deutschen Kolonien zugrunde legt. Im einzelnen verweise ich für die Frage der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit auf die spanische und holländische Kolonialgeschichte, für die Strafkolonisation auf die englische und russische, für die Alkoholfrage auf die französisch-englische im 18. Jahrhundert, für die Zollfrage auf die englische, für die Arztfrage desgleichen, ebenso für die Verkehrsfragen aller Art, für die Eingeborenenfrage in ihrer ganzen Vielseitigkeit auf die Kolonial-

geschichte aller europäischen Völker, die zur Beleuchtung aller der vielen noch heute lebendigen Probleme die zahlreichsten kostbarsten Beispiele bietet.

Für die systematische Einteilung der Kolonialgeschichte bietet sich zunächst die Gliederung in die Kolonialgeschichte des Altertums, des Mittelalters und der Neuzeit, wobei die Geschichte des Altertums und Mittelalters zusammenzufassen und der „überseeischen" neuzeitlichen gegenüberzustellen ist. Diese letztere nun wieder, die Kolonialgeschichte im eigentlichen Sinne, ist in eine Anzahl von Perioden einzuteilen, und zwar im wesentlichen in fünf. Die erste ist die portugiesisch-spanische Epoche, die Entschleierung der Ozeane und die daran schließende Kolonisation. Die zweite das Eintreten der nördlichen Völker, Holländer, Franzosen und Engländer in die Kolonialpolitik, die Epoche der großen Handelskompagnien. Die dritte bringt den hundertjährigen Kampf Englands und Frankreichs um die koloniale Vorherrschaft, der mit Englands Sieg und der Begründung des britischen Weltreichs endet. Die vierte Epoche ist die Ausgestaltung dieses Weltreichs, das Ausscheiden Spaniens und das Wieder- und Neuauftreten Frankreichs und Rußlands. Die letzte Epoche endlich seit etwa 1880 zeigt das Eintreten aller großen europäischen Nationen, sowie der Vereinigten Staaten und Japans in die Bahnen der Kolonialpolitik. In die zweite Epoche fallen auch die früheren Ansätze zu einer deutschen Kolonialpolitik, wohin außer den Bestrebungen des Großen Kurfürsten auch die der Kurfürsten von Bayern, des Kurfürsten zu Mainz, einzelner Männer wie Becher, und die Gründung der Kompagnie von Ostende durch Kaiser Karl VI. gehören. Auch im übrigen ist mit der vorstehenden Periodeneinteilung die neue Kolonialgeschichte natürlich nur in ganz groben Umrissen charakterisiert. Auch in der zweiten und dritten Periode geht z. B. die spanische Kolonisation in Südamerika weiter und zeitigt gerade in dieser Periode sehr interessante Erscheinungen, in der dritten Periode geht neben dem Kampf Englands und Frankreichs die Erschließung Australiens und der Südsee her, und in der vierten bringt die holländische Kolonialgeschichte die großartige Entwicklung Javas durch den „Kultuurstelsel". Es kann nun hier nicht meine Aufgabe sein, und ist auch nicht meine Absicht, die Perioden und Ereignisse der neueren Kolonialgeschichte im einzelnen durchzugehen, hinweisen wollte ich nur darauf, ein wie reiches Feld sich hier dem Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber eröffnet, und wie reiche Früchte auch für eine vertiefte Erkenntnis und Klärung der heute zur Frage stehenden Kolonialprobleme hier zu ernten sind. Dieses Feld ist aber in Deutschland noch wenig bebaut. Es ist ja natürlich, daß die älteren Kolonialländer auf geschichtlichem Gebiete eine reichere Literatur besitzen und auch jährlich neue Publikationen aufzuweisen haben. So z. B. Spanien, das jährlich eine Anzahl Werke über die Zeit der amerikanischen Kolonisation herausbringt, und auch Kolonien, wie Kanada, die bereits auf eine längere Geschichte zurückblicken. In Deutschland kann die Geschichtsliteratur, soweit sie sich auf die deutschen Kolonien bezieht, naturgemäß noch keine sehr reichhaltige sein, obwohl es auf dem Gebiete der deutschen Kolonialgeschichte schon eine Legendenbildung gibt, der eine nüchterne Geschichtsdarstellung entgegenzusetzen wäre. Auch die historische Vergangenheit einiger unserer deutschen Kolonien vor der deutschen Besitzergreifung, so namentlich Ostafrikas und teilweise Kameruns, ist der Erforschung wert und bedürftig. Auf diesem Gebiete liegt ja auch schon manches vor, ich erinnere z. B. an Strandes' „Aus der

Portugiesenzeit Ostafrikas". Im ganzen ist aber die Beteiligung Deutschlands an der kolonialen Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung eine ziemlich geringe und in den eigentlich kolonialen Kreisen findet dieser Zweig der Kolonialliteratur noch wenig Beachtung. Charakteristisch dafür ist, daß die bekannten Übersichten über die Kolonialliteratur, die von der deutschen Kolonialgesellschaft jährlich herausgegeben werden, überhaupt keinen Abschnitt für Kolonialgeschichte enthalten. Die wenigen geschichtlichen Werke, die in den Übersichten enthalten sind, finden sich in den verschiedensten Abschnitten zerstreut. Von zusammenfassenden Werken besitzen wir nur das kleine, in seiner Art allerdings vortreffliche Werk von Dietrich Schaefer „Kolonialgeschichte" in der Göschenschen Sammlung. Zu Gesamtgeschichten ist auch vielleicht noch nicht die Zeit, aber an Einzeluntersuchungen und -Darstellungen sich zu beteiligen, ist meines Erachtesn aus den verschiedenen von mir dargelegten Gründen auch für Deutschland dringend zu empfehlen.

---

# Das zollpolitische Verhältnis zwischen Kolonie und Mutterland[1]).

Von Dr. **F. Zadow,** Privatdozent an der Universität Greifswald.

In der Kolonialpolitik des 17. und 18. Jahrhunderts galt es als selbstverständlich, daß der Handel und Verkehr mit den Kolonien dem Mutterlande vorbehalten blieb, welches das Monopol besaß in der Ausfuhr von Waren nach seinen überseeischen Besitzungen und in dem Bezuge von Rohstoffen von dorther. Dieses Vorgehen schien anfangs gerechtfertigt; denn die kolonialen Unternehmungen erheischten einen großen Kostenaufwand, der auf diese Weise seine Deckung fand. Spanien und Portugal waren es, die dieses Monopolsystem begründeten, dem alle älteren Kolonialnationen folgten und man kann sagen, daß es bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein praktisch in Geltung war. Das Prinzip der Ausbeutung der Kolonien, auf deren eigene wirtschaftlichen oder gar kulturellen Interessen bei diesem System nicht die geringste Rücksicht genommen wurde, wurde in einer Weise durchgeführt, daß man die ganze volkswirtschaftliche Doktrin des Merkantilismus vielfach als ,,Kolonialsystem" bezeichnet hat. Es konnte nicht ausbleiben, daß die mit dem herrschenden handelspolitischen System verbundenen Monopole, Zoll- und Sperrungsmaßregeln im Laufe der Zeit die ungünstigsten Folgen zeitigten. Schon zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatte kein geringerer als der große Philosoph und Staatsmann Francis Bacon von Verulam in seinem tiefdurchdachten Essay of Plantations (de plantationibus populorum et coloniis) empfohlen, den Kolonien anfänglich Freiheit von Zöllen und die Erlaubnis zu gewähren, ihre Erzeugnisse dorthin absetzen zu können, wo sie den besten Preis erzielten: ,,Let there be freedoms from custom, till the plantation be of strength; and not only freedom from custom, but freedom to carry their commodities where they make their best of them [2])."

Aber erst im 18. Jahrhundert ging man daran, die Berechtigung der geltenden Theorien gründlich zu untersuchen, und man kam dabei vielfach zu der Überzeugung, daß die Monopole und Verbote ihren Zweck nicht erreichten. Die Freihandelstheorie gewann mehr und mehr an Boden, und Maßregeln, wie Schiffahrtsgesetze, Monopole und Zollvergünstigungen schienen einer nie wiederkehrenden Zeit anzugehören [3]).

In der jüngsten Zeit indessen hat sich — zumal in der kolonialen Zollpolitik — ein Umschwung vollzogen.

---

[1]) Vgl. hierzu den gleichnamigen Aufsatz des Verfassers in der ,,Kolonialen Zeitschrift" 1910 Nr. 32, 33, 34.
[2]) The Works of Francis Bacon, Vol. VI, London 1890, S. 459.
[3]) Zimmermann, Kolonialpolitik, 1905, S. 234.

Natürlich kann die moderne Kolonialpolitik nicht mehr so weit gehen, wie ihre Vorgängerin früherer Jahrhunderte, die nicht nur eine systematische Förderung industrieller Tätigkeit in ihren Kolonien unterließ, sondern auch etwaige derartige Anfänge einer industriellen Entwicklung durch allerlei Zwangsmaßregeln zu hemmen suchte. Eine derartige brutale Kolonialpolitik — es wird unten bei der Erwähnung des Abfalls der nordamerikanischen Kolonien von Großbritannien noch darauf zurückzukommen sein — die einzig und allein das Interesse der Fabrikateausfuhr des Mutterlandes im Auge hat, ist auf die Dauer nicht ausführbar. „Wenigstens gilt dies für Gebiete gemäßigter Zone mit einer kräftigen, selbstbewußten Bevölkerung, deren Lebensverhältnisse von denen der Völker Europas nicht allzusehr verschieden sind. Aber in den tropischen und subtropischen Gebieten mit Bevölkerungen geringeren Kulturgrades und schwächerer politisch-militärischer Leistungsfähigkeit und Energie hat sich diese alte Kolonialpolitik, wenn auch im abgeschwächten Maße erhalten. Sie hält sich zwar heutzutage auch in den Tropen und Subtropen von brutaler Unterdrückung aufkeimender industrieller Tätigkeit im allgemeinen fern; doch wenden die dortigen Kolonialregierungen ihre Aufmerksamkeit der Förderung landwirtschaftlicher und bergbaulicher Rohproduktion nicht mit größerem Eifer zu, als irgendwelchen industriepolitischen Angelegenheiten. Daß sie dies aber zumeist ohne größeren Schaden für das wirtschaftliche Emporkommen der betreffenden tropischen und subtropischen Gebiete tun können, ist um so wichtiger, als hiervon die dauernde Anwendbarkeit dieser Kolonialpolitik abhängt. Denn eine durch gewaltsame schädliche Eindämmung ihrer wirtschaftlichen Entwicklung schwer gereizte Tropen- oder Subtropenbevölkerung hätte bei dem heutigen eifrigen weltpolitischen Wettbewerb und dem Aufkommen überseeischer Großmächte (Vereinigte Staaten, Japan) doch manche Mittel zur Verfügung, ihren Unterdrückern Schwierigkeiten zu bereiten und ihnen die Ausübung ihrer brutalen Herrschaft zu verleiden [1].“

Wie schon erwähnt, äußert sich die wiedererwachte Schutzzollehre auch in der kolonialen Zollpolitik. Da jedoch die Zollpolitik naturgemäß aufs innigste mit der allgemeinen Handelspolitik zusammenhängt, so erscheint eine kurze Betrachtung über ihre Entwicklung in den wichtigsten Kolonialreichen hier unbedingt notwendig.

Was zunächst Portugal betrifft, so sehen wir, daß die Regierung den Handel mit ihren überseeischen Gebieten, sowie zwischen ihnen und den wichtigsten Reichen in Asien und Afrika sich fortgesetzt allein vorbehielt, den Verkehr zum ausschließlichen Recht ihrer Schiffe machte und die wertvollsten Erzeugnisse Indiens, die Gewürze, außerdem zu ihrem Monopol erklärte. Da der Wettbewerb Ägyptens und anderer Länder gewaltsam vernichtet wurde, so konnte die portugiesische Regierung nach Belieben den Handel innerhalb ihrer britischen Besitzungen und den Verkehr zwischen ihnen und anderen Gebieten mit Abgaben belasten. Obgleich Portugal bereits zu Ende des 16. Jahrhunderts nicht mehr imstande war, fremde Wettbewerber von Indien und Afrika noch länger auszuschließen, entschloß es sich doch erst im Jahre 1752 zur Aufhebung des Handelsmonopols. In dem von Privatleuten entdeckten und kolonisierten Brasilien hat sich eine vollständige Monopolisierung des Verkehrs zu keiner Zeit durchführen lassen, da Portugal nicht imstande war, das ganze große Gebiet vollständig zu be-

[1]) Schilder, Entwickelungstendenzen der Weltwirtschaft, 1912, Bd. I. S. 240.

setzen, und da Franzosen, Holländer und Spanier fortdauernd an einem oder dem anderen Punkte Niederlassungen unterhielten. Die portugiesische Regierung führte aus diesem Grunde im Laufe der Zeit Ein- und Ausfuhrzölle für Waren jeder Herkunft ein, wobei die nicht aus Portugal kommenden 10 Prozent Zuschlag zu zahlen hatten. Nach der Emanzipierung Brasiliens im Jahre 1822 wurden alle Beschränkungen des fremden Handels abgeschafft und alle fremden Waren im Zolle gleichgestellt.

Während Portugal in dem afrikanischen Besitz, der ihm nach den Revolutionskriegen — außer dem unbedeutenden Besitz an der vorderindischen und chinesischen Küste und im Sundaarchipel — fast allein zu seiner unbeschränkten Verfügung geblieben war, das alte Monopolsystem bis Ende des 18. Jahrhunderts durchzuführen versuchte, wurde endlich im 19. Jahrhundert allen Nationen der Verkehr mit diesen Kolonien erlaubt: einerseits wurden jedoch den portugiesischen Schiffen und Waren Zollvorteile in wechselnder Höhe eingeräumt und andererseits begünstigte man die Einfuhr der kolonialen Erzeugnisse im Mutterland. Nach diesem System, welches noch heute in Kraft ist, zahlen Erzeugnisse der portugiesischen Kolonien, die auf portugiesischen Schiffen ins Mutterland gebracht werden, dort nur die Hälfte der Zollsätze des Generaltarifs, und diesen Vorteil genießen auch die aus Portugiesisch-Afrika, Portugiesisch-Indien und Timor auf fremden Schiffen nach Portugal eingeführten Waren.

Die portugiesischen Kolonien haben dem Mutterlande Zollvorteile in verschiedener Höhe eingeräumt; so haben auf den Kapverdischen Inseln die mutterländischen Erzeugnisse und diejenigen der anderen portugiesischen Kolonien meist 8 Prozent, in St. Thomas, Ambriz, Angola und Mozambique 10 Prozent des Tarifs zu entrichten, während die Insel Prinzipe überhaupt keine Zölle von ihnen erhebt. Auch unterliegen die nach dem Mutterlande gehenden Erzeugnisse geringeren Exportgebühren, als die nach fremden Staaten bestimmten [1]).

Es ist klar, daß die Industrie Portugals, welche etwa 100 000 Arbeiter beschäftigt, aus der Vergünstigung, daß ihre Produkte, besonders Baumwollwaren, mit 90 Prozent Zollnachlaß in Portugiesisch-Ostafrika eingehen, großen Nutzen zieht. Hinzukommt, daß dem Handel große Vorteile dadurch erwachsen, daß eine Zentralisierung in Lissabon stattfindet: es werden nämlich manche nicht portugiesische Waren durch Verzollung in Lissabon nationalisiert und alsdann nach Westafrika zur Erreichung des 90 %igen Zollnachlasses weitergesandt; ferner muß die Ausfuhr wegen der Differenzierung zunächst nach Lissabon erfolgen, und erst von hier findet dann die Weiterversendung nach Deutschland statt.

Noch deutlicher tritt der dem Handel erwachsende Nutzen in St. Thomé hervor, dessen gesamte Kakao- und Kaffeeausfuhr im Werte von ca. 50 Millionen Mark jährlich zunächst nach Portugal gehen muß.

Die portugiesischen Kolonien selbst haben aber von den Differentialzöllen einen Vorteil nur insoweit, als ihre Produkte in Portugal selbst Absatz finden. Als Hauptprodukt kommt hier der Zucker in Betracht, von dem vorläufig je 6 Millionen Kilogramm aus Mozambique und Angola nur die Hälfte des auf dem deutschen Zucker lastenden Zolls bei der auf portugiesischen Schiffen erfolgenden Einfuhr nach Portugal zu tragen haben. Da

[1]) Zimmermann a. a. O. S. 194 ff.



jedoch diese Beschränkung der Gewichtsmenge und die Bedingung der Einfuhr auf portugiesischen Schiffen dem Zucker der portugiesischen Kolonien erhebliche Schwierigkeiten bereitete — zunächst produziert Mozambique allein bereits 16 Millionen Kilogramm Zucker, dann aber nehmen die portugiesischen Schiffe für den Transport Chinde—Lissabon 10 Milreis pro Tonne, während die deutschen Dampfer vor ihrem Ausschlusse nur 26 Schilling pro Tonne berechneten — so ist dieser Übelstand durch die Wiederzulassung der deutschen Dampfer infolge des letzten deutsch-portugiesischen Handelsvertrages beseitigt worden. Den Schaden davon hat der deutsche Export, dessen Hauptausfuhrartikel nach Portugal Zucker und Reis sind [1]).

Spanien kommt für eine Erörterung seiner kolonialen Zollpolitik eigentlich nicht mehr in Betracht, da es aus der Reihe der großen Kolonialstaaten ausgeschieden ist und nur noch einige kleine westafrikanische Inseln und Küstengebiete zu seinen Besitzungen zählt. Die Waren der Kanarischen Inseln, von Fernando Po, von Rio del'Oro und den Dependenzen unterliegen dem gewöhnlichen Einfuhrtarif, während gewisse besondere Erzeugnisse (Vegetabilien, Fische usw.) Zollfreiheit oder eine erhebliche Begünstigung genießen, wenn sie unter nationaler Flagge eingeführt werden. Die spanischen Waren genießen eine Bevorzugung in Fernando Po, keine auf den Kanarischen Inseln.

Die kolonialen Unternehmungen der Niederlande wurden bekanntlich jahrhundertelang von Handelsgesellschaften geleitet, die mit Hoheitsrechten ausgestattet waren und Befreiung von Ausfuhrzöllen für die niederländischen und von Einfuhrabgaben für die zur Ausrüstung vom Auslande bezogenen Güter erlangt hatten; gleichzeitig erhielten sie Monopole für alle wichtigeren kolonialen Erzeugnisse. Als dann England während der Revolutionskriege sich der meisten holländischen Kolonien bemächtigte, gab es in den eroberten Kolonien den Handel völlig frei und hob die meisten Monopole auf. Vergeblich versuchten die Niederlande später, als sie wieder in den Besitz eines Teiles ihrer früheren Kolonien gelangt waren, die Handelsbeschränkungen und Monopole in vollem Umfange wieder einzuführen. In Indien wurden die wichtigsten Waren mit höheren Zöllen belastet, wenn sie auf nichtholländischen Schiffen eingeführt wurden. Erst im Jahre 1865 wurde dieser differentielle Flaggenzoll beseitigt, wofür der Einfuhrtarif von niederländischen Waren auf 10 Prozent, von fremden auf 16 Prozent im Durchschnitt bemessen wurde. Ferner wurden Kaffee, Zucker und Zinn bei der Ausfuhr ins Ausland mit höheren Abgaben belastet als bei der Ausfuhr nach Holland. Nachdem im Jahre 1874 auch diese Bestimmungen aufgehoben worden waren, hat eine Begünstigung der niederländischen kolonialen Erzeugnisse im Mutterlande nicht mehr stattgefunden [2]).

Auch Frankreich [2]) befolgte viele Jahre hindurch das alte Kolonialsystem; auch hier sind die ältesten Kolonialversuche von privilegierten Unternehmungen und Gesellschaften ins Werk gesetzt worden, denen das Monopol von Handel und Schiffahrt mit den neuen Niederlassungen eingeräumt wurde. Während die Gesellschaften für die Einfuhr der kolonialen Erzeugnisse in Frankreich zunächst keine besonderen Zollvorteile genossen, wurde zum ersten Male im Jahre 1628 der Kanada-Kompagnie volle Zoll-

[1]) Vgl. den Artikel „Differentialzölle und Dampferfrachten", Deutsche Kolonialzeitung Nr. 51, 1909.
[2]) Zimmermann a. a. O. S. 209 ff.
[3]) Zimmermann a. a. O. S. 213 ff.

freiheit bei Aus- und Einfuhr für 15 Jahre zugestanden. Da die erwarteten Erfolge der Kompagnie ausblieben, wurde das System der Zollbegünstigung weiter ausgebaut: im Jahre 1642 erhielt die Westindische Kompagnie Zollfreiheit für Einführung aller ihrer Waren in Frankreich, 1644 wurde der Compagnie des Indes occidentales für viele Waren der Einfuhrzoll in Frankreich erlassen und die Befreiung vom Ausfuhrzoll für die nach den Kolonien bestimmten Güter eingeräumt. Zwar unterlag auch der Kolonialzucker in Frankreich einem Zoll, doch waren den Kolonien große Begünstigungen gegenüber dem Auslande eingeräumt. Die von Law gegründete Compagnie d'Occident erhielt das Monopol des Handels mit Louisiana und die Freiheit von Binnen- und Ausfuhrzöllen für alle nach den Kolonien bestimmten Waren; auch hatte sie für alle von den französischen wie von fremden Kolonien eingeführten Waren nur die Hälfte der bestehenden Zollsätze zu zahlen. Dagegen blieb die Benutzung ausländischer Schiffe, ebenso wie der direkte Handelsverkehr der Kolonien mit dem Mutterland nach wie vor untersagt. Das Wesen dieser gewöhnlich als „Pacte colonial" bezeichneten Gesetzgebung bestand in der denkbar größten Ausnutzung der Kolonien zugunsten des Mutterlandes. Die Kolonien sollten nur Waren erzeugen, welche in Frankreich nicht produziert wurden, und sie sollten in die Lage gebracht werden, möglichst viele Erzeugnisse Frankreichs aufzunehmen, wozu man es für unbedingt erforderlich hielt, die Kolonien in jeder Hinsicht streng gegen das Ausland abzusperren. Wenn auch in den Revolutionsjahren 1790 und 1791 das verwickelte mittelalterliche Zollsystem Frankreichs gründlich reformiert wurde, so hielt Frankreich dennoch grundsätzlich daran fest, den Verkehr zwischen Mutterland und Kolonien möglichst französischen Schiffen vorzubehalten und andere Zölle für Erzeugnisse der Kolonien als für die des Auslandes festzusetzen; während einerseits die Einfuhr der Produkte der Kolonien durch Zollbegünstigungen, Prämien und das Verbot der Einfuhr verschiedener ausländischer Erzeugnisse begünstigt wurde, ergriff man anderseits in den Kolonien gleichzeitig Maßregeln, um die Waren des Mutterlandes gegenüber den Erzeugnissen anderer Staaten vorzuziehen. Von großer Bedeutung für die Kolonien war das Aufkommen der Rübenzuckerindustrie in Frankreich, da hierdurch der Rohrzucker, das Hauptprodukt der Kolonien, gegen den in Frankreich erzeugten Zucker in den Hintergrund trat und bei dem großen Interesse des Mutterlandes an der heimischen Zuckerindustrie den Wettbewerb mit dem Rübenzucker nicht aushalten konnte. Obgleich man die Einfuhr von Maschinen für die Zuckerindustrie in den Kolonien erleichterte und den Rübenzucker besteuerte, wuchs die Rübenzuckerindustrie und der Verbrauch von Rohrzucker ging mehr und mehr zurück. Man ging deshalb im Jahre 1837 dazu über, den Kolonien größere Freiheiten im Verkehr mit dem Mutterlande einzuräumen: auf französischen Schiffen in den Kolonien eingeführte Waren erhielten dort Zollfreiheit, während die Ausfuhrzölle der Kolonien für die nach Frankreich gehenden eigenen Erzeugnisse beseitigt wurden. Immer schlimmer wurde jedoch die Lage der Kolonien, als die Rübenzuckerindustrie infolge technischer Verbesserungen alle ihr in den Weg gelegten Hindernisse zu überwinden schien und überdies nun gar noch die Abschaffung der Sklaverei in Frage kam. Trotzdem verharrte man in Frankreich bei dem alten System und versuchte, die koloniale Zuckerindustrie durch Zollerhöhungen für fremden Zucker und Ermäßigung der Abgaben für Kolonialzucker zu unterstützen. Aber erst die Verhandlungen mit England wegen des Abschlusses eines

umfassenden Handelsvertrages führten dazu, daß den Kolonien freigestellt wurde, Waren von überall her auf beliebigen Schiffen zu beziehen und ihre Erzeugnisse überall hin ebenso auszuführen.

Vollends wurde der „Pacte colonial“ beseitigt durch das Gesetz vom 3. Juli 1861, welches das Zollregime von Martinique, Guadeloupe und Réunion nach den folgenden Grundsätzen einrichtete [1]): 1. Alle fremdländischen Waren, die in Frankreich eingeführt werden, haben dort die im Mutterland gültigen Zölle zu zahlen. Die aus dem Mutterlande in die Kolonien eingeführten Erzeugnisse werden gegenüber den gleichartigen aus dem Auslande bevorzugt, während die kolonialen Erzeugnisse (mit Ausnahme von Zucker, Kaffee und Kakao) zollfrei in Frankreich eingehen. 2. Auch die Einfuhr auf Schiffen fremder Flagge wird gestattet, hat aber in diesem Falle eine surtaxe de pavillon (20 und 30 Francs pro Tonne) zu zahlen. Desgleichen ist dieselbe surtaxe von Schiffen fremder Flagge zu entrichten, welche die Kolonialwaren nach Frankreich und nach den französischen Kolonien ausführen.

Der Ausgang des deutsch-französischen Krieges führte indessen bald einen Umschwung der Ansichten in Frankreich herbei: Da man im Interesse des schwer betroffenen Mutterlandes eine Erleichterung des Absatzes seiner Erzeugnisse nach den Kolonien und die nähere Heranziehung der letzteren für unerläßlich hielt, wurde im Jahre 1872 der Flaggenzoll für die Einfuhr von Waren (mit Ausnahme der Einfuhr aus den französischen Kolonien) auf ausländischen Schiffen wieder eingeführt. Verschiedene Verordnungen der Jahre 1880—1886 räumten von neuem den Erzeugnissen der Kolonien, besonders dem Zucker, Zollvorteile im Mutterlande ein, während die Kolonien ihre Tarife gegenüber dem Auslande erhöhen und die Einfuhr fremden Zuckers und Tabaks in ihre Häfen verbieten mußten.

Heute finden wir in Frankreich sowohl gegenseitig geübte Begünstigung von Mutterland und Kolonien, als auch einseitige Begünstigung des Mutterlandes von seiten der Kolonien. Am entschiedensten ist der Gedanke einer gegenseitig sich gleich begünstigenden Behandlung in Algier zum Ausdruck gelangt, wo im Jahre 1884 der Tarif des Mutterlandes dem Auslande gegenüber in Kraft trat; die Erzeugnisse Algiers werden zollfrei nach Frankreich eingeführt, wie auch umgekehrt französische nach Algier. Die Zollgesetzgebung wurde vereinheitlicht durch das noch in Geltung befindliche Gesetz vom 11. Januar 1892, welches grundsätzlich die Erzeugnisse Frankreichs und seiner Kolonien in die Kolonien frei eingehen läßt, wobei ausländische Zollerzeugnisse, die von einer Kolonie nach einer anderen gebracht werden, dort die etwa bestehende Zolldifferenz nachzahlen.

Nun sind hier zwei Gruppen zu unterscheiden: auf die erste Gruppe ist das Gesetz von 1892 ohne weiteres anwendbar, so daß also ausländischen Waren gegenüber der Tarif des Mutterlandes in derselben Form wie in Algier eingeführt wird; zu dieser Gruppe gehören die Kolonien Comoren, Gabun, Guadeloupe, Guyana, Indochina, Martinique, Mayotte, Neukaledonien, Réunion, St. Pierre und Miquelon. Auf die zweite Gruppe ist mit Rücksicht auf internationale Verpflichtungen und im Interesse ihrer Finanzen der Generalzolltarif des Mutterlandes nicht für anwendbar erklärt worden: zu dieser Gruppe, für welche besondere, auch für französische Waren geltende Tarife

[1]) Fontana-Russo, Grundzüge der Handelspolitik, 1911, S. 270.

aufgestellt sind, gehören die Kolonien Diégo-Suarez, Elfenbeinküste, Französisch-Ostindien, Guinea, Kongobecken, St. Marie de Madagascar, Nossi-Bé, Obok, Sénégal und Tahiti.

Neben den Zolltarifen, die die Einfuhr aus fremden Ländern allein treffen, haben aber die meisten Kolonien die ganze Einfuhr mit Verbrauchsabgaben und dem sogenannten Octroi de mer zugunsten der Kolonialkassen und Kommunen belastet.

Welche Vergünstigungen hat nun das Mutterland den Kolonien für die Oktroyierung des französischen Zolltarifs gewährt?

Die meisten Erzeugnisse der Kolonien der ersten Gruppe, welche in Frankreich die Sätze eines besonderen Vorzugstarifs genießen, sind zollfrei. Während Zucker, Sirup und eingezuckerte Früchte Zölle von einer alljährlich festgestellten Höhe zahlen, werden Kakao, Schokolade, Kaffee, Tee, Gewürze nur mit der Hälfte des sonst üblichen Zolles belastet. Die Erzeugnisse der Kolonien der zweiten Gruppe werden nach bestimmten Tarifen behandelt und erhalten für bestimmte Mengen ihrer Hauptprodukte gleichfalls volle oder halbe Befreiung vom Zoll.

Aus der bisherigen französischen kolonialen Zollpolitik ergibt sich die Unmöglichkeit eines einheitlich Mutterland und Kolonien umschließenden Außenzolltarifs, sowie die Unmöglichkeit einer Zollunion zwischen dem französischen Mutterland und seinen Kolonien. Die Gründe liegen sowohl in der außerordentlichen Verschiedenheit der Kolonien, nach Lage, Produktion und Konsumtion, als auch in dem Umstande, daß Frankreich als Wirtschaftsgebiet zu klein ist, um die sämtlichen Produkte seiner Kolonien aufzunehmen; auch ist Frankreich nicht in der Lage, sämtliche Verbrauchsgegenstände seiner Kolonien zu produzieren [1]). Jedenfalls zeigt sich als Folge der französischen kolonialen Zollpolitik, daß der Handel der meisten Kolonien sich in einem geradezu beispiellosen Aufschwunge befindet, daß Frankreich heute die Märkte seiner Kolonien vollkommen beherrscht und die Konkurrenzländer fast völlig daraus verdrängt hat.

Sehr interessant ist die Entwicklung der kolonialen Zollpolitik in England [2]). In der Charter, welche die englische Regierung im Jahre 1496 für koloniale Unternehmungen in Amerika erteilte, wurden alle aus den Kolonien nach England eingeführten Waren für zollfrei erklärt. Während dann ein zweites im Jahr 1502 für Nordamerika ausgestelltes Privileg die Zollfreiheit für nach England eingeführte koloniale Erzeugnisse auf fünf Jahre beschränkte und in einigen später erteilten Privilegien von Zollfreiheit überhaupt keine Rede war, wurde in der für die Besiedelung Virginiens im Jahre 1606 erteilten Charter die Erlaubnis zur Ausfuhr von Waffen, Munition, Lebensmitteln und allen nötigen Waren aus England unter ausdrücklicher Gewährung von Zollfreiheit erneuert. Durch ein Privileg vom 23. Mai 1609 wurden diese Bestimmungen in der Weise abgeändert, daß zwar die Zollfreiheit für die Ausfuhr von Waren aus England nach den Kolonien bestehen blieb, dafür aber allen von dort nach England gebrachten Waren für 21 Jahre ein Zoll von 21 Prozent auferlegt wurde. Durch die Bestimmung, daß alle Waren nur von englischen Häfen aus nach den Kolonien und umgekehrt verschifft werden sollten, wurden Handel und Schiffahrt des Auslandes von

[1]) Mohr, Frankreichs koloniale Zollpolitik (Preußische Jahrbücher Bd. 106, S. 116).

[2]) Zimmermann a. a. O. S. 198 ff.

dem Verkehre mit den Kolonien ausgeschlossen. Ähnliche Bestimmungen wurden für den Handel mit Ostindien erlassen, und die Navigationsakte vom Jahre 1651, welche die geltenden vereinzelten Bestimmungen zusammenfaßte und vor allem die Verschiffung von Gütern zwischen England und Asien, Afrika, Amerika auf anderen als englischen Schiffen verbot, sollte besonders der immer lästiger empfundenen Konkurrenz Hollands in den Kolonien entgegentreten. Da nun aber die holländischen Schiffe, deren Benutzung den Kolonien verboten war, bedeutend billigere Frachten gewährten als die englischen, so äußerten die Kolonisten laute Unzufriedenheit, zumal sie ihre wichtigsten Erzeugnisse nicht nach Ländern, wo der höchste Preis gezahlt wurde, absetzen durften, sondern sich mit den von England gewährten Preisen begnügen mußten. Trotz einer Reihe von blutigen Empörungen der Kolonisten versuchte England, die geschilderte Gesetzgebung immer weiter auszubauen und setzte dauernd neue Erzeugnisse der Kolonien auf die Liste der Waren, welche nur nach dem Mutterlande ausgeführt werden durften. Als in dem richtigen Gedanken, daß die amerikanischen Kolonisten zur Tilgung der gewaltigen Kriegsschuld aus dem französischen Kriege beizutragen hätten, das Ministerium Grenville die amerikanischen Eingangszölle erhöhte und im Jahre 1765 eine Stempelsteuer einführte, welche durchaus nicht drückend und besonders deshalb gerechtfertigt war, weil der Krieg hauptsächlich im Interesse der Kolonien geführt war, entstand die grundsätzliche Frage, ob das britische Parlament das Recht habe, die Kolonien ohne ihre Zustimmung zu besteuern. Da diese Frage in Amerika entschieden verneint wurde, so hob auf Pitts Drängen das folgende Ministerium Rockinghan die Stempelakte wieder auf. Wenn auch die einsichtigeren Staatsmänner die Berechtigung des amerikanischen Standpunktes anerkannten, so berief Georg III., welcher sich dieser Ansicht nicht anschloß, im Jahre 1770 den gefügigen Lord North an die Spitze der Geschäfte und zwang ihn, auf dem letzten noch beibehaltenen Teezoll zu beharren und der Widersetzlichkeit der Amerikaner mit Zwangsmaßregeln zu begegnen. Nachdem ein Kongreß der Amerikaner zu Philadelphia im Jahre 1774 den gesamten Handel mit dem Mutterlande verboten hatte, brach im Jahre 1775 der Krieg aus, worauf im Jahre 1776 die Unabhängigkeitserklärung der 13 Vereinigten Staaten von Amerika erfolgte.

Trotz dieser Erfahrungen schritt England zu keiner Änderung seines althergebrachten handelspolitischen Systems, da die großen Kriege, in welche es kurz nach dem Verlust der Neu-Englandstaaten geriet, ihm keine Zeit zu tiefgreifenden Reformen ließen und noch im Handelsvertrage mit den Vereinigten Staaten im Jahre 1816 hielt England an seinen alten Grundsätzen fest: Amerikanische Schiffe durften nur Erzeugnisse der Union einführen und nur westindische Waren nach den Vereinigten Staaten verfrachten. Erst im Jahre 1820 gelang es der Londoner Handelskammer, eine parlamentarische Untersuchung dieser Angelegenheit durchzuführen, und als der von der Parlamentskommission erstattete Bericht die Aufhebung der veralteten Schiffahrtsgesetze verlangte, da sie ihren Zweck verloren hätten und geradezu schädlich wirkten, wurden im Jahre 1823 den Schiffen fremder Staaten dieselben Rechte wie den englischen zugestanden; aber vollständig fielen die Rechte der alten englischen Schiffahrtsgesetzgebung erst im Jahre 1849.

Außer den Vorteilen der Schiffahrt besaß England in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts für seine Waren in den britischen Kolonien noch bedeutende Zollvergünstigung gegenüber ausländischen Produkten; ferner war

die Zollgesetzgebung der Kolonien im Laufe der Zeit so ausgestaltet worden, daß ein Entstehen von eigenen Industrien nicht möglich war. Im Interesse der kolonialen Produzenten waren Lebensmittel und Rohstoffe sehr hoch belastet, so z. B. in Westindien und Kanada mit 30 bis 40 Prozent des Wertes; dagegen hatten Industrieprodukte nur 20 bis 30 Prozent vom Wert, aber erheblich weniger zu zahlen, wenn sie von England eingeführt wurden. Da nun das Mutterland als Entschädigung für ihre Rohstoffe billigere Einfuhrzölle als den ausländischen gewährte, so ergab sich als unmittelbare Folge dieser Maßregel, daß z. B. die Zucker- und Holzpreise in England fortdauernd höher standen als im Auslande und die Kassen wie die Verbraucher jährlich einen bedeutenden Schaden erlitten. Als sich ferner zeigte, daß die Differentialzölle in den Kolonien ähnliche Wirkungen auf die Entwicklung der Finanzen und Volkswirtschaft hervorbrachten, entstand im Mutterlande wie in den Kolonien eine starke Strömung gegen die Fortsetzung dieser zollpolitischen Maßregeln; aber erst im Jahre 1844 wurden wegen des starken Rückganges der Zuckerproduktion in Britisch-Westindien nach Aufhebung der Sklaverei die Zuckerzölle dem Auslande gegenüber sehr erheblich herabgesetzt und im Jahre 1854 fiel der letzte Unterschied im Zolle für kolonialen fremden Zucker. Die Holzzölle, welche vom Jahre 1842 an zugunsten des Auslandes ermäßigt worden waren, fielen vollständig im Jahre 1866. Die Getreidezölle, bei denen ebenfalls eine Begünstigung des kolonialen Erzeugnisses seit dem Jahre 1815 stattfand, wurden im Jahre 1869 vollständig aufgehoben, nachdem bereits vom Jahre 1849 an der Zoll gleichmäßig auf 1 Schilling pro Quarter festgesetzt worden war. Ebenso sind die Zollbegünstigungen, welche England dem Rohtabak, der Wolle, Baumwolle, den Kupfererzen, dem Stahl, Eisen, Wein, Kaffee, Kakao und der Seide seiner Kolonien eingeräumt hatte, in den Jahren 1840 bis 1860 allmählich aufgehoben worden.

Da England bei der Aufhebung der den kolonialen Erzeugnissen im Mutterlande gewährten Vorteile nicht auch gleichzeitig auf die Begünstigung seiner Waren in den Kolonien verzichtete und sich durchaus nicht geneigt zeigte, ihnen volle Freiheit auf handelspolitischem Gebiete einzuräumen, so hat die englische Reformgesetzgebung in den Kolonien bei den durch sie gefährdeten Interessenten nicht weniger Widerstand gefunden als im Mutterlande. Besonders in Kanada drohte man wiederholt mit Abfall und verlangte freie Hand hinsichtlich des Zolltarifs; aber erst im Jahre 1846 wurde infolge der wachsenden Mißstimmung den gesetzgebenden Körperschaften der Kolonien das Recht verliehen, alle Differentialzölle und Schiffahrtsbegünstigungen für das Mutterland aufzuheben, worauf Kanada, dessen Beispiel die anderen Kolonien bald folgten, einen für Waren aller Herkunft gleichmäßigen Tarif aufstellte. Immer noch hielt das Mutterland aber daran fest, daß die Kolonie keine eigenen Handelsverträge abschließen dürfte, sondern an diejenigen des Mutterlandes gebunden wäre. Aber auch dieser Grundsatz erwies sich schließlich als undurchführbar; im Jahre 1897 kündigte England seine Handelsverträge, soweit sie fremden Staaten Meistbegünstigung in den Kolonien zusicherten und gestattete den Kolonien, ihre Handelsbeziehungen zum Auslande selbständig zu regeln.

Auf Grund dieser handelspolitischen Autonomie sind die Kolonien zu einem Systeme mehr oder minder hoher Finanzzölle gelangt. Nun gewährte Kanada bereits im Jahre 1898, wohl geleitet von dem Wunsche, einen Rückhalt gegen die Vereinigten Staaten zu gewinnen, dem Mutterlande aus

eigenem Entschluß eine Zollbegünstigung von 25 % des tarifmäßigen Einfuhrzolles, die es bald auf 33⅓ % erhöhte. Da aber diese Ermäßigung nur für englische Waren gelten sollte, so stand sie in Widerspruch mit den Handelsverträgen, die England in den 1860er Jahren auch für seine Kolonien mit Belgien und dem deutschen Zollverein abgeschlossen hatte, da diese Verträge die Meistbegünstigungsklausel enthielten. Um daher in den ausschließlichen Genuß dieser kanadischen Zollbegünstigung zu gelangen, mußte England den Handelsvertrag mit Deutschland kündigen; da Deutschland hierauf Kanada gegenüber seinen autonomen Tarif zur Anwendung brachte, wurde der deutsche Handel mit Kanada durch die darauf folgenden besonderen Zollerhöhungen Kanadas erheblich eingeschränkt. Mit dem 1. März 1910 ist dann bekanntlich ein neues Provisorium mit Kanada in Kraft getreten, und trotz der nach wie vor weiter bestehenden Vorzugszölle zugunsten Englands und trotz der seit dem 1. Februar desselben Jahres neu hinzugekommenen Differenzierung gegenüber Frankreich und den anderen meistbegünstigten Staaten wird schon die Beseitigung der Zuschläge hinreichen, um die deutsche Ausfuhr wieder zu heben.

Als unter dem Einflusse des südafrikanischen Krieges, welcher das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen Mutterland und Kolonien neu belebt hat, anläßlich der 1902 abgehaltenen Konferenz der Premierminister der Kolonien eine Verallgemeinerung der von Kanada eingeschlagenen Politik und die vorzugsweise Begünstigung kolonialer Erzeugnisse in England lebhaft befürwortet wurde, räumten auch die zu einem Zollbund zusammengetretenen südafrikanischen Kolonien den englischen Waren eine Zollermäßigung von 20 % ein. Neuseeland hat im Jahre 1903 für das Ausland bedeutende Zollerhöhungen eingeführt, von denen allein England verschont geblieben ist und auch der australische Tarif vom Jahre 1907 hat Vorzugszölle für britische Waren festgesetzt.

Da diese Tarifermäßigungen eine einseitige Begünstigung des Mutterlandes durch die Kolonien bilden, so wollen sich diese auf die Dauer nicht damit begnügen, und haben überall die gleichzeitige Begünstigung der kolonialen Erzeugnisse in England als wünschenswert hingestellt. Nun hat aber England bei seinem Freihandel keine Möglichkeit, die Kolonien auf Kosten des Mutterlandes im Handelsverkehr zu bevorzugen; es müßte also seinen Freihandel aufgeben und wieder zu dem System der Schutzzölle zurückkehren, um überhaupt die Möglichkeit zu haben, den Kolonien für ihre Einfuhr nach England Begünstigungen vor anderen Ländern einräumen zu können.

Nachdem bereits auf der ersten Kolonialkonferenz in London im Jahre 1887 ein Vorschlag zur Wiederherstellung des Prinzips der Begünstigung der Kolonien vor dem Auslande aufgetaucht war, fand er auf der Kolonialkonferenz in Ottawa im Jahre 1894 allgemeinen Anklang. Der Kolonialminister Chamberlain trat dem Vorschlage näher und schlug zunächst einen großen Reichszollverein vor, mit innerem Freihandel und Schutzzöllen nach außen; aber damit wäre den Kolonien wenig gedient, da ihre Ausfuhr schon jetzt größtenteils nach England geht und ihre Einfuhr hauptsächlich in englischen Waren besteht, gegen welche sie ebenfalls ihre Schutzzölle aufgerichtet haben. Würde der Freihandel in Greater Britain eingeführt, so würde darin praktisch ein Verzicht der Kolonien auf den Schutzzoll überhaupt liegen; sie könnten sich nicht zu Industrieländern ausbilden und würden dauernd nur Lieferanten von Rohstoffen und Nahrungsmitteln für England

und Absatzmärkte für die englische Industrie bleiben. Da im Gegensatz hierzu das Bestreben der Kolonien gerade darauf gerichtet ist, wirtschaftlich wie politisch möglichst selbständig zu werden, so ist daran diese Idee des allgemeinen Zollvereins — definitiv auf der Kolonialkonferenz im Jahre 1902 — gescheitert. Es kann sich also nur darum handeln, Zollbündnisse mit den einzelnen Kolonien zu schließen, die eine relativ hohe Zollschranke zwischen ihnen und dem Mutterlande immer noch bestehen lassen. Da nun, wie erwähnt, die Kolonien dem Mutterlande in dieser Beziehung vorangegangen sind, so verlangen die imperialistischen Politiker immer dringlicher die Gewährung von Gegenleistungen. Chamberlain, der nach seiner Entlassung seine Agitation am 6. Oktober 1904 mit der bekannten Rede in Glasgow begann, in der er sein politisches Programm im einzelnen enthüllte, verlangte zunächst Nahrungsmittelzölle für die ausländische Einfuhr, auf Weizen, Fleisch und Molkereiprodukte; von diesen Nahrungsmittelzöllen sollten die Kolonien befreit sein und außerdem noch Vorzugszölle auf ihre kolonialen Weine und Früchte genießen. Ferner sollte auf Industrieerzeugnisse ein mäßiger Schutzzoll von durchschnittlich 10 % des Wertes erhoben werden. Auf die Verteuerung der Industriewaren durch den Schutzzoll ist Chamberlain nicht näher eingegangen, dagegen wollte er die offenbare Verteuerung der wichtigsten Lebensmittel, die als Folge seines Vorschlags sich ergab, durch Zollermäßigungen auf andere Genußmittel ausgleichen, die nicht zu den Hauptausfuhrartikeln der weißen Kolonien gehörten. Auf der anderen Seite schlossen sich die Gegner zu einer liberalen Freihandelsunion und zu einer Liga der Unionisten, die keine Lebensmittelzölle wollen, zusammen. Während Chamberlain eine Tendenz zur Zunahme des kolonialen Handels und zur Abnahme des Auslandsverkehrs feststellen zu können glaubte, hat Asquith nachgewiesen, daß der Auslandshandel sich parallel mit dem Kolonialhandel entwickelt habe und für England ebensoviel Berücksichtigung verdiene wie jener [1]).

Wird und kann nun England dauernd beim Freihandel bleiben? Bei einem Versuch zur Beantwortung dieser schwierigen Frage müssen wir uns vor Augen halten, daß mit dem Begriff „Schutzzoll" durchaus nicht das Wesen dieser ganzen gegen das Kleinengländertum gerichteten Bewegung erschöpft ist; denn es handelt sich hier um einen förmlichen Krieg gegen den alten englischen Liberalismus und um die Durchsetzung des imperialistischen Grundgedankens. Und was bedeutet denn „Imperialismus"? Man versteht darunter, daß eine stets wachsende Anzahl von Leuten in England danach strebt, die Kolonien mit dem Mutterlande durch die Ketten des wirtschaftlichen Eigennutzes zu verbinden und an Stelle der losen Organisation eine festere, wirtschaftlich faßbare zu setzen, um auf diese Weise diese 350 bis 380 Millionen Menschen zu einer wirklichen Einheit zusammenzuschweißen und so ein wirkliches Großreich, ein Imperium zu bilden [2]). Der Schutzzoll ist also nur Mittel zum Zweck, während alleiniger Selbstzweck der imperialistische Grundgedanke ist! Und warum hat dieser wirtschaftliche Imperialismus sich erst so verhältnismäßig spät durchgesetzt? Weil Großbritannien erst in den letzten Jahren, im Zeitalter der Kartelle und ostasiatischen Expansionsbewegung dafür reif geworden

[1]) Hintze, Der britische Imperialismus und seine Probleme (Zeitschrift für Politik 1908 Bd. I. S. 336 ff.).

[2]) Vgl. hierzu und zum folgenden; Weisengrün, Englands wirtschaftliche Zukunft, München-Leipzig 1910 S. 10 ff.

ist. Im übrigen hat sich ja auch ganz im Gegensatz zum plötzlichen Umschwunge der deutschen Handelspolitik durch Bismarck im Jahre 1879, die Entwicklung zum Freihandel in England nur langsam und zögernd vollzogen. „In keiner Volksschicht Englands wurde in den 40er, ja sogar in den 30er Jahren so überaus für Freihandel geschwärmt, als in den Kreisen der Baumwoll- und Wollindustrie. Nächst dem Handel litt eben die Textilindustrie in England am meisten durch die Zölle. Der englische Handel fürchtete durch den Schutzzoll sein Weltmonopol zu verlieren, die englische Textilindustrie zitterte mit Recht vor einer Verteuerung der Erzeugungskosten. Und heute, nach so und soviel Dezennien, was sehen wir? Gegen den imperialistischen Grundgedanken, sowie gegen den von ihm vorgeschobenen Schutzzoll erhebt sich mit ungeheuerem Eifer, mit wilder Geste wiederum nächst dem Handel die Textilindustrie. Dieser Industriezweig spielt aber nicht mehr im gesamten Wirtschaftsleben eines Landes dieselbe Rolle wie früher. Die letzte Betriebszählung in Deutschland hat uns gelehrt, daß, während die Zahl der in dieser Industriebranche beschäftigten Personen konstant geblieben ist, zwei große Industriezweige sich ungeheuer vermehrten, die Maschinenbranche und die Eisenindustrie. Der gesamte Großbetrieb von Eisen schreit förmlich nach dem Schutzzoll. Im Jahre 1850 deckte England noch die Hälfte des Eisen- und Stahlbedarfes der Erde, im Jahre 1880 noch 40 %, im Jahre 1903 hingegen kaum 20 %. Vom Jahre 1880 bis zum Jahre 1903 ist die Roheisenerzeugung nur um 34 % gestiegen, in Deutschland [1]) um 360 %, in den Vereinigten Staaten von Amerika gar um 718 %. Darf es da wundernehmen, wenn die Großindustrie in dieser Branche auf die Schutzzolländer par excellence wieder und wieder hinweist? Im Gegensatz also zur Textilbranche ging diese ganz moderne Industrie aus tiefinneren Beweggründen zum Schutzzoll über [2])."

Aber auch die englischen Großgrundbesitzer haben dasselbe Interesse an den Schutzzöllen, wie die modernsten Industriezweige. Es ist bekannt, daß zur Zeit des Überganges Englands zum Freihandel bei der damals noch verhältnismäßig geringen Entwicklung des Eisenbahnwesens und der Dampfschiffahrt von einer Konkurrenz des überseeischen Getreides nicht die Rede sein konnte. Als dann im Laufe der späteren Entwicklung der Getreidebau unrentabel wurde und die Landwirtschaft sich auf die Geflügelzucht und den Gemüsebau warf, gelangte der landwirtschaftliche Kleinbetrieb zur Blüte und wuchs zu einem mächtigen Faktor empor, so daß die Notlage der englischen Landwirtschaft zu schwinden begann. „Die englischen Kleingrundbesitzer sind in dem Kampfe nicht so interessiert, anders die Großgrundbesitzer, die von den Zöllen eine große Rentabilität des Bodens und neue Gewinnstmöglichkeiten erwarten. Da aber der Pächterstand, zum Teil materiell die gesamten kleinen Städte politisch von ihnen abhängen, so wird die ganze agrarische Klasse in ihrer Gesamtheit zur unbedingten Anhängerin des Schutzzolles. Die Vertreter der modernsten Industrie im Bunde mit den Agrariern, das waren ja auch die Kräfte, auf die sich Bismarck im Jahre 1879 stützte, als er zum Schutzzoll überging. Aber mit dieser einen, mehr äußerlichen Beziehung, erschöpft sich auch die ganze Analogie. England hat in dem Augenblick, wo es sich anschickt, den Freihandel zu verlassen, eine gewaltige Weltindustrie, Deutschland hatte

[1]) Deutschland produziert heute an Roheisen 17 800 000 Tonnen, d. h. mehr als England und Frankreich zusammen.

[2]) Weisengrün a. a. O. S. 11, 12.

im Jahre 1879 nicht einmal eine vollkommen entwickelte Nationalindustrie, England hatte schon in den 50er Jahren das Monopol auf den Welthandel. Deutschland besitzt heute erst, allerdings einen ins Riesenhafte wachsenden Handel, der aber noch keineswegs mit dem Großbritanniens Schritt halten kann. Nicht die Weltmachtstellung Deutschlands gebot den Übergang zum Schutzzoll, sondern rein handelspolitische und innerpolitische Umstände waren es, die diesen Umschwung verursachten. Deutschland hatte keine Kolonien und erst die Anfänge einer Kriegsmarine als es den Freihandel verließ. Ganz anders steht heute England da. Die englischen Imperialisten wollen, je nach dem Grade ihrer Einsicht unbewußt oder bewußt, das Weltmonopol des englischen Handels nicht der Erhaltung der Industrie opfern, sondern der Erhaltung des englischen Weltreiches. Wer dies nicht einsieht, begeht einen logischen und psychologischen Fehler. Er übersetzt nämlich den Gedankengang des Imperialismus in das rein Schutzzöllnerische. Für das Deutschland Bismarcks im Jahre 1879 war ein schutzzöllnerisches Motiv die bewegende Ursache der großen Abwendung vom Freihandel; für das England Chamberlains war es ein rein imperialistisches Motiv. Nicht die Weltmachtstellung zwang Deutschland zum Schutzzoll, wohl aber wird England hauptsächlich durch diesen Umstand zum endgültigen Verlassen des Freihandels veranlaßt. Der tiefste Grund für die Möglichkeit des Imperialismus liegt eben in der Weltmachtstellung Englands. Diese Änderung aber der Weltmachtstellung wurde in letzter Linie verursacht durch eine Änderung des Weltmarkts [1])."

Wenn auch die letzten Wahlen noch einmal für den Freihandel und gegen die imperialistische Tarifreform entschieden haben, so sieht doch dieser Sieg einer Niederlage sehr ähnlich; denn die überwältigende Mehrheit von 387 Stimmen, über welche die liberale Partei nach dem Wahlkampfe von 1906 verfügte, ist vollständig zertrümmert worden und ihre Stimmenzahl ist auf 274 gesunken, während diejenige der Unionisten von 158 auf 273 gestiegen ist.

Die Entwicklung der Dinge in England und vor allem die Erörterung des imperialistischen Problems mußte hier etwas ausführlicher dargelegt werden, weil — und darauf wird unten noch zurückzukommen sein — die Verfechter des zur Zeit in Deutschland geltenden kolonialen Zollsystems des öfteren darauf hingewiesen haben, daß in England die Abkehr vom Freihandel durch eine Änderung dieser deutschen Zollpolitik herbeigeführt werden würde. Daß davon auch nicht im geringsten die Rede sein kann, weil in England ganz andere, schwerer wiegende Gründe in Frage kommen, bedarf nach den vorstehenden Erörterungen keines weiteren Beweises. Es ist nur eine Frage der Zeit, daß England mit seiner so lange erfolgreich durchgeführten Politik bricht und zu dem System zurückkehrt, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Geltung war. Das alte Cobdensche System ist erschüttert, die Weltindustriestellung Großbritanniens wird zur Unmöglichkeit, der Freihandel ist nicht mehr rentabel und, wenn auch infolge dieser langen Herrschaft wirtschaftlicher Tradition gerade in England dieser Prozeß verlangsamt werden sollte, so läßt sich diese Entwicklung nie und nimmermehr aufhalten.

Wenn wir uns nunmehr den Vereinigten Staaten von Nord-

[1]) Weisengrün a. a. O. S. 13, 14.

amerika zuwenden, so sehen wir, daß die Union bei der Einfuhr von Portoriko zunächst die Produkte als vom Zollauslande gekommen behandelte, aber bald den Zoll auf nur 15 % des Dinglay-Tarifes ermäßigte und etwa ein Jahr später der Einfuhr aus Portoriko vollkommene Zollfreiheit angedeihen ließ. Die Insel Kuba, die sich bereits auf dem Wege zur Annexion befindet, gewährt laut Vertrag vom Dezember 1903 allen eingeführten amerikanischen Waren eine Zollermäßigung, die zwischen 30 und 40 % schwankt und andererseits zahlen die in die Vereinigten Staaten eingeführten kubanischen Waren durchweg 20 % weniger Zoll als die entsprechenden Waren aus anderen Ländern. Auch durch das amerikanische Tarifgesetz von 1910 wurde dieser Vertrag nicht berührt und nach wie vor werden kubanischer Tabak und kubanischer Zucker zu beträchtlich niedrigerem Zollsatz eingeführt, als dieselben Waren aus anderen Ursprungsländern, und nach wie vor haben die amerikanischen Waren auf Kuba gegenüber der Konkurrenz einen großen Vorsprung. Da Kuba vorläufig noch eine unabhängige Republik ist, die, wie die Amerikaner meinen, den Vereinigten Staaten „allerdings Dank schuldet und diesen Dank in der Form von Zollermäßigungen abtragen kann", so würden die auswärtigen Regierungen mit Recht von Kuba verlangen können, mit den Vereinigten Staaten auf gleichen Fuß gestellt zu werden; es ist aber klar, daß sich Kuba einem solchen Verlangen gegenüber ablehnend verhalten und darin von den Vereinigten Staaten mit der Begründung unterstützt werden würde, daß es immerhin eine Art Dependenz der Vereinigten Staaten sei und deshalb nicht mit den anderen Staaten verglichen werden könne. Im Jahre 1911 führte die kubanische Regierung einen neuen Maximaltarif ein, dessen Sätze um 30 % gegenüber dem geltenden Tarif erhöht waren und allen Ländern gegenüber in Kraft treten sollten, welche die kubanischen Erzeugnisse mit Differentialzöllen belegten. Da natürlich die zugunsten der Vereinigten Staaten bestehenden Vorzugszölle nach wie vor in Kraft bleiben, so werden durch die weitere Differenzierung um 30 % im Laufe der Zeit alle deutschen, mit den Vereinigten Staaten in Konkurrenz stehenden Erzeugniss evollständig vom kubanischen Markte verdrängt werden, also besonders: Maschinen, Eisen- und Stahlwaren, elektrische Erzeugnisse, Fahrzeuge usw. Als eigentlich treibende Kraft hinter der zollpolitischen Aktion standen die Vereinigten Staaten mit der Absicht, durch weitere Zollbegünstigungen den kubanischen Markt mit der Zeit für sich zu monopolisieren und damit Kubas völlige politische Angliederung vorzubereiten. Der Anlaß zu dem neuen Tarifgesetz scheint in den starken Zollerhöhungen gelegen zu haben, die das Deutsche Reich infolge der letzten Finanzreform für Tabak und Zigarren vorgenommen hat; denn diese bilden bei weitem den Hauptbestandteil der kubanischen Einfuhr für Deutschland.

Was die Philippinen betrifft, so wird im Payne-Tarif vom 5. August 1909 allen amerikanischen Erzeugnissen zollfrei Einfuhr zugesichert und um diese Bevorzugung recht wirksam zu machen, wurde ein neuer Zolltarif für die Philippinen aufgestellt, der seit dem 4. Oktober 1909 auf die Einfuhr aus allen Ländern mit Ausnahme der Vereinigten Staaten zur Anwendung kommt. Diese Vorzugsstellung amerikanischer Waren berührt in erster Linie England, das bis dahin die größte Einfuhr nach den Philippinen zu verzeichnen hatte. Aber auch China und Indien und vor allem Deutschland konnten einen großen Teil des Exporthandels für sich beanspruchen. Während im Fiskaljahr 1907/08, dem letzten Jahre vor Inkrafttreten des

neuen Tarifs, sowohl der Import aus den Vereinigten Staaten, wie auch aus England, Spanien und Frankreich zurückging, war Deutschland das einzige Land unter den großen Industriestaaten, dessen Export nach den Philippinen von dem Rückgang verschont blieb und sogar eine Steigerung aufzuweisen hatte; um so größere Bedeutung hat die neu geschaffene Vorzugsstellung amerikanischer Waren und der neue Philippinentarif für Deutschland. Jedenfalls ist klar, daß Amerika den Philippinenhandel an sich zu reißen gewillt ist und der erwähnte Zolltarif dürfte die Handelssuprematie der Vereinigten Staaten für immer befestigen; denn in der kurzen Zeit seit Einführung des Tarifs hat sich ihr Handelsverkehr mit den Philippinen mehr als verdoppelt. Im Jahre 1908 belief sich die Einfuhr der Vereinigten Staaten von den Philippinen auf 9,2 Millionen Dollar, im Jahre 1911 auf 20,2 Millionen Dollar, die Ausfuhr nach dort auf 9,9 Millionen Dollar und 20,8 Millionen Dollar. Damit verbunden war natürlich eine starke Zurückdrängung des europäischen Wettbewerbs.

Was nun endlich die gegenwärtige deutsche koloniale Zollgesetzgebung betrifft, so hat sich Deutschland bis jetzt nicht entschließen können, das großzügige Vorbild Frankreichs und der Vereinigten Staaten nachzuahmen. Noch immer steht Deutschlands Schutzgebietsbesitz, der das Mutterland um das Fünffache übertrifft, dem Reichszollgebiet als Zollausland gegenüber, was bis zum Jahre 1893 so scharf zum Ausdruck kam, daß die Kolonien — was doch eigentlich selbstverständlich war — nicht einmal die Vorteile der Vertragsstaaten genossen, sondern die Sätze des autonomen Tarifs bezahlen mußten. Erst seit dem Bundesratsbeschluß vom 2. April 1893 werden von den Erzeugnissen der deutschen Kolonien die „vertragsmäßigen Zollsätze“ erhoben, d. h. diejenigen Zollsätze, welche von Deutschland in seinen Handelsverträgen mit einer Reihe von Auslandsstaaten vereinbart sind. Mithin sind die Produkte der deutschen Kolonien nicht besser gestellt als diejenigen jeder fremden meistbegünstigten Nation. Das Deutsche Reich bevorzugt seine überseeischen Gebiete nicht einmal solchen Ländern gegenüber, die es benachteiligen; so unterliegt z. B. Usambarakaffee bei der Einfuhr in Deutschland demselben Zoll, wie brasilianischer Kaffee, obgleich das Deutsche Reich von Brasilien nicht einmal auf dem Fuße der Meistbegünstigung behandelt wird; ebenso unterliegen nordamerikanische Waren in Deutschland keinem höheren Zoll als die Erzeugnisse der deutschen Kolonien, obwohl gerade die Vereinigten Staaten dem Deutschen Reiche in zollpolitischer Hinsicht nie ein Entgegenkommen gezeigt haben. Andererseits gelten vom Standpunkte jeder deutschen Kolonie aus sowohl das Deutsche Reich als auch alle anderen deutschen Kolonien als Zollausland; die deutschen Fabrikate müssen in den Kolonien denselben Zoll entrichten wie die englischen, französischen und nordamerikanischen, was um so merkwürdiger ist, als — wie oben gezeigt wurde — die Produkte Englands, Frankreichs und der Vereinigten Staaten in den Kolonien dieser Länder Vorzugszölle eingeräumt erhalten. Aber auch im Verhältnisse zwischen dem Deutschen Reich und dritten Staaten teilen die Kolonien nicht die Rechtsstellung des Mutterlandes, da die Handelsverträge des Deutschen Reiches sich nicht auf die Kolonien erstrecken und demnach die Erzeugnisse der deutschen Kolonien in fremden Staaten, mit denen das Reich die Meistbegünstigung vereinbart hat, nicht ohne weiteres derselben teilhaftig werden.

Da von dem Gesamthandel der deutschen Kolonien nur etwa zwei Drittel auf Deutschland und ein Drittel auf den Verkehr mit anderen Ländern

entfallen, so ist bereits mehrfach der Plan erwogen worden, eine Änderung der bisherigen gegenseitigen „Auslandsbehandlung" vorzunehmen und Deutschland im Zollverkehre mit seinen Kolonien eine gegenseitige Vorzugsstellung einzuräumen. Ein prinzipielles Bedenken dagegen, für Produkte deutscher Kolonien bei der Einfuhr in das Mutterland Zollbefreiungen oder Zollerleichterungen eintreten zu lassen, kann doch weder aus allgemeinen politischen oder handelspolitischen, noch aus finanziellen Gründen hergeleitet werden. Repressalien seitens anderer Staaten durch differentielle Behandlung deutscher Produkte in ihren Kolonien sind nicht zu befürchten. Es ist — wie oben erwähnt wurde — ganz undenkbar, daß die weltbritannischen Zollvereinsbestrebungen durch ein solches Vorgehen einen Anstoß erhalten würden; liegen doch dort die Hindernisse auf einem ganz anderen Gebiete und nur die englischen Kronkolonien, deren Zollpolitik das Mutterland leitet, könnten mit Repressalien antworten. Aber auch das ist von seiten Englands nicht zu befürchten. Ebensowenig wie Frankreichs und Amerikas koloniale Zollpolitik bis jetzt für England ein Anlaß war, seine handelspolitische Überzeugung aufzugeben, ebensowenig würde es Deutschland vermögen. Dazu ist der Handelsverkehr der deutschen Kolonien mit Deutschland und anderen Staaten gegenwärtig noch zu gering und es wäre bedeutend leichter, jetzt, wo der Gesamthandel der Kolonien nur einen Wert von etwa 212 Millionen Mark hat, eine Änderung der Zollpolitik durchzusetzen, als etwa in einem Jahrzehnt, wenn der Außenhandel der deutschen Kolonien ein Vielfaches der jetzigen Summe betragen würde.

Es ist leider nicht in Abrede zu stellen, daß sich Deutschland in seinen Kolonien durchaus von England beeinflussen läßt und sich ganz nach dessen Wünschen richtet; es sei hier beispielsweise daran erinnert, daß die ostafrikanische Zollverwaltung Formulare mit Vordrucken in englischer Sprache führte, die erst nach und nach verschwanden. Tatsächlich ist es der englische Einfluß, der den Zollanschluß der deutschen Kolonien an das deutsche Zollgebiet bis jetzt zu verhindern gewußt hat. Zieht doch England als einziger fremder Staat direkt als handeltreibende Nation und indirekt als Lieferant den größten Vorteil aus den deutschen Kolonien. Besonders die Inder breiten sich mehr und mehr in Ostafrika aus, das hierdurch zur indischen Domäne wird [1]).

Der durch eine Zollbegünstigung verursachte Ausfall von Zöllen würde dem Reichshaushalte durch Erstarkung der Kulturen bzw. Erhöhung der Ausfuhr der Kolonien wieder zugute kommen; welchen Anreiz würde es bieten, wenn die Produkte der deutschen Kolonialwirtschaft in Deutschland zollfrei wären oder doch mindestens einen Zollnachlaß erhalten würden! Beispielsweise die Kakaokulturen und vor allem die bis jetzt wenig rentable Kaffeekultur würden einen kräftigen Ansporn erhalten. Der Kaffeebau ist in den deutschen Kolonien nicht heimisch und die erforderlichen Arbeitskräfte sind nur schwer zu beschaffen und nicht geschult, was natürlich außergewöhnliche Kosten verursacht, die den im Kaffeebau mit Deutschland konkurrierenden Ländern erspart bleiben. Die Gewährung einer Zollvergünstigung für Kaffee aus den deutschen Kolonien würde also den deutschen Kaffeebauern nur einen gerechten Ausgleich schaffen für die zu Beginn

---

[1]) Pfrank, Die Frage des Zollanschlusses (Koloniale Zeitschrift 1908, S. 7).

wenigstens ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse. Was ferner den Kakao betrifft, so können — wenn auch die Kakaokulturen in Kamerun und Samoa im Verhältnisse zur Weltproduktion noch gering sind — Industrie und Konsum diese Provenienzen und Mengen keinesfalls entbehren. Wenn auf deutschen Kolonialkakao bei seiner Einfuhr nach Deutschland ein niedrigerer Vorzugstarif zur Anwendung käme, so wird es möglich sein, ihm im Reiche ein größeres Absatzgebiet zu verschaffen als bisher. Heute gehen unsere Kolonialkakaos zum größten Teil auf den englischen Markt wegen des günstigeren Preisstandes, der durch die geringe Zollbelastung herbeigeführt wird, ganz abgesehen von dem Markte, den der Kakao aus Kamerun durch den Thomé-Boykott seitens englischer Fabrikanten in London gefunden hat. Sowohl für den Kakao von Kamerun, wie denjenigen von Samoa würde der deutsche Markt ein unbestrittenes Absatzgebiet werden, wenn er seinen Konkurrenten, dem Thomé-Kakao auf der einen und dem von Ceylon auf der anderen Seite, unter Vorzugszöllen, Zollrückvergütungen, Ursprungsprämien oder sonstwie in der nationalen Wirtschaft begegnen könnte. Man darf gerade bei diesen Produkten auch nicht etwa auf Holland verweisen, das — wie oben dargelegt wurde — seine Kolonien nicht bevorzugt; denn seine Jahrhunderte alten Kulturen bedürfen einer solchen Unterstützung nicht, ganz abgesehen davon, daß Holland auf einen wirtschaftlichen und nationalen Wettkampf verzichtet. Hinzu kommt noch das starke Zwischenhandelsinteresse dieses Landes, das einer Differenzierung holländischer und anderer Waren in den niederländischen Kolonien widerstreitet[1]).

Allerdings ist das Deutsche Reich in bezug auf einige Teile seiner Kolonien durch internationale Abmachungen in zollpolitischer Hinsicht gebunden. So ermächtigte die Brüsseler Konferenz vom 2. Juli 1890 die im Kongobecken herrschenden Staaten zur Erhebung von Ausfuhrzöllen bis zum Höchstbetrage von 10 % des Wertes. Deutschland, Großbritannien und Italien vereinbarten sodann für das östliche Kongobecken eine besondere Abmachung, wonach die dortigen Zölle im allgemeinen 5, für Waffen und Munition 10 % des Wertes zu betragen hätten, während für geistige Getränke besondere spezifische Zölle vereinbart wurden. Ferner wurde ein deutsch-französisches Protokoll über die Sklavenküste vom 24. Dezember 1885 über den künftigen „Erlaß gemeinsamer Zollbestimmungen für ihre beiderseitigen Gebiete", d. h. für Togo und Dahomé vereinbart. Auf Grund dieser vorläufigen Abmachung ist der deutsch-französische Vertrag vom 25. Mai 1887 zustande gekommen, welcher Bestimmungen trifft über ein einheitliches Zollgebiet oder über eine Zollunion beider Kolonien. In der deutsch-britischen „Erklärung betreffend die gegenseitige Handels- und Verkehrsfreiheit in den deutschen und britischen Besitzungen und Schutzgebieten im westlichen Stillen Ozean" vom 10. April 1886 gewähren Deutschland und England die unbedingte Meistbegünstigung, und zwar handelt es sich hierbei um Deutsch- und Britisch-Neuguinea, sowie die vorgelagerten kleinen britischen und deutschen Inseln mit Einschluß der Salomoninseln, der Fidschi-Inseln, Norfolks- und Marschall-Inseln. Über die Samoa-Inseln wurde in dem Abkommen zwischen Deutschland, Großbritannien und den Vereinigten Staaten vom 14. November 1899 vereinbart, daß diese drei Staaten die Meistbegünstigung haben sollten.

---

[1]) Schilder a. a. O. S. 290 ff.

Und endlich wurde in einem britisch-deutschen Notenwechsel vom 16. Mai und 2. Juni 1885 über die britischen und deutschen Gebiete am Golfe von Guinea, d. h. für Nigeria und Kamerun, Gleichheit der Zollsätze vereinbart [1]).

Alle die erwähnten Bindungen sind jedoch nicht erheblich und lassen Deutschland noch genügend freie Hand für die Regelung seiner kolonialen Zollpolitik.

Der Zollanschluß an das deutsche Zollgebiet muß erfolgen, damit den bestehenden Verhältnissen ein Ende bereitet wird und soweit der Handel des Auslandes nicht ausgeschaltet werden kann, muß er durch Differentialzölle dem Fiskus erhöhte Einnahmen bringen, die den Reichszuschuß vermindern. Je mehr die Kolonien erschlossen werden, kulturwirtschaftlich das Land nutzbar gemacht wird und Produkte erzeugt werden, deren die deutsche Industrie bedarf, um so mehr wird der Zollanschluß für beide Teile vorteilhaft sein; denn Reziprozität müßte natürlich der leitende Gedanke bei einer Neuregelung der Zollverhältnisse zwischen Mutterland und Kolonien sein, wenn die beabsichtigte Wirkung des engeren Zusammenschlusses und der stärkeren wirtschaftlichen Lage gegenüber der ausländischen Konkurrenz erreicht werden soll.

Abgesehen davon, daß es ein Unding ist und den wirtschaftlichen Interessen des Mutterlandes, besonders denen der jungen, wirtschaftlich wenig starken Kolonien, nicht entspricht, wenn die Kolonien zollpolitisch für Deutschland das Ausland bedeuten, so ist diese Sonderbehandlung ein Hindernis für die Investierung nationalen Kapitals in den deutschen Kolonien, da die Flagge naturgemäß viel von ihrer Bedeutung verliert, wenn das nationale Kapital bei einer beabsichtigten kolonialen Betätigung selbst in den eigenen Kolonien wirtschaftlich und zollpolitisch in das „Ausland" zu gehen gezwungen ist. Es darf nicht an einem Zollwesen festgehalten werden, das lediglich das Ausland begünstigt und anderen Nationen einen Nutzen gewährt, der von dem Deutschen Reich mit großen Opfern an Gut und Blut bezahlt wurde, und so wäre es auch vom rein nationalen Standpunkte zu begrüßen, wenn mit der bisherigen Finanzpolitik aufgeräumt würde; die kolonialwirtschaftlichen Interessen würden sich mit dem Mutterlande enger verschmelzen als bisher, und die erleichterten und verbilligten Bezugsbedingungen würden indirekt dem Mutterland wieder zugute kommen, indem durch die für das Mutterland entsprechend erleichterten Einfuhrzölle der Kolonien für die heimischen Industrieprodukte ein von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsendes und bevorzugtes Absatzgebiet erschlossen würde.

Am Schlusse dieses Aufsatzes mögen die Ausführungen einer großen Körperschaft, der Handelskammer zu Leipzig Platz finden, die am 7. März 1912 in dieser Angelegenheit folgendes Schreiben an den Deutschen Handelstag richtete: „Bei der Beratung eines uns von der Handelskammer zu Konstanz zugegangenen Schreibens, nach dem von Trikotfabrikanten des dortigen Bezirks für die Einfuhr von deutschen Textilwaren, insbesondere Trikotwaren, nach unseren afrikanischen Kolonien gegenüber der Einfuhr solcher Waren aus anderen Ländern ein besonderer Schutz oder eine Begünstigung gewünscht wurde, ist in unserem zuständigen Ausschusse hervorgehoben worden, daß für die Wirtschaftspolitik das Wort: Schutz der nationalen Arbeit! maßgebend sein müsse. Deutsche Kolonien dürften nicht

[1]) Schilder a. a. O. S. 269.

ein Absatzgebiet für fremde Erzeugnisse werden, sondern müßten dem Mutterlande erhalten bleiben. Die Politik der offenen Tür sei nur auf neutralem Boden angebracht und berechtigt. Eine günstigere Zollbehandlung deutscher Erzeugnisse in unseren Kolonien sei daher grundsätzlich zu befürworten. Wenn auch demgegenüber in unserer letzten Gesamtsitzung vom 26. Februar 1912, in der die Angelegenheit besprochen wurde, geltend gemacht ward, daß die Einführung von Differentialzöllen zugunsten der deutschen Industrie in unseren Kolonien unter Umständen ihre großen Bedenken habe, so hat die Handelskammer doch einstimmig beschlossen, zunächst folgende Erklärung in der Angelegenheit abzugeben: „Die Handelskammer zu Leipzig hält es angesichts der Vorzüge und Begünstigungen, die eine Reihe von Staaten für die Einfuhr ihrer Erzeugnisse nach ihren eigenen Kolonien sich ausbedungen hat, für nötig, daß die deutschen Handelskammern im Hinblick auf die Klagen einzelner Industriezweige über Verdrängung ihrer Waren aus den deutschen Kolonien unter Führung des Deutschen Handelstages in Erörterung darüber eintreten, ob auch Deutschland den gleichen Weg beschreiten soll, gegebenenfalls unter Gewährung entsprechender Vergünstigungen für die Erzeugnisse der deutschen Kolonien beim Eingang in Deutschland. Ein gleiches Vorgehen wird sich für die sächsischen Handelskammern und ihre Vereinigung, den sächsischen Handelskammertag, empfehlen.“

---

# Die Pflanzungen der Europäer in unseren tropischen Kolonien im Jahre 1912.

Von Dr. **H. Waltz**, Hamburg.

Jahre der Hochkonjunktur wie 1912 mit einem stark ausgedehnten Verbrauche von Rohstoffen aller Art und hohem Preisstande wirken überall belebend auf die Urproduktion ein. Auch unseren Kolonien blieb es nicht versagt, aus der günstigen Weltmarktslage Vorteil zu ziehen, und insbesondere die Pflanzungen, wenigstens soweit sie sich im Ertragstadium befinden, erfuhren eine bemerkenswerte Kräftigung.

Nennenswerte Neu- und Umgründungen kamen, wie aus dem nachstehenden Verzeichnisse hervorgeht, nur in geringer Zahl vor, dagegen einige nicht unbeträchtliche Kapitalserhöhungen.

## Deutsch-Ostafrika.

| | | |
|---|---|---|
| Neugründungen: | | |
| Deutsch-Ostafrikanische Seidenzucht Gebr. Schönheit, G. m. b. H., Berlin | Mk. | 110 000 |
| Kusini-Pflanzungs-Gesellschaft m. b. H., Njakisiku (Mohoro), gegr. 1911 | „ | 36 000 |
| Ostafrikanische Plantagen Georg Hirsch, Morogoro (Privat-Unternehmen). | | |
| Pflanzungsgesellschaft Neu-Danzig m. b. H., Neu-Danzig bei Manga (Bez. Tanga), gegr. 1911 | „ | 80 000 |
| Voertmann Sattler-Pflanzungen, G. m. b. H., Lindi | „ | 150 000 |
| Umgründungen: | | |
| Ostafrikanische Plantagen von Gebr. Hennings, G. m. b. H., Charlottenburg | Mk. | 100 000 |
| Roweka-Rubber Company, London | £ | 25 000 |
| Rusegwa-Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Bremen | Mk. | 125 000 |
| Tubuyu-Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Daressalam | „ | 300 000 |
| Kapitalserhöhungen: | | |
| Baumwollpflanzungsgesellschaft Kilwa, G. m. b. H., Stuttgart | Mk. | 160 000 |
| Dekawe, G. m. b. H., Pankow-Berlin | „ | 20 000 |
| Deutsch-Ostafrikanische Plantagen- und Bergbau-Gesellschaft m. b. H., Bonn | „ | 30 000 |
| Pflanzung Ngomeni, G. m. b. H., Berlin | „ | 25 000 |
| Usumbwa-Compagnie, G. m. b. H., Nyembe-Bulungwa | „ | 20 000 |
| Voigtländische Industrie- und Plantagen-Gesellschaft m. b. H., Plauen i. V. | „ | 150 000 |

## Kamerun.

| | | |
|---|---|---|
| Neugründungen: | | |
| Bremer Tabakbau-Gesellschaft Bakossi m. b. H., Bremen | Mk. | 400 000 |
| Hamburg-Kameruner Tabakbau-Gesellschaft m. b. H., Hamburg | ,, | 250 000 |
| Tikopflanzung G. m. b. H., Victoria | ,, | ? ? ? |
| Tabakpflanzung Etam des Bremer Kolonialhauses F. Oloff & Co., Bremen | ,, | ? ? ? |
| Kapitalserhöhung: | | |
| Afrikanische Frucht-Compagnie m. b. H., Hamburg | Mk. | 800 000 |
| Bremer Nordwest-Kamerun-Gesellschaft m. b. H., Bremen | ,, | 150 000 |
| Deutsche Kamerun-Gesellschaft m. b. H., Hamburg | ,, | 1 000 000 |

## Südsee.

| | | |
|---|---|---|
| Neugründungen: | | |
| Labur G. m. b. H., Namatanai | Mk. | 38 000 |
| West-Karolinen-Gesellschaft m. b. H., Hamburg | ,, | 400 000 |
| Kapitalserhöhung: | | |
| Hernsheim & Co., A.-G., Hamburg | Mk. | 600 000 |

## Samoa.

| | | |
|---|---|---|
| Neugründungen: | | |
| Ananas-Gesellschaft | Mk. | ? ? ? |
| Umgründung: | | |
| Magia-Plantagen-Gesellschaft m. b. H., Hamburg | Mk. | 540 000 |

Für Neugründungen kolonialer Unternehmungen sind Zeiten der Kapitalknappheit an sich nicht günstig. Zudem scheint das deutsche Kapitalisten-Publikum das Zutrauen zu Plantagengründungen, an denen es in den letzten Jahren vielfach bittere Enttäuschungen erlebte, noch nicht wiedergewonnen zu haben. Das zeigte sich z. B. recht drastisch bei dem Versuche der Umgründung einer ostafrikanischen Privatplantage in die Plantagen- und Handels-A.-G. Kilimani. Für dieses offenbar solide Unternehmen konnten die Gründer nicht genügend Interesse erwerben, um die Umwandlung zustande zu bringen. Die Sünden, die bei früheren Gründungen begangen wurden, wirken heute noch abschreckend. Die Baumwolle-A.-G., deren Liquidation im vorigen Jahre gemeldet wurde, geriet in Konkurs, und es ist nicht nur das ganze 600 000 Mk. betragende Grundkapital verloren, sondern auch die Gläubiger werden vermutlich beträchtliche Verluste zu leiden haben. Zu den Zusammenbrüchen der letzten Jahre gesellte sich neuerdings der der Deutschen Rufiji-Baumwolle-Gesellschaft. Diese Gesellschaft, welche seinerzeit in ihrem Prospekte, der wohl mit zu den bedenklichsten der nachgerade berüchtigten Prospekte koloniallandwirtschaftlicher Unternehmungen gehörte, für das fünfte Betriebsjahr 16 % Dividende versprochen hatte, mußte ihren Gesellschaftern mitteilen, daß rund zwei Drittel des Stammkapitals von 637 000 Mk. verloren sind. Gegen einen der Gründer ist Regreßklage erhoben worden. Die Safata Samoa-Gesellschaft, die sich bereits im vorigen Jahre in finanziellen Schwierigkeiten befand, ist wieder einmal am Ende ihrer Mittel angelangt. In der Generalversammlung der Kamerun-Kautschuk-Compagnie, die wie die Safata Samoa-Gesellschaft zu dem Mertens-Konzern gehört, erklärte die Verwaltung,

daß die Safata Samoa-Gesellschaft den Betrieb einstellen müsse, wenn sie nicht finanzielle Hilfe erhalte. Eine neue Sanierung ist im Gange. Aus dem Zusammenbruche des Hamburger Handelshauses Traun Stürken & Co., der zum Teil dadurch herbeigeführt sein soll, daß die Firma in ihrem Plan-

| | Sitz | 1909 und 1909/10 % | 1910 und 1910/11 % | 1911 und 1911/12 % |
|---|---|---|---|---|
| Deutsche Handels- und Plantagengesellschaft der Südsee-Inseln, A.G. | Hamburg | 28 | 33 | 36 |
| Sisal-Agaven-Gesellschaft, D. K. G. | Düsseldorf | 5 | 12 | 16 |
| Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Viktoria". A.-G. | Berlin | 8 | 15 | 12 |
| Sigi-Pflanzungsgesellschaft m. b. H. | Essen | 0 | 12 | 12 |
| Deutsche Agaven-Gesellschaft, D. K. G., Vorzugs-Anteile | Berlin | 0 | 0 | 12 |
| Hernsheim & Co., A.-G. | Hamburg | 8 | 11 | 11 |
| Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft, D. K. G. | Hamburg | 6 | 10 | 10 |
| Muhesa Rubber Plantations Ltd. | London | 0 | 10 | 10 |
| Roweka Rubber Company Ltd. | London | — | — | 10 |
| Deutsche Kamerun-Gesellschaft m. b. H. | Hamburg | 0 | 5 | 10 |
| Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft D .K. G. | Berlin | 6 | 8 | 8 |
| Ngomeni-Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Vorzugs-Anteile | Berlin | 0 | 8 | 8 |
| Ngomeni-Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Stammanteile | | 0 | 6 | 6 |
| Ostafrika-Kompagnie, D. K. G. | Berlin | 0 | 0 | 6 |
| Westdeutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft, D. K. G. | Düsseldorf | 0 | 0 | 6 |
| East African Rubber Plantation Company, Ltd. | London | — | 0 | 6 |
| Moliwe Pflanzungsgesellschaft, D. K. G. | Berlin | 5 | 5 | 5 |
| Deutsche Kautschuk-Aktien-Gesellschaft | Berlin | 0 | 3 | 5 |
| Pflanzungs-Gesellschaft Kpeme, D. K. G., Vorzugs-Anteile | Berlin | 0 | 0 | 5 |
| Kamna Rubber Estate, Ltd. | London | — | 0 | 5 |
| Kifulu Rubber Estates Ltd. (Dividende vom Verkaufs-Syndikat zur Verfügung gestellt) | London | — | 0 | 5 |
| Kaffeeplantage Sakarre, A.-G. | Berlin | 0 | 0 | 4 |
| Debundscha Pflanzung ,D. K. G. | Berlin | 0 | 4 | 3 |
| Kautschuk-Pflanzung Meanja, A.-G. | Berlin | 0 | 0 | 3 |
| Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft „Bibundi", A.-G. | Hamburg | 0 | 3 | 0 |

tagenbesitz in West- und Ostafrika ihre Mittel allzusehr festgelegt hatte, ging die Tubuyu Pflanzungsgesellschaft m. b. H. (s. Verzeichnis) hervor.

Die Sanierung der Ostafrikanischen Gesellschaft „Südküste" konnte trotz der verzweifelten Lage des Unternehmens durchgeführt werden. Das Grundkapital von 1 508 000 Mk. wurde im Verhältnisse 1 : 10 auf 150 800 zusammengelegt. Außerdem wurden 600 000 Mk. neue Vorzugs-

Anteile geschaffen, deren Unterbringung größtenteils geglückt ist. Ferner konnte die Gesellschaft einen Teil ihrer Pflanzungen an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft abstoßen, wodurch es leichter möglich sein wird, die übrigen Pflanzungen der Gesundung entgegenzuführen. Einen erfreulichen Verlauf nimmt die Liquidation der Deutsch-Ostafrikanischen Plantagen-Gesellschaft; man hofft, aus der Liquidations-Masse mindestens den Nominalwert der Aktien zahlen zu können; ca. 74 % wurden bereits verteilt.

Die ostafrikanischen Mkumbi Rubber Plantations Ltd. fusionierten sich mit den Manihot Rubber Plantations Ltd.

Die Rentabilität der Pflanzungen, deren Ergebnisse veröffentlicht werden, zeigt dank der günstigen Lage des Marktes für koloniale Produkte und infolge der fortschreitenden Entwicklung der Plantagen wieder eine wesentliche Besserung (vgl. die Aufstellung).

Vor zwei Jahren waren es nur 7 Gesellschaften, welche Dividenden verteilen konnten, im Vorjahre 14, im Berichtsjahre dagegen 23. Am hervorstechendsten sind die Erfolge der Sisalgesellschaften, deren glänzende Situation unten näher geschildert werden soll und die der englischen Kautschukplantagen in Deutsch-Ostafrika.

Im ganzen zeigt die Plantagenwirtschaft in unseren Kolonien, voran in Deutsch-Ostafrika, in den letzten Jahren das Bild einer vortrefflichen Entwicklung. Die ertragfähige Fläche hat sich während zwei Jahren in Kamerun und Togo annähernd verdoppelt (s. nachstehende Tabelle), in Deutsch-Ostafrika hat sie um 134 %, in Neu-Guinea um 54 % zugenommen. Dabei sind aber noch weite Flächen bebauten Landes vorhanden, die der Ertragfähigkeit entgegengehen: in den fünf Kolonialgebieten zusammen 72 007 ha, d. h. mehr als heute die ertragfähigen Ländereien ausmachen.

Zudem ist die Abgabe von Pflanzungsland an Europäer sowohl in Deutsch-Ostafrika als auch in Neuguinea sehr lebhaft gewesen und dementsprechend ist für die nächsten Jahre ein weiterer beträchtlicher Aufschwung zu erwarten.

Die rasche Ausdehnung der Plantagen in den letzten Jahren steht unzweifelhaft im engen Zusammenhang mit den intensiven Bestrebungen zur Förderung der kolonialen Landwirtschaft durch die Regierung und durch kolonialfreundliche Kreise des Mutterlandes, welche besonders seit der Ära Dernburg im Gange sind.

Sehr segensreich wirken vornehmlich die von der Regierung geschaffenen Versuchsanstalten und Versuchsgärten. Wie viel mehr heute für diese geschieht als noch vor wenigen Jahren, ergibt sich aus einer Zusammenstellung von Geheimrat Dr. Busse: danach sind die staatlichen Aufwendungen für landwirtschaftliche Zwecke seit vier Jahren folgendermaßen gestiegen: An dauernden und einmaligen Ausgaben erhielten (vgl. Wohltmann, Neujahrsgedanken, Tropen-Pflanzer 1913, Nr. 1, S. 7/8):

| | 1908 | 1912 |
|---|---|---|
| Kamerun | 149 000 Mk. | 497 925 Mk. |
| Deutsch-Ostafrika | 338 675 „ | 775 565 „ |
| Deutsch-Südwestafrika | 963 250 „ | 1 258 030 „ |
| Togo | 73 500 „ | 184 250 „ |
| Neu-Guinea | 61 380 „ | 76 000 „ |
| Samoa | 2 600 „ | 77 000 „ |
| | 1 588 405 Mk. | 2 868 770 Mk. |

**Tabelle über die Ausdehnung unserer Plantagenwirtschaft.**

| | Anzahl der landwirtschaftlichen Unternehmungen | | | Zahl der europäischen Landwirte | | | Auf den Pflanzungen beschäftigte farbige Arbeiter | | | Bebaute Flächen in ha | | | Ertragsfähige Flächen in ha | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | Anfang 1910 | 1911 | 1912 | 1910 | 1911 | 1912 | 1910 | 1911 | 1912 | 1910 | 1911 | 1912 | 1910 | 1911 | 1912 |
| Deutsch-Ostafrika | 385 | 405[1] | 577[1] | 566 | 683 | 758 | 47 684 | 57 526 | 78 456[2] | 50 476 | 69 495 | 81 831 | 18 562 | 34 849 | 43 208 |
| Kamerun . . . | 30 | 44 | 52 | 95 | 111 | 131 | 9 380 | 10 415 | 13 272 | 12 791 | 17 913 | 21 796[3] | 5 418 | 7 322 | 10 242[4] |
| Neuguinea mit Inselgebiet . . | 85 | 63 | 67[5] | 108 | 125 | 149 | 9 686 | 11 144 | 13 742 | 24 610 | 28 032 | 28 165 | 6 522[6] | 8 312[6] | 9 992 |
| Samoa . . . . | 166 | 135[7] | 133 | 75 | 83 | 78 | 1 913 | 1 950 | 2 053 | 8 354 | 8 303 | 8 353 | 5 103 | 5 098 | 5 363 |
| Togo . . . . . | 11 | 11 | 13[5] | 5 | 5 | 6 | 305 | 310 | 536 | 1 135 | 1 135[8] | 1 071 | 195 | 195[8] | 404 |
| | 677 | 658 | 842 | 849 | 1007 | 1122 | 68 968 | 81 345 | 108 059 | 97 366 | 124 878 | 141 216 | 35 800 | 55 776 | 69 209 |

[1]) Darunter 113 bzw. 125 Viehzüchter, Farmer und Kleinsiedler.

[2]) In der amtlichen Denkschrift 1911/12 S. 66 sind angegeben 60 835, d. h. 3 309 mehr als im Vorjahr. Allein im Bezirke Tanga aber ist nach S. 13 eine Zunahme von ca. 10 000 Arbeitern zu verzeichnen. Die Zahl ist also offenbar unrichtig. Nach S. 13 und 64 der Denkschrift waren in den Pflanzungs-, Farm- und Industriebetrieben 80 290 Arbeiter beschäftigt. In den Industriebetrieben dürften entsprechend der S. 13 mitgeteilten Zahl für 1910/11 (1345) ungefähr 1834 Mann tätig gewesen sein. Die obige geschätzte Zahl ist durch Abzug dieser Zahl von 80 290 gewonnen.

[3]) Nach der amtlichen Statistik (Denkschrift S. 66) 19 999 ha. Hinzuzurechnen sind die S. 70 erwähnten 1797 ha Bananen.

[4]) Vgl. Anm. 3. Nach der amtlichen Statistik 8445 ha.

[5]) Nach dem Kolonial-Handelsadreßbuch, herausgegeben von Tesch.

[6]) Ohne Marshall-Inseln.

[7]) Hausplätze unter 1 ha wurden nicht mehr mitgezählt.

[8]) 1911 lagen keine Angaben vor.

An Berufslandwirten, fachwissenschaftlichen Beamten und Gärtnern waren in allen Kolonien angestellt 1908: 51, darunter 10 höhere Beamte, 1912 dagegen 110, darunter 38 höhere Beamte.

In der Heimat findet die Regierung bei ihren Bemühungen um Hebung der tropischen Landwirtschaft tatkräftige Unterstützung bei der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee, der Kolonialabteilung der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft u. a. Neben der Deutschen Kolonialschule in Witzenhausen a. Werra hat das Hamburgische Kolonialinstitut einen vollständigen Lehrplan für Hörer der tropischen Landwirtschaft eingerichtet, an der Universität Leipzig wurde ein Ordinariat für koloniale Landwirtschaft geschaffen, an der Kolonialakademie in Halle a. S. werden koloniallandwirtschaftliche Vorlesungen gehalten etc. Von Jahr zu Jahr wächst die Zahl der für den Dienst in den Tropen ausgebildeten Landwirte, so daß die Plantagen mehr und mehr über Angestellte verfügen, denen die von der Wissenschaft und Praxis gesammelten Erfahrungen bekannt sind. Die Gefahr, daß früher gemachte Fehler wiederholt werden, ist dadurch wesentlich herabgemindert.

Durch Eisenbahnen sind neue Plantagengebiete erschlossen worden und bei der Revision der Tarife wurde „von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß die direkte Rentabilität nicht ausschlaggebend sein darf" (Denkschrift 1911/12, S. XIII).

Nur der Arbeitermangel ist überall ein ernstes Hemmnis einer schnellen Entwicklung.

In Deutsch-Ostafrika hat allerdings die Zahl der auf den Plantagen beschäftigten Arbeiter wiederum so stark zugenommen, daß von einer Arbeiternot zurzeit kaum gesprochen werden kann. Es betrug nämlich:

| | Bebaute Fläche | Ertragfähige Fläche | Arbeiterzahl | Zunahme gegen 1910 | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | I | II | III | I | II | III |
| Anfg. 1910 | 50 475 ha | 18 562 | 47 684 | | | |
| 1911 | 66 866 ha[1]) | 34 849 | 57 526 | 32% | 87% | 21% |
| 1912 | 81 831 ha | 43 208 | [1])78 456[1]) | 62% | 132% | 64% |

Die Zunahme im Verhältnis zur bebauten Fläche ist also im Jahre 1911 wesentlich günstiger gewesen als im Jahre 1910. Die Klagen über direkten Mangel an Arbeitskräften waren deshalb im Berichtsjahr viel seltener als früher und kamen durchweg aus den Nordbezirken, insbesondere den Bezirken Tanga, Wilhelmstal und Moschi [2]). Dagegen haben die Klagen über die zunehmende Verteuerung der Arbeitskräfte nicht nur nicht nachgelassen, sondern sich eher noch verstärkt. Allgemein ist die Verurteilung des gegenwärtig bestehenden Systems der „wilden Anwerbung", durch das die Anwerbekosten immer weiter steigen. Die Muhesa Rubber Plantations, welche 1912 2768 Mann beschäftigten, geben in ihrem Geschäftsberichte die durchschnittliche Anwerbegebühr auf 34 Rupien an!

[1]) Vgl. Anm. S. 204.

[2]) Wie sehr die Rentabilität der Pflanzungen von dem Arbeitermangel beeinflußt wird, geht z. B. aus folgender Bemerkung in dem Geschäftsberichte der Kilimandjaro-Pflanzungsgesellschaft, Berlin, für 1911 hervor: „Nachdem wir einen zapfbaren Wald von über 100 000 Kautschukbäumen besitzen, hängt es lediglich von der Zahl der verfügbaren Arbeiter ab, ob und welchen Überschuß wir erzielen. Hätten wir genügend Leute, so würden wir sofort einen Reinüberschuß von bedeutender Höhe haben; ohne solche ist hieran nicht zu denken".

Im Bezirke Tabora erhielten (nach der D.-O.-A.-Ztg. vom 23. XI. 12) gegen Ende des Jahres die Anwerber 30 Rupien ohne die Auslagen für den Transport. In Daressalam zahlte man Ende des Jahres 1912 ca. 35 Rupien (D.-O.-A.-Ztg. vom 25. I. 1913). Zu der Anwerbegebühr kommen dann noch die Transportkosten; auch diese haben sich für viele Pflanzungen durch die Bestimmungen der Verordnung betr. die Beförderung angeworbener Arbeiter vom 14. Oktober 1911, welche die Benützung der Zentralbahn vorschreibt, nicht unerheblich gesteigert. Reisespesen von 20 Mk. pro Mann sind nicht selten [1]). Rechnet man dazu noch die Anwerbegebühr, so kommen gegen 70 Mk. Unkosten heraus, die dem Pflanzer pro Mann erwachsen, bevor überhaupt die Arbeit angetreten wurde. Wie hoch im Verhältnisse zum Lohne die Anwerbekosten geworden sind, kann man z. B. aus dem Geschäftsberichte der Sigi-Pflanzungsgesellschaft ersehen:

Die Gesellschaft gibt an als Ausgaben auf

| | |
|---|---|
| Arbeiter-Lohnkonto . . . . . . . . . . | 57 608 Mk. |
| Arbeiter-Verpflegungskonto . . . . . | 42 258 ,, |
| Arbeiter-Anwerbekonto . . . . . . . . . | 43 766 ,, |

d. h. auf 1 Mk. Lohn kommen 0,73 Mk. für Verpflegung und weitere 0,76 Mk. für die Anwerbung.

Bei dieser Lage der Dinge ist es nicht verwunderlich, daß das Problem der billigen Beschaffung von genügend viel Arbeitskräften im Berichtsjahre nach wie vor im Vordergrunde des allgemeinen Interesses stand. Neuregelung des Anwerbewesens und Zulassung ganzjähriger Arbeitsverträge waren die Hauptforderungen der Pflanzer. Der neue Gouverneur Dr. Schnee verschloß sich der Berechtigung derselben nicht und unterbreitete dem Gouvernementsrat am Schluß des Jahres Abänderungsentwürfe zu der bestehenden Anwerbe- und Arbeiterverordnung: Die ,,wilde" Anwerbung wird beseitigt; in Zukunft ist die Anwerbung für fremde Betriebe nur auf Grund einer besonderen Erlaubnis des Gouverneurs gestattet, die lediglich geeigneten Personen erteilt, zweifelhaften Elementen aber versagt werden soll. Die Konzession wird nur für bestimmte Bezirke gegeben, und grundsätzlich wird für jeden Anwerbebezirk nur ein Anwerber zugelassen. Die höchste zulässige Anwerbegebühr wird bezirksweise vom Gouvernement nach Anhörung des Gouvernementsrats festgesetzt. Falls die Pflanzer sich organisieren und eine oder mehrere Zentralstellen zur Arbeiterbeschaffung ins Leben rufen, kann

[1]) Eine aus Pflanzerkreisen stammende Kostenrechnung über einen Transport von 22 Mann von Tabora nach Pongwe wird von der Usambarapost vom 1. VI. 12. wie folgt mitgeteilt:

| | Rupien | |
|---|---|---|
| Poscho in Tabora, 22 Mann à 3 Rp. . . . . . . | 66,— | |
| Kommission in Tabora à 50 Heller . . . . . . . | 11,— | |
| Bahnfahrt Tabora—Daressalam . . . . . . . . | 143,— | (!?) |
| Vertrag . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 1,— | |
| Poscho in Tabora 22 Mann 8 Tage à 20 Heller . | 35,20 | |
| Wohnung in Daressalam 3½ Heller . . . . . . . | 6,16 | |
| An Bord bringen, 22 Mann à 10 Heller . . . . . | 2,20 | |
| Fahrkarten nach Tanga à 2 Rp. . . . . . . . . . | 44,— | |
| 1 Bootsfahrt in Daressalam. . . . . . . . . . . | —,25 | |
| Abfertigung in Daressalam à 50 Heller . . . . . | 11,— | |
| An Land bringen in Tanga . . . . . . . . . . | 2,20 | |
| Kommission in Tanga . . . . . . . . . . . . . | 11,— | |
| Fahrkarten nach Pongwe . . . . . . . . . . . | 4,40 | |
| | Rupien 337,41 | |

= 15,33 Rp. = 20,39 Mk. pro Mann

der Gouverneur anordnen, daß die Anwerbung nur auf dem Wege über die Zentralstelle erfolgt. Die zulässige Vertragsdauer wird auf ein Jahr ausgedehnt, die Höchstzahl der Arbeitstage, über die ein Arbeitsvertrag lauten darf, auf 240 Tage erhöht. Um der Entvölkerung der Innenbezirke vorzubeugen, wird weiter bestimmt, daß die Arbeiter Anspruch auf freie Rückbeförderung nach dem Orte, wo sie angeworben wurden, haben. Diese und einige sonstige Änderungen, die sich insbesondere auf die Fürsorge für die Arbeiter in sanitärer und sozialer Hinsicht beziehen, wurden unter dem 5. Februar 1913 bekannt gemacht und treten vom 1. Oktober 1913 ab in Kraft. Wenn die neuen Bestimmungen so wirken, wie man von ihnen erwartet, kann eine wesentliche Verbesserung der Arbeiterverhältnisse auf den Pflanzungen nicht ausbleiben. Der aus Pflanzerkreisen vielfach geäußerte Wunsch, die Arbeiteranwerbung möge von dem Gouvernement in die Hand genommen werden, ist zwar unerfüllt geblieben, er wird aber auch wohl stets unerfüllt bleiben, weil die Regierung sich dem von negrophiler Seite erhobenen Vorwurf, es solle dadurch ein versteckter Arbeitszwang ausgeübt werden, nicht wird aussetzen wollen. Immerhin wird aber vermutlich eine Ersparnis an Anwerbekosten erzielt werden können, welche die Rentabilität der Plantagen steigern und ihre Produkte auf dem Weltmarkte konkurrenzfähiger machen muß.

Anfang 1913 ging durch die Presse die Meldung (vgl. Köln. Ztg. v. 28. I. 13), daß der Leiter einer in englische Hände übergegangenen Plantage nach Ostasien abgereist sei, um chinesische Kulis für Deutsch-Ostafrika anzuwerben. Im Interesse einer gesunden Weiterentwicklung der Kolonie muß man wünschen, daß das Gouvernement sich nie auf solch gewagte Experimente einläßt und die Einfuhr chinesischer Arbeiter von vornherein verhindert. So groß dürfte die Arbeiternot in Deutsch-Ostafrika doch noch nicht sein, daß man nicht den gelben Zuzug entbehren könnte.

Recht guten Erfolg scheint eine von der Regierung in jüngster Zeit versuchsweise getroffene Maßnahme zu haben: die Einrichtung von Arbeitsmärkten. In Soga (Bez. Morogoro) kamen das erste Mal zu dem Arbeitsmarkt aus den Dörfern der Umgegend ca. 2000 Eingeborene freiwillig, um sich anwerben zu lassen, ein Ergebnis, das jedenfalls zur Wiederholung und allgemeinen Einführung derartiger Märkte ermutigt.

Eine eigenartige Wirtschaftsform, eine Vermischung des europäischen Pflanzungssystems mit dem der kleinbäuerlichen Eingeborenenkultur, hat sich im Süden der Kolonie im Lukuledital herausgebildet und trägt dort dazu bei, das Arbeiterproblem in einer allseitig befriedigenden Weise zu lösen (vgl. D.-O.-A.-Ztg. v. 6. XI. 12): Die Baumwollkulturen der Eingeborenen werden von den benachbarten Baumwollpflanzern bevorschußt. Den Eingeborenen werden dagegen gewisse Kulturbedingungen auferlegt, deren Erfüllung von den Pflanzern überwacht wird. Die Schwarzen werden auf diese Weise zu ordnungsgemäßer Arbeit angehalten und erzogen und ihre Kulturen werden dauernd von Sachverständigen beaufsichtigt.

In Kamerun bekamen die Pflanzungen bisher ihre Arbeiter ohne große Mühe. Meist genügte der freiwillige Zulauf, um Lücken auszufüllen. Infolge der Ausdehnung der Plantagen aber wächst der Bedarf an Arbeitskräften beständig — am 1. Januar 1912 waren 2857 Arbeiter mehr tätig als ein Jahr zuvor —, beim Bahnbau sind ungefähr 5000 Mann beschäftigt, und so machten sich im Berichtsjahre doch hier und da schon Schwierigkeiten bei der Arbeiterbeschaffung bemerkbar. Jedenfalls mußten Plantagen,

die gewohnt waren, ihren Bedarf aus dem freiwilligen Angebote zu decken, zur Anwerbung übergehen. Man fürchtet für die Zukunft größere Schwierigkeiten, wenn es den Pflanzungen nicht ermöglicht wird, die Familien der Arbeiter bei der Arbeitstätte anzusiedeln.

In Neuguinea ist die Zahl der Plantagenarbeiter wieder beträchtlich größer geworden (s. S. 204). Wie Prof. Dr. Preuß, der Direktor der Neuguinea Compagnie, kürzlich ausführte (vgl. Mitt. d. Deutschen Landw. Ges. 1913, S. 118), reichen aber die vorhandenen Arbeitskräfte zur Instandhaltung der Pflanzungen nur zur Not aus, und vielfach herrscht schon empfindlicher Arbeitermangel. Eine weitere Entwicklung der Plantagenwirtschaft werde deshalb nur möglich sein, wenn es gelingt, die Eingeborenen des Innern zur Arbeit heranzuholen oder Chinesen und Javanen einzuführen. Die jährlichen Kosten für einen Arbeiter sind nach Preuß mit mindestens 225 Mk. anzunehmen.

Schlimmer denn je gestaltete sich die Arbeiternot in Samoa. Die dortigen Pflanzer sind nach wie vor auf chinesische Kulis angewiesen. Nachdem im vorigen Jahre die völlige rechtliche Gleichstellung der Chinesen mit den Europäern trotz schwerer Bedenken durch das Gouvernement bewilligt worden war, hatte man erwartet, daß die Arbeiterzufuhr auf keine neuen Hemmnisse mehr stoßen würde. Um so mehr, als die Chinesen auf Samoa neben freier Wohnung und Verpflegung, freier ärztlicher Behandlung und Krankenhauspflege Jahreslöhne von 180—360 Mk. und außerdem Prämien und Erntetantiemen erhalten. Die chinesische Regierung machte aber die Zustimmung zu weiteren Arbeitertransporten davon abhängig, daß den Kulis nach Ablauf ihres Arbeitskontraktes das freie Niederlassungsrecht auf Samoa gewährt werde. Das Gouvernement sah sich außer stande, diesem Verlangen zu entsprechen, und so kamen die Pflanzer ganz unerwartet wieder in eine sehr üble Lage. Der sehnlichst erwartete neue Chinesentransport Ende November 1912, für den annähernd 1200 Anmeldungen vorlagen, kam nicht zustande, und zudem mußten etwa 400 Kulis, deren Kontrakt abgelaufen war, mit großen Kosten in die Heimat zurückbefördert werden. Javanen an Stelle der Chinesen heranzuziehen, ist bis jetzt noch nicht möglich; die Verhandlungen zwischen dem Gouvernement und dem Norddeutschen Lloyd betreffs einer Dampferlinie Batavia—Samoa, von deren Zustandekommen die holländische Regierung ihre Genehmigung der Anwerbung von Javanen abhängig gemacht hat, sind noch in der Schwebe. Die Pflanzungen mußten also mit einem stark verminderten Arbeiterstamm auszukommen suchen — eine gefährliche Situation, wenn man bedenkt, wie rasch unter der tropischen Sonne das Unkraut die Kulturen überwuchert. Verzweifelte Berichte drangen über den Ozean; auch an den Reichstag richteten die Pflanzer wiederum eine dringende Petition, in der sie um ein Eingreifen der Reichsregierung auf diplomatischem Wege und um die Bewilligung einer Subvention für die Linie Samoa—Batavia bitten. Erst nach langwierigen Verhandlungen kam endlich Anfang April 1913 eine Einigung mit der chinesischen Regierung zustande. 4000 Mann dürfen nach Samoa überführt werden, davon 1350 sofort, 650 im Laufe des Sommers 1913. Für einige Zeit scheint dadurch das Arbeiterproblem wieder gelöst zu sein, aber die Plantagen leiden natürlich ungemein unter den Folgen der teilweisen Entblößung von Arbeitskräften.

* * *

Die einzelnen Kulturen der Europäer-Pflanzungen haben sich folgendermaßen entwickelt:

## Kokospalmen.

Die tropischen Fett- und Ölfrüchte spielen als Volksnahrungsmittel in allen Ländern der gemäßigten Zone eine von Jahr zu Jahr wichtiger werdende Rolle. An erster Stelle unter den Rohstoffen der Pflanzenfettindustrie steht die Kopra, die getrocknete Frucht der Kokospalme Die Preise für Kopra sind andauernd hoch und auch für die Zukunft brauchen die Pflanzungen einen starken Rückgang wohl kaum zu befürchten. 1912 bewegten sich die Koprapreise auf ungefähr der gleichen Höhe wie im Vorjahre, d. h. durchschnittlich wurden in Hamburg etwa 500 Mk. pro Tonne gezahlt. Kokospalmen-Plantagen gelten deshalb als sichere Kapitalsanlage und nicht mit Unrecht haben die Engländer Smith und Pape kürzlich die Kokospalmen die „Konsols des Ostens" genannt. Ehe die Rentabilität beginnt, muß zwar eine lange Wartezeit überwunden werden; dafür kann man aber nach Preuß (Mitteilungen d. Deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft 1913, S. 118) bei verhältnismäßig sicheren und gleichmäßigen Erträgen unter den jetzigen Koprapreisen auf eine Verzinsung des Anlagekapitals von 15—20 % rechnen.

In Neuguinea und dem Inselgebiete dehnen die Pflanzungsgesellschaften ihre Palmenwälder dauernd aus. Die Kapitalerhöhung der Hernsheim & Co. A.-G. um 600 000 Mk. geschah speziell zu diesem Zweck. Und auch von Privatpflanzern wurde Plantagenland zur Anlage von Kokospalmenwäldern lebhaft begehrt. 1911 hat die mit Kokospalmen bepflanzte Fläche wiederum um 696 ha zugenommen, so daß Anfang 1912 25 264 ha vorhanden waren. Der Anbau hat zweifellos inzwischen weitere Fortschritte gemacht. Im ganzen waren ungefähr 2,7 Mill. Palmen vorhanden, worunter aber erst 917 000 (ca. 159 000 mehr als im Vorjahr) im ertragfähigen Alter standen. Demnach ist ein ständiges Anwachsen der Ernten zu erwarten [1]), um so mehr, als ein großer Teil der tragenden Palmen noch nicht die volle Tragfähigkeit erlangt hat; nach Preuß beginnt die Kokospalme durchschnittlich mit 7—8 Jahren eine kleine Ernte zu bringen, aber erst mit 15 Jahren kann die Pflanzung als volltragend angesehen werden.

Die Ernte fiel (nach dem Berichte der Neuguinea-Co.) unter der Nachwirkung der Trockenheit im Vorjahre nur mittelmäßig, auf dem Archipel sogar schlecht aus.

In Samoa hat sich die mit Kokospalmen bebaute Fläche um 119 ha auf 4689 ha (Anfang 1912) mit 688 500 Palmen ausgedehnt. Die Zahl der ertragfähigen Bäume ist um 6400 auf 481 000 gestiegen. Leider hat auf den Pflanzungen die Nashornkäferplage stark überhand genommen. Mit großer Schnelligkeit hat sich der Käfer an der Küste verbreitet und ist auch schon in das Innere vorgedrungen. Ein Ausfall an der Gesamternte ist zwar noch nicht wahrzunehmen gewesen, doch schreibt man dies hauptsächlich dem Umstande zu, daß die Palmen zum großen Teil noch jugendkräftig sind und daß fortdauernd junge Bäume zu tragen beginnen. Man hat sich zu außerordentlichen Maßregeln entschließen müssen und einer besonderen Kommission die Bekämpfung anvertraut. Der Schädling konnte sich so rasch verbreiten, weil er eine Unmenge von vorzüglichen Brutstätten in den toten Baumstümpfen auf den Pflanzungen und in den verfaulenden Kakao-

[1]) Die wichtigsten Ziffern des Ausfuhrhandels sind in der „Kolonialstatistik" (vgl. s. 225 cff.) zu finden. Um Wiederholungen zu vermeiden, sind sie in den obigen Übersichten nicht aufgeführt.





schalenhaufen fand. Da diese letzteren zugleich Ansteckungsherde der Rindenkrankheit der Kakaobäume bilden, vertrat der Gouvernementsrat (Sitzung vom 18. Januar 1913) einhellig die Ansicht, daß die Verbrennung der Schalenhaufen obligatorisch gemacht werden müsse. Nach Beschluß der Kommission sind alle toten Palmenstämme und -Stümpfe zu beseitigen. In den Neuschlägen muß das geschlagene Holz gänzlich verbrannt werden. Auf einem Neuschlage soll in Zukunft erst gepflanzt werden dürfen, wenn die Kommission ihn für genügend gereinigt erklärt hat. Neuerdings beabsichtigt man die Vertilgung der Nashornkäfer auch durch Einführung und Züchtung von natürlichen Feinden ihrer Larven zu versuchen. Man denkt dabei (vgl. Samoanische Zeitung vom 8. Februar 1913) an Vögel (z. B. die australischen Magpievögel) und Pilze und besonders an eine Art der Mordwespen, die auf Madagaskar vorkommt und dort speziell von den Larven der Palmen-Nashornkäfer sich nährt.

Viel trägt zur weiteren Verbreitung des Schädlings auch die Bequemlichkeit der Eingeborenen bei, die nur wenig Eifer beim Einsammeln der Käfer und Larven auf ihren Pflanzungen bekunden.

Von Deutsch-Ostafrika ist eine erfreuliche Ausdehnung der Kokospalmenkultur zu melden. Die mit Palmen bebaute Fläche umfaßte Anfang 1911 5512 ha mit 607 232 Bäumen, darunter 153 076 ertragfähige. Anfang 1912 waren dagegen 6806 ha bebaut mit 699 568 Palmen (gegen das Vorjahr 92 331 mehr), wovon 162 172 ertragfähig waren. Die auf einer Pflanzung aufgetretene Herzfäule, sowie der überall vorkommende Nashornkäfer konnten erfolgreich bekämpft werden.

Auch in Togo macht die Kokospalmenkultur auf der Pflanzung Kpeme rasche Fortschritte. Während von der Gesamtausfuhr Togos an Kopra 1908 noch 60% auf die Eingeborenen-Pflanzungen und 40% auf die Plantage Kpeme entfielen, machte der Kopra-Export von Kpeme 1911 mit 127 Tonnen 67% der Gesamtausfuhr des Landes (189 Tonnen) aus. Für künstliche Düngung wurden weit höhere Beträge als in den Vorjahren aufgewendet und die systematischen Düngungsversuche fortgesetzt.

## Ölpalmen.

Die sehr großen Ölpalmenbestände Kameruns wurden bis heute nur wenig ausgenutzt. Es unterliegt jedoch kaum noch einem Zweifel, daß die Ölpalme berufen ist, vielleicht schon in wenigen Jahren die Hauptwerte der Kameruner Ausfuhr zu liefern; denn nicht nur werden durch den Bahnbau nach und nach große Bestände erschlossen, sondern man scheint angesichts der dauernd hohen Preise für Palmöl und Palmkerne und der sich noch immer ausbreitenden Nachfrage der Fettindustrie ernstlich daran zu gehen, den plantagenmäßigen Anbau in großem Umfange ins Werk zu setzen. Nach der amtlichen Statistik waren

Anfang 1911 955 ha mit 175 049 Palmen
„ 1912 1916 „ „ 345 824 „ vorhanden.

In der Denkschrift (siehe S. 70—71) wurde aber schon wiederholt betont, daß die Statistik kein richtiges Bild ergibt, daß vielmehr in Wirklichkeit erheblich mehr Palmen vorhanden seien.

Die Plantagen haben bisher die Früchte der auf ihrem Gebiete wachsenden Ölpalmen meist zur Verpflegung ihrer Arbeiter mit verwendet. Man beginnt aber jetzt, die Früchte zu sammeln und an die Aufbereitungsanstalten zu verkaufen. Eine große Ausdehnung der Kultur steht bevor. Die Ka-

merun Kautschuk-Compagnie schreibt z. B. in ihrem Jahresberichte, daß sie allmählich 520 ha mit Ölpalmen bepflanzen werde, und die Kameruner Eisenbahn-Gesellschaft beabsichtigt von den ihr zustehenden Ländereien 2200 ha ebenfalls mit Ölpalmen zu bepflanzen, nachdem sie sich den Verkauf der Palmfrüchte im voraus für mehrere Jahre kontraktlich sichergestellt hat. Für die älteren Kakaoplantagen dürfte, wie Ingenieur Loens im Amtsblatte für Kamerun hervorhebt, die Ölpalmenkultur besonders zu empfehlen sein. Es erscheine aussichtslos und wäre unrentabel, die von den Kakaobäumen jahrzehntelang ausgesogenen Böden durch Zufuhr von Düngemitteln wieder tragfähig zu machen. Dagegen kommen Ölpalmen noch sehr gut darauf fort, weil die Palme andere im Boden noch reichlich vorhandene Aufbaustoffe braucht, wie der Kakao. Loens regt deshalb an, alle älteren Kakaobestände rechtzeitig mit Ölpalmen zu durchpflanzen. Nach allem darf man für die nächsten Jahre eine schnelle Ausdehnung der Ölpalmenkultur auf den Europäerpflanzungen in Kamerun erwarten.

Die Aufbereitung der Palm-Früchte in der Kolonie hat weitere Fortschritte gemacht. Nach dem dritten Quartalsberichte der Kautschuk-Zentrale für die Kolonien wurde von einer westafrikanischen Pflanzung ein Öl eingeliefert, das sich als auch für Speisezwecke vorzüglich verwendbar erwies. Bedeutende Vorzüge soll nach Loens (siehe Loens, Maschinelle Aufbereitung des Palmöls, Afrika-Post vom 8. Februar 1913) eine von der Harburger Eisen- und Bronzewerk-A.-G. konstruierte Palmölfabrik hinsichtlich der Vereinfachung der Fabrikation und der Reinheit des Produkts haben.

Die Nachfrage nach Palmkernen und ihren Nebenprodukten (Palmkuchen und Palmkernschrot) war im Berichtsjahre fortdauernd stark und die Preise in Hamburg stiegen infolgedessen von 18 Mk. pro 50 kg Anfang 1912 nach verschiedenen Schwankungen bis auf 20,65 Mk. Ende Dezember, eine Höhe, die nach den Sachverständigen-Berichten der Hamburger Handelskammer für den Fabrikanten bereits unrentabel ist. Palmöl wurde zu gleicher Zeit mit 29,75 Mk. notiert.

## Kaffee.

In Deutsch-Ostafrika haben sich für die Kaffeekultur neue Ausblicke eröffnet. Die vulkanischen Böden am Fuße des Kilimandjaro erweisen sich als vorzügliches Kaffeeland. Schon im vierten Jahre sollen dort 2—4 Pfund von jedem Baum geerntet werden können. Eine Reihe von kleineren Pflanzungen wurde in den letzten Jahren am Kilimandjaro und im Merubezirk angelegt, die zum Teil schon überraschende Erfolge erzielt haben. Nach der „Usambara-Post" vom 22. Juni 1912 konnten z. B. zwei Pflanzer aus 50 000 Kaffeebäumen einen Reinerlös von 40 000 Mk. = 40 Pfg. pro Pfund verzeichnen, d. h. soviel, daß hieraus die Anlage der Pflanzung und die auf die Jahresernte entfallenden Arbeitslöhne sich bezahlt machten. Auf dem europäischen Markte wird der Kilimandjaro- und Meru-Kaffee sehr gut bewertet. Die Nachfrage nach dem Kaffeeboden ist infolgedessen sehr lebhaft. Vollständig unbearbeitetes Neuland wurde schon mit über 100 Rup. bezahlt. Neuerdings zeigt englisches Kapital lebhaftes Interesse für die Kilimandjaro-Pflanzungen. Eine Pflanzung ist bereits in englische Hände übergegangen; wegen des Ankaufs weiterer sollen Verhandlungen im Gange sein. Eine Schwierigkeit bietet noch die Arbeiterfrage, weil bei der Kaffeeernte innerhalb kürzester Frist eine große Anzahl von Arbeitskräften gebraucht wird.

Insgesamt ist in Deutsch Ostafrika die mit Kaffee bebaute Fläche von 2443 ha Anfang 1911 auf 2904 ha Anfang 1912 gestiegen. Der Zuwachs von 461 ha dürfte wohl fast ganz auf die vorbenannten Bezirke entfallen (ein kleiner Teil vielleicht auch auf den Bezirk Bukoba, wo nach der Denkschrift (S. 23) 179 ha mit Kaffee bebauten Landes in den Händen von Europäern sind). In Usambara ist der Anbau stabil. Dort beeinträchtigt auf den großen Plantagen der chronische Arbeitermangel die Gewinnmöglichkeiten stark. Die Usambara-Kaffeebau-Gesellschaft verlor von der Ernte 1911/12 ungefähr den fünften Teil im Werte von ca. 20 000 Mk., weil es ihr nicht gelang, zur Erntezeit die Arbeiterzahl auf die erforderliche Höhe zu bringen, um die schnellreifenden Kaffeekirschen alle zu pflücken. Der Erlös der Kaffee-Plantagen aus der Ernte 1911/12 war günstig beeinflußt durch die hohen Preise am Weltmarkte. Die Kaffee-Plantage Sakarre erhielt für ihr Produkt einen Durchschnittspreis von 0,77 Mk. pro Pfund gegen 0,637 Mk. im Vorjahr. Am Hamburger Markt schwankte 1912 die Notierung für Usambara-Kaffee zwischen 65 und 88 Pfg.

Die Ausfuhr des Jahres 1911 war nach Menge und Wert höher als je zuvor; sie betrug 1176 Tonnen im Werte von 1,2 Mill. Mk. (1910: 995 Tonnen im Wert von 0,8 Mill. Mk.).

In Kamerun sind die Versuche, die man mit dem Anbau von liberischem und arabischem Kaffee gemacht hat, fehlgeschlagen. 1912 sollen (siehe Kamerun als Ein- und Ausfuhrmarkt, 1911, S. 408) 100 ha mit Coffea robusta aus Java als Zwischenkultur mit Ölpalmen bepflanzt werden. Auch in Neuguinea soll Coffea robusta versuchsweise angepflanzt werden.

## Kakao.

Der Bedarf der deutschen Industrie an Kakaobohnen steigert sich andauernd, wie aus der folgenden, dem „Gordian" (20. II. 1913) entnommenen Statistik hervorgeht:

| | |
|---|---|
| 1895 | 9 951 000 kg |
| 1900 | 19 254 200 „ |
| 1905 | 29 633 100 „ |
| 1910 | 43 941 300 „ |
| 1911 | 50 855 100 „ |
| 1912 | 55 084 600 „ |

Das Deutsche Reich muß diesen gewaltigen Bedarf, der 1912 22 % des Weltverbrauchs ausmachte, heute noch in der Hauptsache aus den Ernten fremder Länder decken. Doch wächst auch der bescheidene Anteil, den die deutschen Kolonien liefern. Dort gestaltete sich der Kakaoanbau in den letzten Jahren folgendermaßen:

| | Bebaute Fläche | | | Darunter ertragfähig | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| | Anfang 1910 | Anfang 1911 | Anfang 1912 | Anfang 1910 | Anfang 1911 | Anfang 1912 |
| Deutsch-Ostafrika . . . | 93 ha | 110 ha | 100 ha | 70 ha | 40 ha | 50 ha |
| Kamerun . . . . . . | 8 410 „ | 9 583 „ | 10 654 „ | 5 331 „ | 6 116 „ | 7 024 „ |
| Togo . . . . . . . . | 144 „ | 144 „ | 150 „ | 46 „ | 46 „ | 60 „ |
| Neuguinea m. Inselgebiet | 334 „ | 418 „ | 413 „ | 10 „ | 113 „ | 234 „ |
| Samoa . . . . . . . | 2 133 „ | 2 141 „ | 2 181 „ | 940 „ | 987 „ | 1 241 „ |
| | 11 114 ha | 12 396 ha | 13 498 ha | 6 397 ha | 7 302 ha | 8 609 ha |

In Kamerun hat also eine weitere ansehnliche Ausdehnung der Kakaokultur stattgefunden.

Geerntet wurden in den deutschen Kolonien insgesamt (nach dem „Gordian“ vom 6. III. 1913):

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1910: | 4 073 000 kg, | davon in Kamerun | 3 431 058 kg |
| 1911: | 4 404 000 „ | „ „ „ | 3 582 463 „ |
| 1912: | 5 400 000 „ | „ „ „ | 4 600 000 „ |

Trotz der erheblichen Mehrausfuhr des letzten Jahres vermögen die Kolonien also erst ein Zehntel des deutschen Bedarfs an Kakao zu decken. Und in diesem Zehntel ist sowohl die Produktion der Plantagen als auch der Eingeborenen inbegriffen; die letztere machte 1911 annähernd 900 Tonnen aus (Kamerun 658, Togo 231 Tonnen).

Die von dem „Gordian“ geschätzte Ausfuhrsteigerung Kameruns um rund 1000 Tonnen, die in erster Linie dem Mehrertrage der Europäerpflanzungen zuzuschreiben sein wird, muß man bei dieser Lage der Dinge mit besonderer Genugtuung begrüßen; um so mehr, als die größeren Quantitäten auch zu lohnenden Preisen abgesetzt werden konnten. Mit einer weiteren Ertragsteigerung darf man bestimmt rechnen, da noch 4900 ha der ersten Ernte entgegenreifen.

Die Lage des Weltmarktes für Kakao hat im Jahre 1912 eine völlige Umgestaltung erfahren. Seit dem Jahre 1907 war der Weltverbrauch von Kakaobohnen regelmäßig hinter der Welternte zurückgeblieben, und als natürliche Folge davon hatten sich große Vorräte angesammelt, die schwer auf dem Markte lasteten. Die billigen Preise steigerten allerdings auch die Konsumtion erheblich, aber erst im Jahre 1912, als einige wichtige Kakaoländer in Mittel- und Südamerika einen beträchtlichen Ernteausfall erlebten, überholte die Weltverbrauchsziffer wieder die Welternteziffer.

Nach dem „Gordian“ (6. III. 1913) betrugen:

| | Welternte | Weltverbrauch | Weltvorräte am Jahresende |
|---|---|---|---|
| 1907 | 150 444 Tonnen | 156 557 Tonnen | 43 797 Tonnen |
| 1908 | 193 753 „ | 165 141 „ | 76 740 „ |
| 1909 | 206 337 „ | 194 838 „ | 89 498 „ |
| 1910 | 219 562 „ | 201 166 „ | 109 216 „ |
| 1911 | 244 545 „ | 229 988 „ | 126 272 „ |
| 1912 | 230 000 „ | 250 000 „ | 104 800 „ |

Es wurden 1912 also annähernd 20 Mill. kg Kakaobohnen mehr dem Verbrauche zugeführt als die Produktionsländer lieferten. Wenn dieser Mehrbedarf auch leicht aus den reichlich angestauten Vorräten gedeckt werden konnte, so machte sich doch die erhöhte Nachfrage in einem Anziehen der Preise bemerkbar, besonders um die Mitte und gegen Ende des Jahres. Kameruner Plantagen-Kakao wurde zu Beginn des Jahres mit ungefähr 55 Mk. pro 50 kg verkauft; nach einer rückläufigen Bewegung des Preises im ersten Vierteljahre bis auf etwa 52 Mk., setzte im April eine Aufwärtsbewegung ein, die auch in den nächsten Monaten anhielt und im Juli mit 62 Mk. ihren Höhepunkt erreichte. Dann senkte sich die Preiskurve wieder etwas nach unten, um im Dezember aufs neue die Richtung nach oben einzuschlagen. Am Schlusse des Jahres war die Notierung ca. 60 Mk. pro 50 kg. Im Durchschnitt also ein wesentlich höherer Preisstand als im Vorjahre, in dem die Notierungen zwischen 49 Mk. und 60 Mk. geschwankt

hatten. Ähnlich war die Preisentwicklung des höherwertigen Südsee-Kakaos, der im Juli mit 73—80 Mk. pro 50 kg und am Schlusse des Jahres mit 68 bis 75 Mk. bezahlt wurde.

Die Kameruner Plantagen haben im Jahre 1911 empfindliche Verluste gehabt. Wie in den Jahren 1904, 1905 und 1906 litten die Pflanzungen unter dem massenhaften Auftreten der Rindenwanze. Außerdem setzte die Regenzeit sehr früh ein und hielt mit ungewöhnlicher Heftigkeit an. Die gefürchtete Braunfäule trat infolge des Mangels an Sonnenschein bald stark auf. Nach einem Berichte des „Amtsblatts" wuchsen die braunen Flecke der befallenen Früchte innerhalb 24 Stunden um mehr als 1 cm. Der mittlere Ertrag pro ha der ertragfähigen Anbaufläche auf den Europäerpflanzungen, der 1909 623 kg betragen hatte und 1910 auf 561 kg gesunken war, ging 1911 weiter zurück auf 504 kg. Einzelne Plantagen hatten einen Ernterückgang bis zu 35 % zu verzeichnen („Kamerun als Ein- und Ausfuhrmarkt 1911", S. 439). 1912 ist die Ernte glücklicherweise besser ausgefallen. Nähere Berichte fehlen darüber aber noch.

Der Düngungsfrage wenden die Kakaopflanzungen immer größere Aufmerksamkeit zu. Die Einfuhr von Düngemitteln steigt rapid. 1907 wurden importiert 22½ Tonnen im Werte von 2747 Mk., 1910 777 Tonnen im Werte von 101 353 Mk., 1911 1542 Tonnen im Werte von 186 610 Mk.

Versuche der Landeskulturanstalt in Victoria sollen den Nachweis erbracht haben, daß auch durch die Zwischenpflanzung von geeigneten Gründüngungspflanzen (Leguminosen) Kraft und Schnelligkeit des Wachstums der Kakaobäume verdoppelt werden kann (vgl. Deutsche Post vom 19. XII. 1912). Die Versuchsanstalt soll nicht imstande sein, allen Anforderungen der Pflanzer nach Gründüngungspflanzen zu genügen.

Es ist sehr zu wünschen, daß es gelingt, eine höhere Rentabilität zu erzielen als bisher. Nach Mitteilungen von Direktor Ladewig im „Tropenpflanzer" (Januar 1912) scheint unzweifelhaft festzustehen, daß die Eingeborenenkulturen der Goldküste (die in unglaublich kurzer Zeit zum ersten Kakaolande der Erde aufgerückt ist) in diesem Punkt unseren Kameruner Pflanzungen bei weitem überlegen sind. An der Goldküste werden pro Baum über 3 kg trockenen Kakaos geerntet, in Kamerun im Durchschnitt höchstens 1½ kg. Dabei befinden sich in Kamerun auf dem Hektar 400 bis 600 Bäume, auf den Pflanzungen der Goldküste 1000—1600.

F. Kolbe macht darauf aufmerksam (vgl. Zeitschrift für Kolonial-Politik, Recht und Wirtschaft, November 1912), daß seit Jahren schon Dr. Schulte im Hofe und neuerdings der Franzose Yves Henry dafür eintreten, die Pflanzweite in Kamerun und Gabun zu verringern. Bei mittleren Böden solle der Abstand der Bäume etwa 3 × 2,50 m betragen. Da die Unkosten nicht im gleichen Verhältnisse wie die Zahl der Bäume wachsen, müsse sich die Rentabilität durch den Übergang zu engerer Pflanzweite stark verbessern.

Jedenfalls verdienen diese Anregungen eine ernste Prüfung.

In Deutsch-Ostafrika erzielte die Sigi-Pflanzungsgesellschaft im Jahre 1911 für das kg Kakao 1,37 Mk. gegen 1,16 Mk. im Vorjahre. Die Gesellschaft beabsichtigt ihre Kakaopflanzungen auszudehnen.

Auch die Agu-Pflanzungsgesellschaft in Togo hatte befriedigende Ergebnisse zu verzeichnen. Die voll tragenden Kakaobäume lieferten 537 kg trockenen Kakaos pro ha.

In Neuguinea macht der Kakaobau nur geringe Fortschritte. Die

Ausfuhr im Jahre 1911 stieg nur um 24 Tonnen, von 40 auf 64 Tonnen. Die Bäumchen haben überall stark unter Schädlingen zu leiden, besonders die Criollo-Bäumchen. Criollo wird infolgedessen nicht mehr weiter angepflanzt, mit Ausnahme des Nicaragua-Criollo, der sich etwas widerstandsfähiger gezeigt hat. Die eingegangenen Criollo-Bäumchen werden durch Forastero-Bäumchen oder eine Kreuzung zwischen Criollo und Forastero ersetzt. Auch geht man seit einiger Zeit dazu über, Forastero mit Kokospalmen in Mischkultur zu pflanzen, wodurch man hofft, die Betriebskosten für die Kokospflanzungen während der ertraglosen Zeit der Palmen wenigstens teilweise zu decken.

Die Ausfuhr von Kakao aus Samoa hob sich von 505 Tonnen (im Werte von 555 060 Mk.) im Jahre 1910 auf 642 Tonnen (im Werte von 770 168 Mk.) im Jahre 1911. 1912 hat die Ernte nach dem Jahresberichte der Handelskammer Hamburg vom 31. XII. 1912 weiter zugenommen. Die Pflanzungen leiden stärker als je unter dem Arbeitermangel (s. o. S. 208); außerdem wurden die Pflanzen im Jahre 1911/12 mehr als in den Vorjahren von der Rindenfäule (Kakaokrebs) befallen. Die Vernichtung der Kakaoschalenhaufen, welche offenbar zur Verbreitung der Krankheit beitragen, durch Verbrennen konnte bisher aus technischen Schwierigkeiten nicht durchgeführt werden. Man hofft aber mittels des von dem Pflanzer Garben jüngst konstruierten Verbrennungsofens die alten Schalenhaufen nach und nach beseitigen zu können und damit der Verbreitung der Krankheit einen Damm zu setzen (vgl. Samoanische Zeitung vom 25. I. 1913). Auch ist es gelungen, eine für den Kakaokrebs weniger anfällige Forastero-Sorte heranzuzüchten, die bei Neuanpflanzungen an Stelle der empfindlicheren Criollo-Sorten angepflanzt wird.

## Tabak.

Auf den Tabakbau in Kamerun, wo Anfang 1912 20 ha bepflanzt waren, setzt man große Hoffnungen. Die Deutsche Tabakbau-Gesellschaft konnte im Februar 1913 ihre erste Ernte von 150 Zentnern in Bremen zu einem guten Durchschnittspreis (ca. 4 Mk. pro Pfund) als Deckmaterial für Zigarrenzwecke verkaufen und beabsichtigt nach diesem Erfolge den Anbau in Kamerun bedeutend auszudehnen. Eine neue Plantage soll von einem Bremer Haus angelegt werden.

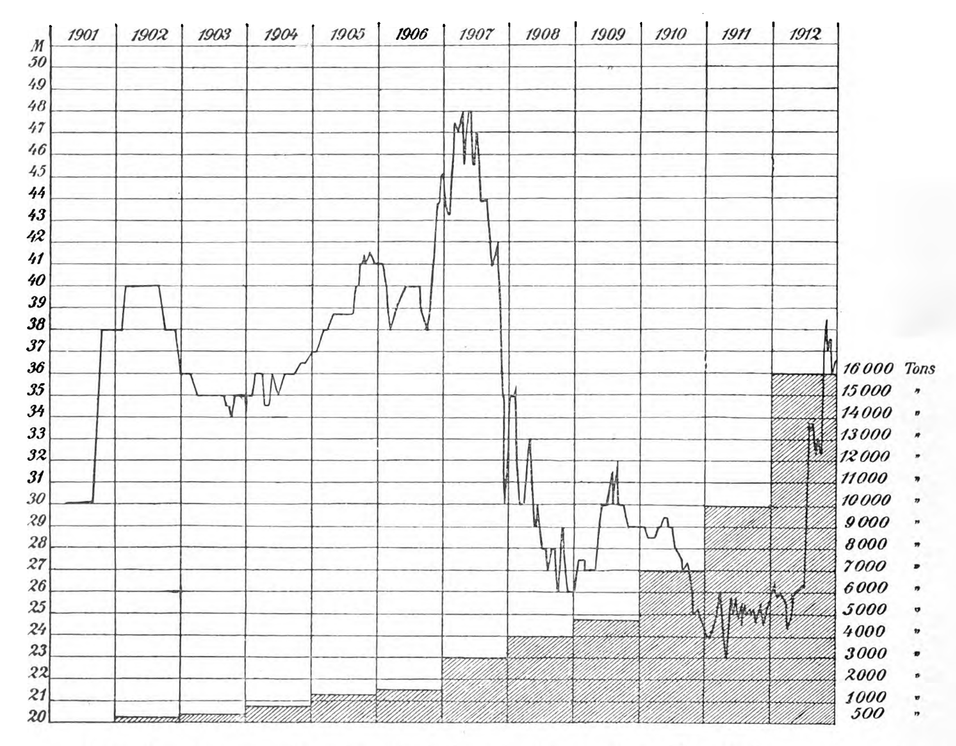
In Deutsch-Ostafrika werden umfangreiche Versuche der Gewinnung eines Zigarettentabaks von der „Dekawe" (Deutsche Kolonialwirtschaftliche Vereinigung der Tabakinteressenten) veranstaltet. Ein in ihren Diensten stehender erfahrener Pflanzer hat etwa 20 Versuchspflanzungen am Meru und Kilimandjaro angelegt. Kleinere Flächen sind mit Erfolg in Wilhelmstal und seit kurzem bei Morogoro bebaut.

## Sisal.

Gegenstand allgemeiner Beachtung wurde im vergangenen Jahre die Sisalkultur Deutsch-Ostafrikas. Die blühende Entwicklung dieser Kultur ist eine der erfreulichsten Erscheinungen in der Wirtschaftsgeschichte unserer Kolonien. Im Jahre 1893 aus Yukatan eingeführt, hat sich die Pflanze nicht nur rasch akklimatisiert, sondern sie zeigt, wohl infolge klimatischer Einflüsse, ein besseres Gedeihen und eine schönere Faser als in ihrer Heimat. Sie ist genügsam und nimmt auch mit weniger gutem Boden fürlieb und verlangt wenig Pflege. Von Krankheiten ist sie bisher verschont geblieben,

und auch Schädlinge sind nur selten zu beobachten gewesen. Gerade zur rechten Zeit, als der Sisalbau anfing sich auszubreiten, konnte die von Boeken erfundene Neu-Corona-Entfaserungsmaschine zur Verwendung gelangen, durch die eine wesentliche Herabminderung der Produktionskosten erzielt wurde. Und um den Erfolg der Kultur voll zu machen, fand nun das Produkt im Berichtsjahre einen außergewöhnlich günstigen und aufnahmefähigen Markt; und das zur selben Zeit, da große, in den letzten Jahren neu bepflanzte Anbauflächen in das Ertragstadium kamen und die Produktion um etwa 60 % steigen konnte. Wahrlich ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, wie es günstiger kaum gedacht werden kann!

Entwicklung der deutsch-ostafrikanischen Sisal-Produktion
(Produktionsmengen und Verkaufspreise in Hamburg pro 50 kg).




Aus der untenstehenden Preiskurve (einer Veröffentlichung der Hamburger Maklerfirma L. Riebow, durch deren Hände der größte Teil der deutsch-ostafrikanischen Sisalproduktion geht, nachgebildet) ist klar ersichtlich, welch großen Erfolg das Jahr 1912 für die Sisalplantagen bedeutet. Während 1911 rund 10 000 Tonnen an den Hamburger Markt kamen und der Verkaufserlös um 25 Mk. pro Zentner = 500 Mk. pro Tonne herum schwankte, schnellte 1912 der Verkaufspreis in die Höhe, vorübergehend bis auf 38,50 Mk. = 770 Mk. pro Tonne, einen Preisstand, der seit 1907 nicht mehr erreicht worden war, bei gleichzeitiger Steigerung der Produktion auf ca. 16 000 Tonnen. Ganz verstehen kann man die Bedeutung dieses

Erntesegens jedoch erst, wenn man die Gestehungskosten der Sisalplantagen kennt. Nach den im Geschäftsberichte 1911 der Deutschen Agaven-Gesellschaft, einer der größten Sisalunternehmungen in Deutsch-Ostafrika, enthaltenen Angaben kann man diese ziemlich genau berechnen:

Die Deutsche Agaven-Gesellschaft hatte 1911 ca. 1300 ha unter Kultur und rund 4 Mill. Agaven. Sie erzielte für ca. 993 Tonnen Qualitätshanf und ca. 141 Tonnen Abfallhanf 409 481 Mk.

Der Marktpreis in Hamburg schwankte 1911 zwischen 470 und 530 Mk. pro Tonne für reguläre Ware und war also im Durchschnitt etwa 500 Mk. Abfallhanf wird in der Regel etwa zu $^2/_3$ des Preises für Prima-Ware gehandelt. Nach den Berichten von L. Riebow wurde Abfallhanf durchschnittlich für 280 Mk. pro Tonne verkauft. Damit stimmen auch die Zahlen überein, welche die Sisal-Agaven-Gesellschaft (ebenfalls eine der größten Sisalunternehmungen in Deutsch-Ostafrika) angibt. Diese hatte von ihrer Ernte, die nach dem Geschäftsberichte zusammen 1831 Tonnen, bei 8 % Abfall, betrug, einen Durchschnittserlös für die Tonne von 482,47 Mk. Nimmt man hier den Ertrag des Abfalls ebenfalls mit 280 Mk. pro Tonne an, so ergibt sich als Durchschnittserlös für den Qualitätshanf rund 500 Mk. (Sollte für den Abfall in Wirklichkeit etwas mehr oder weniger bezahlt worden sein, dann würde diese Fehlerquelle die weitere Rechnung kaum beeinflussen, weil es sich um verhältnismäßig geringe Beträge handelt.)

Man kann also mit ziemlicher Gewißheit 500 Mk. als durchschnittlichen Verkaufspreis des Qualiätshanfs annehmen.

Die Ernte der Deutschen Agaven-Gesellschaft muß demnach erbracht haben:

| | | |
|---|---|---|
| 993 Tonnen à 500 Mk. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 496 500 | Mk. |
| 141 Tonnen Abfall à 280 Mk. . . . . . . . . . . . . . . | 39 480 | „ |
| zusammen | 535 980 | Mk. |

| | | |
|---|---|---|
| Die Gesellschaft selbst gibt ihren Erlös ohne Fracht, Versicherung, Verpackung, Verlade- und Verkaufsspesen mit . . . . | 409 481 | Mk. |
| an. Es waren also für 993 + 141 = 1134 Tonnen . . . . . . . | 126 499 | Mk. |

Fracht etc. zu zahlen, d. h. im Durchschnitt für die Tonne ca. 112 Mk.

Der Ertrag für die Tonne Abfallhanf dürfte infolgedessen 280 Mk. abzüglich 112 Mk. = 168 Mk. betragen haben, und die Gesamternte an Abfall erbrachte 141 × 168 = 23 688 Mk.

Dieser Betrag ist von den Gesamtunkosten abzuziehen, wenn man auf die Gestehungskosten für den Qualitätshanf kommen will.

| | | |
|---|---|---|
| Die Gesellschaft beziffert die Unkosten für die Ernte, Unterhaltung der Pflanzung, Fabrikation und sonstige Betriebskosten auf . . . . . . . | 209 856 | Mk. |
| ferner Unkosten in Berlin mit. . . . . . . . . . . . . . . . . . | 9 347 | „ |
| die Abschreibungen mit. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 55 387 | „ |
| zusammen | 274 590 | Mk. |
| Zieht man hiervon den Ertrag des Abfalls mit . . . . . . . . . | 23 688 | „ |
| ab, so ergibt sich als Einstandspreis ohne Verzinsung des Anlagekapitals, Fracht etc. für die 993 Tonnen die Summe von . . . . | 250 902 | Mk. |

oder pro Tonne = 254,70 Mk.

Nimmt man hierzu die oben errechneten 112 Mk. für Fracht etc., dann erhält man als Gesamt-Gestehungskosten für die Tonne Qualitätshanf cif. Hamburg 366,70 Mark. Die 4% Verzinsung des Kapitals nebst Reserven (1 156 400 Mk.) würde 46 256 Mk. erfordern. Rechnet man 4 % Zinsen von dem Kapital zu den Gestehungskosten, dann würde sich der obige Betrag erhöhen um 46 256 : 993 = 46,60 Mk. auf 413,30 Mk.

Außerdem wird man noch 6—10 Mk. pro Tonne hinzurechnen müssen als Verzinsung des ideellen Kapitals, welches die in den Jahren der Ertraglosigkeit verloren gegangenen Zinsen darstellen.

Gut gerechnet belaufen sich hiernach die Gestehungskosten pro Tonne cif Hamburg ohne Verzinsung des Kapitals auf ca. **370** Mk., d. h. was die Gesellschaft darüber hinaus erzielt, ist reiner Gewinn. Und nun vergleiche man die Preiskurve 1912!

Der „Hamburg. Correspondent“ vom 30. Januar 1913 meldete, daß man in unterrichteten Kreisen mit einem Reinüberschuss der Gesellschaft

für 1912 von 400 000—500 000 Mk. rechnet (bei einem nominellen Kapitale von 1. Mill Mk.). Diese Angabe dürfte kaum übertrieben sein. Die Ernte fiel vorzüglich aus, und wenn man annimmt, daß die Gesellschaft ihre Ernte nicht im voraus verkauft hatte, also den Preisaufschwung voll genießen konnte, und ferner an der Steigerung der Gesamtproduktion der Kolonie in entsprechender Weise beteiligt war, dann muß die Gesellschaft nach der obigen Berechnung einen Gewinn von solcher Höhe tatsächlich erzielt haben.

Nach dem Berichte einer anderen Sisalgesellschaft konnte ich den Gestehungspreis cif Hamburg ohne Verzinsung des Kapitals auf 371 Mk. errechnen; von einer weiteren Gesellschaft, die ausgedehnte Sisalplantagen besitzt, konnte ich in Erfahrung bringen, daß man den Einstandspreis mit annähernd 375 Mk. annimmt; die entsprechende Angabe eines Privatpflanzers lautete auf 350 Mk.

Die von der Deutschen Agaven-Gesellschaft mitgeteilten Zahlen dürften danach wohl mehr oder weniger für alle großen Sisalplantagen gelten. Nach alledem muß man annehmen, daß ein wahrer Goldregen im Jahre 1912 auf die Sisalplantagen niedergegangen ist.

Das Erfreulichste daran aber ist, daß auch die Zukunftsaussichten auf dem Weltmarkte für den deutsch-ostafrikanischen Sisalhanf günstig sind.

Der ostafrikanische Sisalhanf kommt, (wie kürzlich wieder Dr. F. W. Bruck in seiner hochinteressanten Broschüre über den „Faserbau in Holländisch-Indien und auf den Philippinen" (Beihefte zum Tropenpflanzer, 1912, Nr. 5/6) mitteilt und früher schon Max Einstein (Tropenpflanzer, 1909, S. 23) betonte, gerade zur rechten Zeit auf den Weltmarkt, um eine empfindliche Lücke auszufüllen. Die Sisalfaser ist bekanntlich ein Konkurrenzprodukt des Manilahanfs. Es wird wie dieser hauptsächlich für die Fabrikation von schweren Tauen und von Bindegarn für Mähmaschinen gebraucht. Nun hat die Produktion von Manilahanf seit dem spanisch-amerikanischen Kriege zwar eine außerordentlich starke Ausdehnung genommen. Aber gleichzeitig ist eine beträchtliche Qualitätsverschlechterung eingetreten. Mit minderwertigen Hanfen ist der Weltmarkt überschwemmt, dagegen fehlt es an Qualitätsprodukten. In diese Bresche einzuspringen war und ist dem deutsch-ostafrikanischen Sisalhanf beschieden. Voraussetzung ist dabei natürlich, daß nur ein ganz erstklassiger Hanf von Ostafrika geliefert wird [1]). Im großen und ganzen ist es den Pflanzungen gelungen, dieser Forderung des Marktes gerecht zu werden, und es ist auch kaum zu befürchten, daß in Zukunft eine Verschlechterung der Aufbereitung sich breit machen wird, weil die Pflanzer darüber genügend aufgeklärt sind, daß durch einen Qualitäts-Rückgang die ganze Rentabilität der Kultur in Frage gestellt werden kann.

Die mit Sisal bebaute Fläche in Deutsch-Ostafrika hat weiter zugenommen. Sie dehnte sich um 2285 ha auf 21 335 ha Anfang 1912 aus. Davon sind jedoch erst 11 363 ha ertragfähig; infolgedessen kann man in den nächsten Jahren ungefähr eine Verdoppelung der jetzigen Erntemengen erwarten.

Auch in Togo ist eine Vergrößerung des Sisalanbaues zu verzeichnen. Anfang 1912 war eine bebaute Fläche von 131,5 ha (gegenüber 87 ha Anfang 1910) vorhanden. Schnittreif waren davon 23,5 ha. Die Pflanzungsgesellschaft Kpeme konnte ihre erste Ernte zu guten Preisen absetzen. Die Togo-

[1]) Das Produkt soll nicht nur gut gebürstet, weich und feinfaserig sein, sondern muß auch so verpackt werden, daß das scharfe Knicken der Faserbündel vermieden wird (vgl. Braun im „Pflanzer" 1912, S. 546.)



Pflanzungs-A.-G. beabsichtigt, das Hauptgewicht ihrer Tätigkeit auf den Sisalbau zu legen.

In Neuguinea hatte die junge Sisalkultur der Neuguinea-Compagnie in den beiden letzten Jahren unter Wildschaden und Arbeitermangel schwer zu leiden. Doch wurde der Anbau weiter fortgesetzt. Ende 1912 waren nach dem Geschäftsberichte der Gesellschaft 150 ha mit 221 000 Pflanzen bestanden (Anfang 1912 88,8 ha mit 168 920 Agaven).

## Baumwolle.

Die Baumwollkultur macht in Deutsch-Ostafrika Fortschritte, aber es wird noch manches Jahr vergehen, ehe sie aus dem Versuchsstadium herauskommt. Immer noch gehen große Erfolge mit großen Mißerfolgen parallel. Die ungünstigen Ergebnisse sind teils auf die Wahl ungeeigneter Böden zurückzuführen, teils auf den Mangel an Erfahrung über die meteorologischen Verhältnisse, teils auf die Wahl ungeeigneter Sorten. „Darin liegt das vornehmlichste Geheimnis der Baumwollkultur, entsprechend der Länge der Regenzeit einer Landschaft die richtige kurz- oder langlebige Sorte auszuwählen." (Wohltmann, Neujahrsgedanken 1913, Trop. Pfl. 1913, S. 9.)

Die Leipziger Baumwollspinnerei konnte auf ihrer großen Pflanzung im Sadanibezirk wiederum keine befriedigende Ernte erzielen und hat die Arbeiten dort eingestellt. Im Bezirk Kissaki, wo 1912 280 ha unter Kultur waren, ging die Ernte großenteils verloren, weil zu zeitig gepflanzt war. Drei Wochen später gepflanzte Schläge standen glänzend. Im Lindibezirk am Rufiji und am Victoria-See wurden von mittleren Plantagen gute, zum Teil ausgezeichnete Ergebnisse erzielt. Auf einer Pflanzung am Rufiji wurden nach der Deutsch-Ostafrikan. Zeitung (vom 11. Dezember 1912) auf großen Flächen durchschnittlich über 3000 Pfund Nyassa-Upland vom Hektar geerntet, bis zu 2000 Pfund von ägyptischen Sorten.

Über die Frage, welche Sorten sich am besten zum Anbau in Deutsch-Ostafrika eignen, sind die Meinungen noch immer geteilt.

Die Versuche, ob den hochwertigen ägyptischen Varietäten oder den minderwertigeren amerikanischen der Vorzug zu geben ist, dauern fort. Die erwähnten Pflanzungen im Bezirk Kissaki z. B. hatten 1912 Abassi gepflanzt und werden 1913 größtenteils Upland anbauen.

Interessant sind die Versuche, die man auf der Pflanzung Sombe mit Caravonica-Baumwolle angestellt hat. Caravonica-Baumwolle ist von bester Qualität; die mehrjährige Pflanze wird aber derart von Ungeziefer heimgesucht, daß man an der Möglichkeit des Anbaues verzweifelte. In Sombe ging man nun dazu über, sie wie Abassi in einjähriger Kultur anzubauen, womit man einen überraschend guten Erfolg hatte. Die Pflanzen lieferten höhere Erträge und zeigten sich gegen die Kräuselkrankheit widerstandsfähiger als gleichzeitig gepflanzte Abassi. (Näheres siehe H. v. Geldern, Caravonica, Deutsch-Ostafrikanische Zeitung vom 8. Februar 1913.)

Die Anbaufläche in Deutsch-Ostafrika war Anfang 1912 mit 14 308 ha nur um 97 ha größer als ein Jahr zuvor. Sie dürfte wegen der Aufgabe großer Strecken im Jahre 1912 wieder zurückgegangen sein. Die Ernte des Jahres 1912 war, abgesehen von einzelnen Fehlschlägen, im ganzen gut. Sie wird auf etwa 8400 Ballen (à 250 kg) geschätzt, gegen 5000 Ballen im Jahre 1911/12 und 3600 Ballen im Jahre 1910/11.

Die in Deutschland erzielten Preise waren ziemlich niedrig. Sie schwankten zwischen 69 und 90 Pfg. pro Pfund (1911: 64—95 Pfg.).

## Kapok.

Die rege Nachfrage nach Kapok auf dem heimischen Markte hat mehrere Pflanzungen veranlaßt, der Kultur dieses Baumes ihre spezielle Aufmerksamkeit zu widmen. Der Anbau in Deutsch-Ostafrika hob sich von 520 ha (darunter ertragfähig 102 ha) im Jahre 1909/10 auf 694 ha (368 ha) in 1910/11 und 1419 ha (424 ha) 1911/12. Die Sigi-Pflanzungs-Gesellschaft allein besaß Ende 1911 140 000 Bäume auf 400 ha und beabsichtigte 1912 weitere 200 ha anzupflanzen. Dieselbe Gesellschaft erzielte für ihr Produkt 1911 einen Durchschnittspreis von 1,43 Mk. pro kg (1910: 1,10 Mk.). 1912 wurden am Hamburger Markt für reguläre bis Superior-Ware ca. 115—150 Mk. pro 100 kg bezahlt.

## Kautschuk.

Selten sind wohl sachverständige Schätzungen so zu Schanden geworden wie die Schätzungen über den künftigen Kautschuk-Weltverbrauch. Im vorigen Jahr wurde an dieser Stelle dargelegt, daß man allgemein für die Jahre 1916/17 eine gewaltige Überproduktion an Kautschuk erwarte. Unter Zugrundelegung der bisherigen Erfahrungen nahm man die durchschnittliche jährliche Steigerung des Weltverbrauchs auf höchstens 5% an und berechnete danach für den genannten Zeitpunkt einen Gesamtverbrauch von höchstens etwa 107 000 Tonnen. Bis dahin soll aber eine Produktion von 109 000 Tonnen Pflanzungskautschuk zu erwarten sein, so daß, selbst wenn die Anlieferungen von „wildem" Kautschuk infolge des unvermeidlichen Preissturzes auf die Hälfte zurückgehen würden, mit einer Weltproduktion von mindestens 144 000 Tonnen zu rechnen wäre. Hinsichtlich der Produktion sind die Schätzungen der Fachleute für das Jahr 1912 bestätigt, ja übertroffen worden. Schon am 30. Juni 1912 gab die bekannte Statistik der Liverpooler Firma Hecht, Levis & Kahn die Weltproduktion des Jahres 1911/12 auf 97 182 Tonnen (engl.) gegenüber 79 305 Tonnen im Vorjahr an. Gleichzeitig wies sie aber einen Gesamtverbrauch von 99 564 Tonnen (engl.) gegen 74 082 Tonnen im Jahr 1910/11 aus! Die Konsumtion hatte also mit der gewaltigen Produktionssteigerung nicht nur Schritt gehalten, sondern sie überholt! Und gegen Ende des Jahres gab eine erste Autorität der Londoner City, Mr. Arthur Lampard (Direktor und Aufsichtsrat einer größeren Anzahl von bedeutenden Kautschukgesellschaften), der Generalversammlung der United Serdang (Sumatra) Rubber Plantations Ltd. Zahlen bekannt, die die erstaunliche Entwicklung des Kautschukmarktes noch besser kennzeichnen (vgl. Financial Times v. 4. Dez. 1912). Die Produktion des Jahres 1912 ist nach Lampard zu schätzen:

| | Tons |
|---|---|
| von Brasilien und dem übrigen Amerika . . . | 42 700 |
| Plantagen in Asien . . . . . . . . . . . . . . | 28 500 |
| Afrika . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 15 000 |
| Mexiko und Zentralamerika. . . . . . . . . . | 5 000 |
| Sonstige . . . . . . . . . . . . . . . . . . . | 3 500 |
| Guayule und Jelutong-Kautschuk . . . . . . . | 10 000 |
| zusammen | 104 700 |



| Dagegen der Verbrauch: | Tons |
|---|---|
| in den Verein. Staaten | 48 000 |
| Großbritannien | 17 250 |
| Deutschland | 16 000 |
| Frankreich | 10 000 |
| Rußland | 7 000 |
| Belgien | 2 000 |
| Sonstige | 8 000 |
| zusammen | 108 250 |

Hiernach wäre also die für 1916/17 geschätzte Verbrauchsziffer in dem einen Jahr 1912 überholt worden! Die sichtbaren Weltvorräte, die Hecht, Levis & Kahn am 30. Juni 1911 auf 12 563 Tonnen, am 30. Juni 1912 noch auf 10 181 Tonnen geschätzt hatten, schätzt Lampard für den Dezember 1912 auf 7832 Tonnen.

Für 1913 rechnet man mit einem Anwachsen der Plantagenproduktion in Südostasien um weitere 12 000 Tonnen auf ca. 40 000 Tonnen.

Wahrscheinlich aber wird Nordamerika, das 1912 13 000 Tonnen mehr verbraucht hat als 1911 (vgl. a. a. O. und Information v. 20. Dez. 1912), allein die ganze Menge des im Jahre 1913 verfügbar werdenden Kulturkautschuks aufbrauchen.

Die glatte Aufnahme der an den Markt kommenden Kautschukmengen durch den Konsum hat den Markt vor großen Preisschwankungen bewahrt. Im ersten Halbjahre war eine leicht steigende Tendenz zu beobachten. Fine Para hard cure, die führende Marke, war im Juli mit 10,95 Mk. pro kg (in Hamburg) wenig höher als am Jahresanfang (10,30). Im Juli setzte eine lebhafte Nachfrage ein, die noch im August anhielt und erst im September abgeschwächt wurde. Para stieg bis auf 11,60 und fiel dann im September auf 10,20 Mk. Im Oktober drückten größere Mengen Plantagenkautschuks auf den Markt und veranlaßten einen Preisrückgang für Para bis auf 9,60 Mk. im November. Gegen Ende des Jahres hob sich der Para wieder auf rund 10 Mk. pro kg.

Die unerwartete Wandlung auf dem Weltmarkte für Kautschuk, die eben wieder einmal zeigte, daß für Kautschuk bei mäßigen Preisen noch unbegrenzte Verwendungsmöglichkeiten bestehen, hat natürlich die Sorgen um die Zukunft unserer ostafrikanischen Manihot-Plantagen wenn nicht ganz verscheucht, so doch stark gemildert. In Pflanzerkreisen scheint denn auch alles andere als Pessimismus zu herrschen [1]). Wenigstens gewinnt die

[1]) Ein lebhafter Meinungsaustausch entspann sich über die Frage der Lebensfähigkeit der Deutsch-ostafrikanischen Plantagen und das Problem der Schaffung einer Standardmarke im Anschluß an einige Veröffentlichungen Dr. Marckwalds. Dr. Marckwald hatte nach einer kurzen Informationsreise ein größeres Gutachten veröffentlicht, das ungefähr dahin ausklang, daß die Plantagen rettungslos verloren seien, wenn in der bisherigen Weise weitergewirtschaftet würde. Der ostafrikanische Kautschuk könne mit dem Heveaplantagen-Kautschuk nicht konkurrieren, und bei dem zu erwartenden Preissturze müsse der Kautschukbau unrentabel werden (vgl. Gummiztg., 26. Jahrg., Nr. 8ff. und Tropenpflanzer 1912, Nr. 5). Er bemängelte unter anderem die in Ostafrika übliche Bodenbearbeitung, Reinigung, Pflanzweite, Pflanzzeit und die ungenügende Saatauswahl. Vor allem aber richtete er seine Angriffe gegen die Gewinnungsmethode, insbesondere die Koagulationsmittel und das Waschen des Kautschuks in der Kolonie. „Man wäscht darauf los und läßt darauf los waschen, ohne auch nur eine Ahnung davon zu haben, daß jede, auch zeitliche Überanstrengung des Kautschuks denselben unheilbar verdirbt.“ „Es kann als festgestellt betrachtet werden, daß das heutige Waschen in der Kolonie nicht geeignet ist, die Erzielung einer guten Standard-

mit Manihot bebaute Fläche dauernd beträchtlich an Ausdehnung (vgl. Tabelle S. 207). 1911 betrug die Zunahme 29%. Wie aus einzelnen Jahresberichten entnommen werden kann, ist auch für das Jahr 1912 eine Erweiterung der Kautschukkultur geplant gewesen und wohl durchgeführt worden.

Die Ausfuhr von Plantagenkautschuk ist im Jahre 1911 auf 684 Tonnen gegen 414 Tonnen im Jahre 1910 gestiegen. Sie dürfte im Berichtsjahre weiter stark zugenommen haben, da Anfang 1912 rund 3000 ha Bäume mehr zur Anzapfung bereit standen als 1911. Der ostafrikanische gewaschene Manihotkautschuk ist auf dem Markte bereits sehr geschätzt und erzielte hohe Preise, die hinter denen für Fine Para hard cure nur wenig zurückblieben. Im Februar 1912 wurde vorübergehend sogar der Parapreis erreicht. Der Optimismus der Pflanzer scheint demnach durchaus berechtigt zu sein, um so mehr als offenbar auch die Gestehungskosten bei den unter günstigen Vorbedingungen arbeitenden Plantagen geringer sind als man bisher vielfach annahm. Die Muhesa Rubber Plantations geben in ihrem Geschäftsbericht die Gestehungskosten cif Hamburg mit ca. 4,52 Mk. pro kg an (bei einem durchschnittlichen Verkaufspreise von 7,98 Mk.), die Kamna Rubber Estate Ltd. mit 3,89 Mk. (8,81 Mk.), die Roweka Rubber Company mit 4,52 Mk. (9,47 Mk.), die East African Rubber Plantation Company Ltd. mit 4,41 Mk. (9,28 Mk.). Freilich arbeiten nicht alle Plantagen so billig, z. B. beziffert die Lewa Company ihre Gestehungskosten fob Tanga mit ca 7 Mk. pro kg. Andererseits unterliegt es keinem Zweifel, daß viele Privatpflanzungen mindestens ebenso billig, wenn nicht noch billiger als die erstgenannten Gesellschaften zu produzieren imstande sind; besonders solche, die ihre Arbeitskräfte aus der angesessenen Bevölkerung entnehmen können und keine Anwerbegebühr zu bezahlen brauchen; denn die Anwerbeunkosten belasten heute die Produktion eines kg trockenen Kautschuks mit 0,50—0,85 Mk. Wenn die neue Anwerbeordnung die erhoffte Wirkung hat, wird bei allen Kautschukplantagen eine Verbilligung ihrer Produktionskosten eintreten. In ganzen genommen haben sich also nicht nur die Aussichten für die künftige Preisgestaltung wesentlich verbessert, sondern auch die Konkurrenzfähigkeit der Manihotplantagen erscheint in günstigerem Lichte.

In Kamerun nimmt der Anbau der Hevea brasiliensis immer mehr zu, während die Kultur der Kickxia nach und nach aufgegeben zu werden

Qualität vorzubereiten, sondern das Fortdauern desselben binnen kurzem unseren ganzen Manihotkautschuk diskreditieren und vom Markt verdrängen muß." Der von Ostafrika kommende sehr schön aussehende Kautschuk sei zum Teil durch die unsachgemäße Aufbereitung total verdorben, und es bestehe die Gefahr, daß kein Fabrikant solche nur scheinbar guten Produkte je wieder kaufen werde, wenn er sie einmal verarbeitet habe (Tropenpflanzer 1912, S. 233). Es ist klar, daß diese Ausführungen des in Fachkreisen wohlbekannten Verfassers sowohl in der Kolonie wie in der Heimat lebhafte Beunruhigung hervorriefen. (Es scheint, daß auch die Makler in der Bewertung des ostafrikanischen Manihotkautschuks dadurch vorsichtiger geworden sind: Ia. Manihot erreichte in Hamburg am 23. Februar 1912 zum erstenmal den Parapreis mit 10,— Mk. pro kg gegen 10 Mk. bis 10,10 Mk. Am 7. Dezember wurde Para wiederum mit 10,10 Mk. pro kg notiert, Ia. Manihot dagegen nur mit 8,80 Mk. pro kg). Antworten blieben nicht aus; besonders scharf gestaltete sich eine ausführliche Replik des Dr. W. Schellmann in der Usambara-Post vom 22. Juni 1912 bis 10. August 1912. Auch der Direktor des biologisch-landwirtschaftlichen Instituts in Amani, Prof. Dr. Zimmermann, veröffentlichte bald darauf (vgl. „Pflanzer" Dezember 1912) eine eingehende Erwiderung auf die Marckwaldschen Ausführungen. Danach scheint die Marckwaldsche Kritik gegen die ostafrikanischen Plantagen zum Teil jedenfalls als ungerechtfertigt und insbesondere seine Forderung, das Waschen des Kautschuks nicht in der Kolonie vorzunehmen, als mindestens verfrüht.

| | Bebaute Fläche Anfang 1911 ha | Bebaute Fläche Anfang 1912 ha | Zunahme ha | Ertragsfähige Fläche Anfang 1911 ha | Ertragsfähige Fläche Anfang 1912 ha | Zunahme ha |
|---|---|---|---|---|---|---|
| **Deutsch-Ostafrika** | | | | | | |
| Manihot Glac. | 25 484 | 32 682 | 7 198 | 8 586 | 11 526 | 2 940 |
| Sonstige | 36 | 279 | 243 | — | — | — |
| | 25 520 | 32 961 | 7 441 | 8 586 | 11 526 | 2 940 |
| **Kamerun** | | | | | | |
| Kickxia | 4 190 | 4 220 | 30 | 59 | 447 | 388 |
| Hevea | 2 189 | 2 804 | 615 | — | 1 | 1 |
| Sonstige | 91 | 158 | 67 | — | 20 | 20 |
| | 6 470 | 7 182 | 712 | 59 | 468 | 409 |
| **Togo** | | | | | | |
| Manihot Glac. | (1910) 134 | 151 | } 11 | — | 20 | 20 |
| Sonstige | 20 | 14 | | — | — | — |
| | 154 | 165 | 11 | — | 20 | 20 |
| **Neuguinea und Inselgebiete** | | | | | | |
| Ficus | 1 695 | 1 649 | — 46 | 513 | 735 | 222 |
| Hevea | 460 | 445 | — 15 | 14 | 9 | — 5 |
| Castilloa | 256 | 252 | — 4 | 238 | 215 | — 23 |
| Sonstige | 7 | 7 | — | — | — | — |
| | 2 418 | 2 353 | — 65 | 765 | 959 | 194 |
| **Samoa** | | | | | | |
| Hevea | 760 | 775 | 15 | 16 | 135 | 119 |
| Castilloa | 65 | 64 | — 1 | 3 | 3 | — |
| Sonstige | 27 | 24 | — 3 | — | — | — |
| | 852 | 863 | 11 | 19 | 138 | 119 |
| Summe | 35 414 | 43 524 | 8 110 | 9 429 | 13 111 | 3 682 |

scheint (vgl. obige Tabelle). Wie mehrere Pflanzungsgesellschaften mitteilen, sind sie mit Rücksicht auf die geringen Ernteergebnisse, die den Erwartungen keineswegs entsprachen, dazu übergegangen, die Kickxiabestände mit Hevea- oder auch mit Kakaobäumchen zu durchforsten. Die Qualität des Kickxiakautschuks wird in den Sachverständigenberichten der Hamburger Handelskammer mit „teils wunderschön" bezeichnet. Die dafür erzielten Preise erreichten teilweise die Höhe von Heveasorten.

In Neuguinea ist die Ausbreitung der Kautschukkultur zum Stillstande gelangt; nach der Statistik ist sogar ein kleiner Rückgang zu verzeichnen. Im Jahre 1911/12 wurden ca. 11 Tonnen exportiert. Nach Preuß (a. a. O.) war der Kautschuk durchweg von guter Beschaffenheit und wurde stets hoch bezahlt.

In Samoa hat das mit Kautschuk bepflanzte Areal noch etwas zugenommen. 119 ha wurden zapffähig, aus Mangel an Arbeitskräften konnte aber nur ein Bruchteil tatsächlich angezapft werden.

## Reis.

Reis ist heute noch einer der wichtigsten Importartikel unserer tropischen Schutzgebiete. Deutsch-Ostafrika führte 1911 davon 17 610 Tonnen

im Werte von 3½ Mill. Mk. ein, Kamerun 4900 Tonnen im Werte von 1,12 Mill. Mk. Wahrscheinlich aber könnte dieser Bedarf mindestens zum Teile von den Kolonien selbst gedeckt werden, wenn der Reiskultur mehr Beachtung geschenkt würde. Es ist ein Verdienst des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, kürzlich mit allem Nachdrucke darauf hingewiesen zu haben, wie notwendig die Förderung dieser Kultur für unsere Kolonien ist. In den Händen von Europäern sind Ansätze zur Reiskultur lediglich in Deutsch-Ostafrika und Neuguinea vorhanden. Im Lindibezirke (Deutsch-Ostafrika) sind 212 ha mit Reis bestellt, von denen (nach der Denkschrift S. 24) 1911/12 eine gute Ernte erzielt wurde. Die für Neuguinea in der Statistik angegebenen 20 ha betreffen den Anbauversuch, welchen die katholischen Missionare in Alexishafen mit Unterstützung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees unternommen haben; nach Preuß (s. a. a. O.) war dieser Versuch von glänzendem Erfolge begleitet: Die ersten Ernten betrugen 2,5 Tonnen enthülsten Reis pro ha. Zur Ausdehnung wäre aber nach Preußs Ansicht die Ansiedlung von Javanen unerläßlich. In Kamerun ist seit 1. Oktober 1911 ein Erziehungszoll von 20 Mk. pro Tonne auf die Einfuhr gelegt, um die Produktion im Lande zu ermuntern.

## Verschiedene Kulturen.

1911 wurden zum erstenmal größere Mengen von Bananen aus Kamerun nach Deutschland zur Verschiffung gebracht (230 Tonnen im Werte von 97 000 Mk.) Es zeigte sich dabei, daß der Absatz für gedörrte Mehlbananen sehr beschränkt ist, so daß die Zufuhren zeitweilig nicht untergebracht werden konnten. Die Kamerun-Kautschuk-Compagnie schreibt deshalb in ihrem Jahresberichte, daß sie von einer weiteren Versendung Abstand nehmen werde, weil sie dabei keinen angemessenen Nutzen hatte. Die Afrikanische Fruchtkompagnie hat Großkulturen von Zuckerbananen, die in frischem Zustand exportiert werden sollen, angelegt, und wegen des Exportes ein Abkommen mit der Hamburger Reederei Laeisz getroffen.

Im Bezirk Bukoba (D.O.A) werden seit einigen Jahren Zuchtversuche mit der wilden Seidenraupe gemacht und grössere Flächen mit der Bridelia micrantha bebaut. Die Zucht der echten chinesischen Seidenraupe und die Kultur des Maulbeerbaumes ist von einer Gesellschaft im Bezirke Morogoro (D.O.A-) in Angriff genommen worden. (Näh. s. „Seide" v. 8. Nov. 1912).

Vor einigen Jahren machten Ansiedler im Bezirke Aruscha (D.O.A.) Anbauversuche mit Saatkörnern einer aus Rhodesien stammenden Rizinus-Staude, die sehr gut gelangen. (Usambara-Post vom 1. Febr. 1913). Die Pflanzen lieferten nach 3—4 Jahren Ernten von 12—13 Pfund. Die nach Europa gesandte Rizinussaat hatte einen Ölgehalt von 45% und wurde sehr günstig beurteilt. Infolgedessen sollen 1913 einige grössere Kulturversuche (etwa 100 ha) im Aruschabezirke unternommen werden.

# Kolonialstatistik.*)

## I. Bevölkerung (nach dem Stande v. 1. Januar 1912).

### Weiße Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete zu Beginn 1912.

| Schutzgebiete | Fläche in 1000 qkm | Erwachsene Bevölkerung | | Bevölkerung unt. 15 Jahren | | Gesamtbevölkerung | | Zusammen |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | männl. | weibl. | männl. | weibl. | männl. | weibl. | |
| Ostafrika . . . . . . . | 995 | 3 239 | 919 | 390 | 318 | 3 629 | 1 237 | 4 866 |
| Kamerun . . . . . . . | 745 [1]) | 1 295 | 178 | 37 | 27 | 1 332 | 205 | 1 537 |
| Togo . . . . . . . . . | 87,2 | 282 | 61 | — | 2 | 282 | 63 | 345 |
| Südwestafrika . . . . | 835,1 | 9 046 | 2 808 | 1 491 | 1 471 | 10 537 | 4 279 | 14 816 |
| Neuguinea: | | | | | | | | |
| Bism.-Arch. u. Kais. W.-L. | 240 | 565 | 201 | 42 | 45 | 607 | 246 | 853 |
| Ost-Karolinen und Marschallinseln . . . . | 2,5 | 173 | 44 | 10 | 12 | 183 | 56 | 239 |
| West-Karolinen, Palau u. Marianen . | | 155 | 20 | 3 | 8 | 158 | 28 | 186 |
| Samoa . . . . . . . . | 2,572 | 345 | 98 | 24 | 33 | 369 | 131 | 500 |
| **zusammen 1912:** . . | **2907,4** [2]) | **15 100** | **4 329** | **1 997** | **1 916** | **17 097** | **6 245** | **23 347** |
| **dagegen 1911:** . . | | **14 476** | **3 760** | **1 728** | **1 703** | **16 204** | **5 463** | **21 667** |
| **1910:** . . | | **13 662** | **3 337** | **1 518** | **1 557** | **15 180** | **4 894** | **20 074** |
| **1909:** . . | | **12 658** | **2 850** | **1 325** | **1 336** | **13 983** | **4 186** | **18 169** |
| Zunahme | | | | | | | | |
| 1. Jan. 1912 geg. 1. I. 1911 | | **624** | **569** | **269** | **213** | **893** | **782** | **1 675** |
| 1. Jan. 1911 geg. 1. I. 1910 | | **874** | **423** | **210** | **146** | **1 024** | **569** | **1 593** |

[1]) Vorläufige Zahl, genaue Angabe erst nach der Grenzvermessung Neu-Kameruns.

[2]) Das Deutsche Reich umfaßt 540857,6 Quadratkilometer, seine Kolonien mit einem Flächeninhalt von 2907952 Quadratkilometern, einschließlich der 552 Quadratkilometer von Kiautschou, haben demnach einen mehr als das Fünffache des Mutterlandes großen Flächeninhalt. Unter den Kolonialstaaten der Erde steht Deutschland an dritter Stelle. Kolonien besitzen:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 1. Großbritannien | mit | insgesamt | 29,734 000 | qkm | Flächeninhalt |
| 2. Frankreich mit Marokko | „ | „ | 10,987 286 | „ | „ |
| 3. Deutschland | „ | „ | 2,907 952 | „ | „ |
| 4. Belgien | „ | „ | 2,382 800 | „ | „ |
| 5. Portugal | „ | „ | 2,093 000 | „ | „ |
| 6. Niederlande | „ | „ | 2,045 647 | „ | „ |
| 7. Italien mit Tripolitanien | „ | „ | 1,535 050 | „ | „ |
| 8. Ver. Staaten von Nord-Amerika | „ | „ | 307 569 | „ | „ |
| 9. Japan | „ | „ | 289 156 | „ | „ |
| 10. Spanien | „ | „ | 212 730 | „ | „ |
| 11. Dänemark | „ | „ | 193 244 | „ | „ |

## II. Handelsstatistik.

### A. Handel in den Schutzgebieten in den Kalenderjahren 1909—1911; Wert i. 1000 M.

| Schutzgebiete | Einfuhr | | | Ausfuhr | | | Zusammen | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | **1911** | **1910** | **1909** | **1911** | **1910** | **1909** | **1911** | **1910** | **1909** |
| Ostafrika . . . . . . . | 45 892 | 38 659 | 33 942 | 22 438 | 20 805 | 13 120 | 68 329 | 59 464 | 47 061 |
| Kamerun . . . . . . . | 29 318 | 25 481 | 17 723 | 21 251 | 19 924 | 15 701 | 50 568 | 45 504 | 33 424 |
| Togo . . . . . . . . . | 9 620 | 11 466 | 11 235 | 9 317 | 7 222 | 7 372 | 18 938 | 18 688 | 18 607 |
| Südwestafrika . . . . | 45 302 | 44 344 | 34 713 | 28 573 | 34 692 | 22 071 | 73 875 | 79 036 | 56 784 |
| Afrika zus. . . . | 130 131 | 119 950 | 97 613 | 81 579 | 82 643 | 58 264 | 211 710 | 202 592 | 155 876 |
| Neuguinea: | | | | | | | | | |
| Bism.-Arch. u. Ks W.-L. | 5 299 | 3 890 | 2 666 | 4 109 | 3 623 | 2 459 | 9 408 | 7 513 | 5 125 |
| Ostkarol. u. Marschall-I. | 1 729 | 1 614 | 1 992 | | | 147 | | 11 204 | 529 |
| Westkarolinen, Palau | | | | 7 917 | 11 042 | 505 | 10 634 | | 2 308 |
| u. Marianen . . . | 987 | 740 | 1 803 | | | 5 217 | | 2 193 | 6 828 |
| Samoa . . . . . . . | 4 066 | 3 462 | 3 338 | 4 390 | 3 534 | 3 021 | 8 456 | 6 996 | 6 359 |
| Südsee zus. . . . | 12 081 | 9 707 | 9 799 | 16 416 | 18 199 | 11 349 | 28 498 | 27 906 | 21 149 |
| **insgesamt** | **142 212** | **129 657** | **107 412** | **97 995** | **100 842** | **69 613** | **240 208** | **230 498** | **177 025** |

*) Die in den folgenden Tabellen gegebenen Ziffern beruhen auf den vom Reichs-Kolonialamt veröffentlichten amtlichen Berichten und auf den Angaben des „Statistischen Jahrbuchs" und des „Hofkalenders".

# II. Handelsstatistik.

## B. Handel der Schutzgebiete in den Kalenderjahren 1900—1911.

Werte in 1000 M.

| a) Einfuhr | 1900 | 1901 | 1902 | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I. Afrikanische Schutzgebiete: | | | | | | | | | | | | |
| Ostafrika . . . . | 12 031 | 9 511 | 8 858 | 11 188 | 14 339 | 17 655 | 25 153 | 23 806 | 25 787 | 33 942 | 38 659 | 45 892 |
| Kamerun . . . . | 14 245 | 9 397 | 13 392 | 9 638 | 9 378 | 13 467 | 13 305 | 17 297 | 16 789 | 17 723 | 25 580 | 29 317 |
| Togo [1] . . . . . | 3 517 | 4 723 | 6 206 | 6 105 | 6 898 | 7 760 | 6 433 | 6 700 | 8 509 | 11 235 | 10 817 | 9 620 |
| Südwestafrika [2] . . | 6 968 | 10 075 | 8 568 | 7 931 | 10 057 | 23 632 | 68 626 | 32 396 | 33 179 | 34 713 | 44 344 | 45 302 |
| Summe I | 36 761 | 33 706 | 37 024 | 34 862 | 40 672 | 62 514 | 113 517 | 80 199 | 84 264 | 97 613 | 119 400 | 130 131 |
| II. Südsee-Schutzgebiete: Neuguinea: | | | | | | | | | | | | |
| Bismarck-Archipel [3] | 1 288 | 1 331 | 1 715 | 2 115 | 1 759 | 2 271 | 2 390 | 2 589 | 2 385 | } 2 666 | 3 665 | 5 299 |
| Kaiser-Wilhelmsland | 378 | 325 | 573 | 799 | 567 | 666 | 917 | 815 | 723 | | | |
| Ost-Karolinen [4] . . | — | } 589 | 321 | 339 | 381 | 315 | 391 | 330 | 226 | 1 564 | | 1 729 |
| West-Karolinen [4] einschl. Palau . . | — | | 121 | 442 | 209 | 1 392 | 459 | } 490 | 389 | } 3 795 | } 750 | 987 |
| Marianen [4] . . . . | — | | 58 | 72 | 120 | 176 | 239 | | | | | |
| Marschallinseln [5] . . | 597 | 634 | 488 | 498 | 444 | 651 | 1 096 | 1 496 | 1 367 | | — | — |
| Samoa . . . . . . | 2 106 | 1 571 | 2 603 | 2 681 | 2 317 | 3 387 | 2 889 | 2 826 | 2 503 | 3 338 | 3 462 | 4 066 |
| Summe II | 4 369 | 4 450 | 5 879 | 6 946 | 5 797 | 8 858 | 8 381 | 8 546 | 7 593 | 9 799 | 9 441 | 12 081 |
| **Einfuhr zus.** | **41 130** | **38 156** | **42 903** | **41 808** | **46 469** | **71 372** | **121 898** | **88 745** | **91 857** | **107 412** | **128 841** | **142 212** |

[1] Für Togo ebenso wie bei allen anderen Schutzgebieten enthält die Handelsstatistik seit 1906 in allen Tabellen die Einfuhrwerte ohne die von den Waren entrichteten Zollbeträge, die Handelsstatistik für die früheren Jahre dagegen einschließlich dieser Zollbeträge.

[2] Die Zahlen aller für das Schutzgebiet Südwestafrika für die Jahre 1904 und 1905 umfassen nur die in das Schutzgebiet ein- und ausgeführten Privatgüter ohne die Regierungsgüter, während die Zahlen für 1906 und folgende sowie für die übrigen Schutzgebiete diese Regierungsgüter mitenthalten.

[3] Die Angaben beziehen sich bis einschließlich 1902 auf das Rechnungsjahr (April bis März), für die Jahre seit 1903 einschließlich auf das Kalenderjahr.

[4] Die Angaben für die Jahre vor 1902 beziehen sich auf das Rechnungsjahr (April bis März).

[5] Die Angaben für 1900 und 1901 beziehen sich auf das Rechnungsjahr (April-März), die übrigen auf das Kalenderjahr.

# II. Handelsstatistik.

B. Handel der Schutzgebiete in den Kalenderjahren 1900—1911. Werte in 1000 Mark.

| b) Ausfuhr | 1900 | 1901 | 1902 | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I. Afrikanische Schutzgebiete: | | | | | | | | | | | | |
| Ostafrika | 4 294 | 4 623 | 5 283 | 7 054 | 8 951 | 9 950 | 10 995 | 12 500 | 10 874 | 13 120 | 20 805 | 22 438 |
| Kamerun | 5 886 | 6 264 | 6 652 | 7 565 | 8 021 | 9 315 | 9 946 | 15 891 | 12 164 | 15 701 | 19 924 | 21 251 |
| Togo[1]) | 3 095 | 3 691 | 4 194 | 3 616 | 3 551 | 3 957 | 4 199 | 5 916 | 6 893 | 7 372 | 7 222 | 9 317 |
| Südwestafrika[2]) | 908 | 1 242 | 2 213 | 3 444 | 299 | 216 | 383 | 1 616 | 7 795 | 22 071 | 34 692 | 28 573 |
| Summe I | 14 147 | 15 820 | 18 342 | 21 679 | 20 822 | 23 438 | 25 523 | 35 823 | 37 726 | 58 264 | 82 643 | 81 579 |
| II. Südsee-Schutzgebiete: Neuguinea[3]): | | | | | | | | | | | | |
| Bismarck-Archipel | 797 | 1 191 | 919 | 963 | 1 130 | 1 179 | 1 513 | 1 690 | 1 426 | } 2 469 | 3 623 | 4 109 |
| Kaiser-Wilhelmsland | 212 | 212 | 202 | 243 | 54 | 156 | 49 | 303 | 281 | | 9 589 | 6 271 |
| Ost-Karolinen[4]) | — } | | 167 | 181 | 200 | 101 | 137 | 111 | 98 | | } 1 453 | — |
| West-Karolinen[4]) | — } | 483 | 116 | 359 | 126 | 136 | 291 | } 255 | 232 | } 5 869 | | 1 646 |
| Marianen | — } | | 176 | 231 | 154 | 97 | 55 | | | | | |
| Marschallinseln[5]) | 556 | 676 | 505 | 522 | 583 | 700 | 570 | 1 111 | 4 016 | | — | — |
| Samoa | 1 266 | 1 006 | 1 692 | 1 385 | 1 675 | 2 029 | 3 026 | 1 770 | 2 671 | 3 021 | 3 534 | 4 390 |
| Summe II | 2 831 | 3 568 | 3 777 | 3 884 | 3 922 | 4 398 | 5 641 | 5 240 | 8 724 | 11 349 | 18 199 | 16 416 |
| **Ausfuhr zus.** | **16 978** | **19 388** | **22 119** | **25 563** | **24 744** | **27 836** | **31 164** | **41 163** | **46 450** | **69 613** | **100 842** | **97 995** |
| c) Gesamthandel (Einfuhr und Ausfuhr zusammen). | | | | | | | | | | | | |
| I. Afrikanische Schutzgebiete | 50 908 | 49 526 | 55 366 | 56 541 | 61 494 | 85 952 | 139 040 | 116 122 | 121 990 | 155 877 | 202 043 | 211 610 |
| II. Südsee-Schutzgebiete | 7 200 | 8 018 | 9 656 | 10 830 | 9 719 | 13 256 | 14 022 | 13 786 | 16 317 | 26 148 | 27 640 | 28 497 |
| zus. | **58 108** | **57 544** | **65 022** | **67 371** | **71 213** | **99 208** | **153 062** | **129 908** | **138 307** | **177 025** | **229 683** | **240 207** |

[1]) S. Anmerkung S. 226; [2])—[5]) S. Anmerkung auf S. 226.

## II. Handelsstatistik. C. Anteil Deutschlands am Außenhandel der Schutzgebiete in 1911, 1910 und 1909.

Die Ziffern in kleinerer Schrift unter die Hauptziffern gesetzt beziehen sich auf die Jahre 1910 und 1909.

| | Gesamt-Handel 1911 1910 und 1909 | Hiervon kommen auf den Gesamt-Handel mit Deutschland | | Gesamt-Einfuhr 1911 1910 und 1909 | Hiervon Anteil Deutschlands an der Einfuhr | | Gesamt-Ausfuhr 1911 1910 und 1909 | Hiervon Anteil Deutschlands an der Ausfuhr | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | in 1000 ℳ | in 1000 ℳ | od. in % | in 1000 ℳ | in 1000 ℳ | in % | in 1000 ℳ | in 1000 ℳ | in % |
| A. | | | | | | | | | |
| Kamerun . . . . . . . . | 50 568 | 41 518 | 82,0 | 29 318 | 23 047 | 78,61 | 21 251 | 18 471 | 86,96 |
| | 45 504 | 37 339 | 82,02 | 25 580 | 20 091 | 78,40 | 19 924 | 17 248 | 86,57 |
| | 33 170 | 26 649 | 80,5 | 17 723 | 13 774 | 77,7 | 15 448 | 12 874 | 83,34 |
| Togo . . . . . . . . . . . | 18 936 | 9 890 | 52,2 | 9 620 | 3 814 | 39,6 | 9 318 | 6 076 | 65,2 |
| | 18 039 | 10 824 | 60,0 | 10 817 | 6 298 | 58,2 | 7 222 | 4 526 | 62,7 |
| | 18 607 | 11 210 | 60,2 | 11 235 | 6 678 | 59,4 | 7 372 | 4 532 | 61,5 |
| Südwestafrika . . . . . . . . | 73 875 | 61 618 | 83,4 | 45 302 | 37 259 | 82,3 | 28 573 | 24 360 | 85,3 |
| | 79 036 | 63 129 | 79,8 | 44 344 | 34 455 | 77,6 | 34 691 | 28 674 | 82,6 |
| | 56 784 | 44 548 | 78,4 | 34 713 | 26 390 | 76,0 | 22 071 | 18 158 | 82,3 |
| Ostafrika . . . . . . . . | 68 329 | 37 461 | 54,8 | 45 892 | 24 254 | 52,8 | 22 438 | 13 207 | 58,8 |
| | 59 464 | 32 262 | 54,2 | 38 659 | 19 677 | 50,8 | 20 805 | 12 585 | 60,4 |
| | 47 061 | 24 818 | 52,8 | 33 942 | 17 719 | 52,2 | 13 119 | 7 099 | 54,02 |
| Summe | 211 710 | 150 487 | 71,0 | 130 132 | 88 374 | 67,8 | 81 579 | 62 114 | 76,1 |
| | 202 592 | 143 454 | 68,4 | 119 400 | 80 421 | 65,4 | 82 642 | 63 043 | 73,0 |
| | 155 877 | 107 478 | 68,82 | 97 613 | 64 561 | 66,13 | 58 264 | 42 917 | 73,64 |
| B. | | | | | | | | | |
| Bismarck-Arch. u. Kais.-Wilh.-L. | 9 408 | 5 884 | 62,5 | 5 299 | 2 553 | 48,1 | 4 109 | 3 330 | 81,0 |
| | 7 288 | 3 831 | 52,5 | 3 665 | 1 461 | 39,8 | 3 623 | 2 370 | 65,4 |
| Inselgebiet, östl. Teil (Ostkarolinen, Marschallinseln u. Nauru) | 8 001 | 3 078 | 38,4 | 1 729 | 462 | 26,7 | 6 271 | 2 615 | 41,7 |
| | 11 153 | 2 683 | 24,0 | 1 564 | 307 | 19,6 | 9 589 | 2 377 | 24,7 |
| Inselgebiet, westl. Teil (Westkarolinen, Palau u. Marianen) | 2 633 | 945 | 35,9 | 987 | 406 | 42,7 | 1 646 | 539 | 32,7 |
| | 2 203 | 893 | 40,7 | 750 | 278 | 37,6 | 1 453 | 615 | 42,3 |
| Samoa . . . . . . . . | 8 456 | 2 980 | 35,2 | 4 066 | 855 | 21,0 | 4 390 | 2 125 | 48,4 |
| | 6 996 | 2 568 | 36,7 | 3 462 | 841 | 24,3 | 3 534 | 1 727 | 48,8 |
| | 6 359 | 2 148 | 33,8 | 3 338 | 638 | 19,1 | 3 021 | 1 510 | 49,9 |
| | 5 154 | 1 707 | 34,72 | 2 482 | 544 | 21,72 | 2 671 | 1 253 | 46,90 |
| Summe | 28 497 | 12 887 | 45,2 | 12 081 | 4 276 | 35,3 | 16 416 | 8 609 | 52,4 |
| | 27 906 | 10 203 | 36,5 | 9 707 | 3 114 | 32,0 | 18 199 | 7 089 | 38,9 |
| dazu Summe A. | 211 710 | 150 487 | 71,0 | 139 132 | 88 374 | 63,5 | 81 579 | 62 114 | 76,1 |
| | 202 292 | 143 454 | 68,4 | 119 400 | 80 421 | 65,4 | 82 642 | 63 043 | 73,0 |
| **Gesamtsumme** | **240 207** | **163 374** | **68,0** | **142 212** | **92 650** | **65,1** | **97 995** | **70 723** | **72,2** |
| | 229 683 | 153 657 | 66,2 | 128 841 | 83 535 | 64,4 | 100 841 | 70 132 | 69,5 |

## II. Handelsstatistik.

### D. Ausfuhrziffern der wichtigsten Ausfuhrerzeugnisse.

Wert in 1000 M.

| | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **Kautschuk.** Ostafrika . | 2 237 | 2 257 | 2 386 | 2 039 | 1 113 | 2 769 | 6 195 | 4781 |
| Kamerun . . . . . | 3 625 | 4 071 | 4 677 | 7 641 | 4 780 | 7 552 | 11 071 | 11 030 |
| Togo . . . . . . . . | 713 | 1 002 | 1 161 | 1 095 | 587 | 969 | 1 147 | 832 |
| Südsee . . . . . . . | — | — | 4 | 16 | 42 | 46 | 68 | 104 |
| zus. | **6 575** | **7 330** | **8 228** | **10 791** | **6 522** | **11 336** | **18 481** | **16 747** |
| **Palmkerne und Palmöl.** | | | | | | | | |
| Kamerun . . . . . | 2 148 | 2 495 | 2 958 | 4 183 | 3 191 | 3 708 | 4813 | 5 592 |
| Togo . . . . . . . . | 1 359 | 757 | 862 | 1 399 | 1 455 | 2 547 | 3 266 | 5 267 |
| zus. | **3 507** | **3 216** | **3 820** | **5 582** | **4 646** | **6 255** | **8079** | **10 859** |
| **Kopra.** Ostafrika . . . | 856 | 916 | 1 087 | 1 345 | 806 | 798 | 1 909 | 1 845 |
| Togo . . . . . . . . | — | 3 | 8 | 11 | 19 | 34 | 41 | 64 |
| Bismarck-Arch., Kais-Wilh.-L. . . . . . . | 1 016 | 1 234 | 1 419 | 1 808 | 1 550 | 2 172 | 3 039 | 3 332 |
| Ost-Karolinen und Marschall-Inseln . . . . | 765 | 786 | 694 | 487 | 799 | 870 | 983 | 932 |
| West-Karol. u. Marian. | 314 | 188 | 145 | 116 | 144 | 186 | 290 | 236 |
| Samoa . . . . . . . | 1 638 | 1 979 | 2 891 | 1 560 | 2 356 | 2 580 | 2 971 | 3 583 |
| zus. | **4 589** | **5 106** | **6 244** | **5 327** | **5 673** | **6 640** | **9 233** | **9 992** |
| **Kakao.** Ostafrika . . . | — | — | — | 7 | 5 | 5 | 10 | 11 |
| Kamerun . . . . . | 1 044 | 1 281 | 1 167 | 2 704 | 2 654 | 2 854 | 3 055 | 3 307 |
| Togo . . . . . . . . | 9 | 10 | 22 | 51 | 69 | 94 | 96 | 174 |
| Südsee . . . . . . . | 22 | 30 | 101 | 117 | 245 | 415 | 611 | 843 |
| zus. | **1 075** | **1 321** | **1 290** | **2 879** | **2 968** | **3 368** | **3 772** | **4 335** |
| **Häute u. Felle.** Ostafrika | — | — | — | — | — | — | 2 889 | 3 035 |
| Kamerun . . . . . | — | — | — | — | — | — | 5 | 11 |
| Deutsch-Südwest . . | — | — | — | — | — | — | 145 | 246 |
| zus. | — | — | — | — | — | — | **3 039** | **3 292** |
| **Baumwolle.** Ostafrika . | 124 | 196 | 179 | 225 | 249 | 440 | 752 | 1 332 |
| Togo . . . . . . . . | 50 | 89 | 165 | 231 | 366 | 417 | 456 | 554 |
| zus. | **174** | **285** | **344** | **456** | **615** | **857** | **1 208** | **1 886** |
| **Elfenbein.** Ostafrika . | 414 | 486 | 434 | 663 | 606 | 1 026 | 743 | 485 |
| Kamerun . . . . . | 1 077 | 905 | 1 270 | 1 074 | 900 | 878 | 625 | 581 |
| Togo . . . . . . . . | 20 | 42 | 64 | 131 | 81 | 46 | 33 | 36 |
| zus. | **1 511** | **1433** | **1768** | **1 868** | **987** | **1 950** | **1 401** | **1 102** |
| **Bau-, Nutz- u. Edelhölzer.** | | | | | | | | |
| Ostafrika . . . . . | — | — | — | — | — | — | 370 | 480 |
| Kamerun . . . . . | — | — | — | — | — | — | 144 | 388 |
| Tago . . . . . . . . | — | — | — | — | — | — | 3 | 12 |
| zus. | — | — | — | — | — | — | **517** | **880** |
| **Mais.** Togo . . . . . | 39 | 567 | 433 | 1 199 | 2 031 | 979 | 290 | 174 |
| Ostafrika . . . . . | — | — | — | — | 20 | 43 | 33 | 10 |
| zus. | — | — | — | — | **2 051** | **1 022** | **323** | **184** |
| **Blei.** Südwestafrika . . | — | — | — | — | 992 | 982 | 861 | 346 |
| **Diamanten.** Südwestafrika | — | — | — | — | 51 | 15 436 | 26 869 | 23 034 |
| **Glimmer.** Ostafrika . . | — | — | — | — | — | — | 321 | 348 |
| **Kaffee.** Ostafrika . . . | 526 | 464 | 531 | 540 | 942 | 887 | 838 | 1 266 |
| **Kapok.** Ostafrika . . . | — | — | — | — | — | 9 | 13 | 23 |
| Kamerun . . . . . | — | — | — | — | — | — | — | 6 |
| **Kupfererze.** Südwestafrika | — | — | — | 1 283 | 6 296 | 4 655 | 5 697 | 3 754 |
| **Phosphat.** Südsee . . | — | — | — | 698 | 3 505 | 4 695 | 9 498 | 6 558 |
| **Sisal-Agavenhanf.** Ostafr. | 699 | 1 071 | 1 368 | 2 162 | 2 866 | 2 333 | 3 012 | 4 531 |
| **Wolle.** Südwestafrika . | — | — | — | — | 19 | 26 | 76 | 74 |

## III. Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete 1903—1913 i. 1000 M.[1]).

### A. Ostafrika.

| Einnahmen und Ausgaben | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Ordentlicher Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern . . . . . | 984 | 1 128 | 1 328 | 1 604 | 1 699 | 2 615 | 3 767 | 3 427 | 3 730 | 4 461 | 5 434 |
| 2. Zölle u. Nebeneinnahmen der Zollverwalt.[2]) | 1 681 | 1 707 | 2 017 | 2 683 | 2 720 | 2 733 | 3 236 | 2 939 | 3 350 | 4 100 | 4 425 |
| 3. Verschiedene Verwaltungseinnahmen . . | 831 | 937 | 907 | 982 | 1 087 | 1 317 | 1 762 | 1 360 | 1 415 | 1 804 | 1 897 |
| 4. Münzprägung . . . | — | 1 995 | 2 606 | 1 887 | 2 263 | 716 | 672 | 180 | 404 | 889 | 455 |
| 5. a. d. Eisenbahnbetrieb | 131 | 171 | 89 | 83 | 145 | 241 | 224 | 349 | 349 | 403 | 528 |
| 6. a. Betr. d. Hafenanlag. | — | — | — | — | — | — | — | 20 | 20 | 20 | 30 |
| 7. Angek. Anteilsch. der Ostafr. Eisenbahn-Ges. | — | — | — | — | — | — | 287 | 585 | 595 | 793 | 1 001 |
| 8. a. d. Vermögen d. bish. kommun. Verbände . | — | — | — | — | — | — | 926 | — | — | — | — |
| 9. Einnah. d. Milit.-Verw. | — | — | — | — | — | — | — | 2 | 2 | 5 | 5 |
| Eigene Einnahmen d. Schutzgebiets . | 3 627 | 5 938 | 6 947 | 7 239 | 7 914 | 7 622 | 10 874 | 13 173 | 9 865 | 12 475 | 13 775 |
| 10. aus bes. Veranlassung | 96 | 66 | 223 | 191 | 37 | 10 | — | 17 | — | — | — |
| 11. zur Deckung von Restausgaben . . . . . | — | 393 | 1 069 | 970 | 1 085 | 526 | 469 | 663 | — | — | — |
| 12. Ersparnisse aus früh. Rechnungsjahren . . | — | 95 | 1 177 | 500 | 1 032 | 929 | 1 162 | 1 599 | 1 197 | 3 228 | 3 126 |
| 13. Reichszusch. f. Zwecke d. Militärverwaltung[3]) | 5 568 | 6 181 | 6 964 | 5 968 | 5 861 | 4 483 | 3 579 | 3 585 | 3 543 | 3 618 | 3 604 |
| **Summe der Einnahmen** | **9 291** | **12 673** | **16 380** | **14 868** | **15 929** | **13 570** | **16 084** | **19 037** | **14 605** | **19 321** | **20 505** |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausgab. | 6 849 | 8 544 | 9 956 | 11 188 | 11 732 | 10 479 | 11 720 | 11 974 | 12 905 | 16 461 | 18 226 |
| 2. Ausgleichsfonds . . . | — | — | — | — | — | — | 1 147 | 1 021 | 546 | 4 | 87 |
| 3. Einmal. Ausgaben . . | 956 | 1 900 | 3 228 | 1 430 | 2 068 | 1 414 | 720 | 896 | 1 154 | 2 856 | 2 192 |
| 4. Reservefonds . . . . | 199 | 8 | 265 | 4 | 4 | 11 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **8 004** | **10 452** | **13 449** | **12 622** | **13 804** | **11 904** | **13 587** | **13 891** | **14 605** | **19 321** | **20 506** |
| Bestand . . . . . | 1 287 | 2 221 | 2 931 | 2 246 | 2 125 | 1 666 | 2 491 | 5 146 | — | — | — |
| Restausgaben . . . | 393 | 1 069 | 970 | 1 084 | 526 | 469 | 663 | 620 | — | — | — |
| **B. Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. aus der Anl. für die Schutzgebiete . . . . | — | — | — | — | — | 30 295 | 17 201 | 19 416[4]) | 17 536 | 17 033 | 34 172 |
| 2. aus ausgelosten Anteilscheinen der Ostafrik. Eisenbahngesellschaft . | — | — | — | — | — | — | 72 | 70 | 74 | 76 | 78 |
| 3. Sonstiges . . . . . | — | — | — | — | — | 5 | 4 024 | 443 | 5 | 141 | — |
| II. Ausgaben . . | — | — | — | — | — | 28 619 | 19 185 | 16 437 | 17 615 | 17 250 | 34 250 |
| Best. a. Schl. d. Rechn.-J. | — | — | — | — | — | 1 676 | 2 112 | 3 006 | — | — | — |
| Restausgaben . . . . | — | — | — | — | — | 1 671 | 1 844 | 3 006 | — | — | — |

[1]) Vorstehende Aufstellung ist entnommen: für die Jahre 1903 bis einschl. 1909 bezüglich aller Schutzgebiete aus den Übersichten über die Einnahmen und Ausgaben des Reichskolonialamts, für das Jahr 1910 bezüglich der Schutzgebiete Neuguinea, Karolinen, Palau und Marianen aus dem Etat, bezüglich der übrigen Schutzgebiete aus den Übersichten über die Einnahmen u. Ausgaben, f. 1911—1913 aus den Etats, u. zwar f. d. Nachtragsetat von Kamerun auf 1912 u. f. d. Etats d. Schutzgebiete auf 1913 in der Fassung, wie sie vom Bundesrat dem Reichstag vorgelegt worden sind.

[2]) Der Text „und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung" bezieht sich nur auf die Ziffern seit 1910.

[3]) Der Text „für die Zwecke der Militärverwaltung" bezieht sich nur auf die Ziffern f. 1909—1913.

[4]) Von der Ersparnis d. Rechnungsjahres 1909 i. B. von 268 173 M. sind 126 895 M. bei dem Kredit f. 1910 in Abgang gestellt, der Rest von 141 278 M. im Rechnungsjahr 1912 in den Etat eingestellt worden.

## III. Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete in 1000 Mark.

### B. Kamerun.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Ordentlicher Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern | 84 | 168 | 167 | 197 | 376 | 949 | 1 591 | 1 939 | 1 246 | 1 917 | 2 962 |
| 2. Zölle und Nebeneinnahmen[1]) | 1 593 | 1 823 | 1 992 | 2 669 | 3 500 | 2 631 | 3 261 | 4 005 | 3 250 | 4 057 | 4 524 |
| 3. Sonstige Abgaben, Gebühren u. verschiedene Verwalt.-Einnahmen | 342 | 427 | 603 | 651 | 667 | 771 | 787 | 999 | 743 | 840 | 1 364 |
| 4. Einn. a. d. Mittellandbahn | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 3 |
| 5. Beitr. d. Eingeborenen zur Unterhaltung von Leprakranken | — | — | — | — | — | — | — | — | 10 | 10 | 5 |
| 6. u. 7. Sonstiges | — | — | — | 3 | 17 | — | 32 | 37 | — | 43 | 43 |
| Eigene Einnahmen d. Schutzgebiets | 2 019 | 2 418 | 2 762 | 3 520 | 4 560 | 4 351 | 5 671 | 6 980 | 5 249 | 6 897 | 8 901 |
| 8. zur Deckung von Restausgaben | — | 352 | 323 | 306 | 251 | 343 | 125 | 232 | — | — | — |
| 9. Ersparnisse a. früheren Rechnungsjahren | — | — | — | — | — | — | 516 | 1 333 | 1 710 | 1 257 | 1 490 |
| 10. Reichszuschuß für die Zwecke d. Mil.-Verw.[2]) | 1 992 | 1 405 | 2 380 | 2 586 | 2 904 | 2 780 | 2 267 | 2 383 | 2 314 | 2 845 | 2 804 |
| 11. Einricht. d. Verw. i. d. neuerworb. Gebieten | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 1 499 | — |
| **Summe der Einnahmen** | **4 011** | **4 175** | **5 465** | **6 412** | **7 715** | **7 474** | **8 579** | **10 928** | **9 273** | **12 468** | **13 195** |
| II. Ausgaben. | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausgaben m. Ausn. d. Ausgab. zu 2 | 3 318 | 3 504 | 4 396 | 4 751 | 5 023 | 5 350 | 5 759 | 7 193 | 7 995 | 9 398 | 10 867 |
| 2. zur Ausstattung eines Ausgleichsfonds | — | — | — | — | — | — | 602 | 874 | 635 | 1 | 24 |
| 3. Einmalige Ausgaben | 676 | 521 | 983 | 891 | 1 008 | 1 486 | 600 | 693 | 643 | 3 069 | 2 304 |
| 4. Reservefonds | 232 | 4 | 21 | 3 | 8 | 4 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **4 226** | **4 021** | **5 400** | **5 645** | **6 039** | **6 840** | **6 961** | **8 760** | **9 273** | **12 468** | **13 195** |
| Bestand am Schlusse des Rechnungsjahres | — | 154 | 65 | 767 | 1 676 | 634 | 1 618 | 2 168 | — | — | — |
| Restausgaben | 352 | 323 | 306 | 251 | 343 | 124 | 232 | 208 | — | — | — |
| **B. Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| a. d. Anl. für die Schutzgebiete | — | — | — | — | — | 3 995 | 4 943 | 3 200 | 12 244 | 8 004 | 1 817 |
| b. Sonstiges | — | — | — | — | — | 59 | 3 805 | 4 911 | 56 | 46 | 183 |
| **Summe der Einnahmen** | — | — | — | — | — | **4 054** | **8 748** | **8 111** | **12 300** | **8 050** | **2 000** |
| II. Ausgaben | — | — | — | — | — | 298 | 3 974 | 7 083 | 12 300 | 8 050 | 2 000 |
| Best. a. Schl. des Rechn.-J. | — | — | — | — | — | 3 756 | 4 774 | 1 028 | — | — | — |
| Restausgaben | — | — | — | — | — | 3 702 | 4 728 | 845 | — | — | — |

[1]) Der Text „und Nebeneinnahmen" (der Zollverwaltung) bezieht sich nur auf die Ziffern seit 1910.
[2]) Der Text „für die Zwecke der Militärverwaltung" bezieht sich nur auf die Ziffern f. d. J. 1909 bis 1913.

## III. Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete in 1000 Mark.

### C. Togo.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Ordentlicher Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern . . . . . . . . . | 80 | 86 | 95 | 87 | 57 | 162 | 499 | 775 | 484 | 645 | 702 |
| 2. Zölle u. Nebeneinnahmen [1] | 1 000 | 1 289 | 792 | 1 255 | 1 221 | 1 401 | 1 497 | 1 801 | 1 506 | 1 568 | 1 788 |
| 3. Sonst. Verwaltungseinnahm. | 52 | 81 | 114 | 131 | 241 | 254 | 332 | 275 | 265 | 270 | 305 |
| 4. Einn. a. d. Verkehrsanlage (Landungsbrücke, Küsten- u. Inlandbahn) . . . . . | — | 114 | 129 | 111 | 253 | 305 | 317 | 389 | 621 | 552 | 589 |
| Eigene Einn. der Schutzgeb. | 1 132 | 1 570 | 1 130 | 1 584 | 1 772 | 2 122 | 2 645 | 3 240 | 2 876 | 3 035 | 3 384 |
| 5. Einn. a. bes. Veranlassung | — | — | 12 | — | — | 41 | 464 | 9 | — | — | — |
| 6. Zur Deckung von Restausg. | — | 544 | 217 | 275 | 329 | 157 | 1 | 13 | — | — | — |
| 7. Ersparnisse a. früh. Jahren | — | 450 | 262 | 103 | — | — | — | — | 340 | 115 | 673 |
| 8. Reichszuschuß . . . . . . | 1 117 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| 9. Darlehen d. Reichs z. Zweck d. Baues ein. Eisenbahn v. Lome nach Palime . . . | — | 2 704 | 3 820 | 885 | 101 | 290 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Einnahmen** | **2 249** | **5 268** | **5 441** | **2 847** | **2 202** | **2 610** | **3 110** | **3 262** | **3 216** | **3 150** | **4 057** |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausgaben ausgen. Ausg. z. 2 . . . | 1 021 | 1 039 | 1 265 | 1 490 | 1 651 | 1 789 | 1 842 | 1 988 | 2 642 | 2 768 | 2 956 |
| 2. Zur Ausstattung eines Ausgleichfonds . . . . . . | — | — | — | — | — | 103 | 32 | 287 | 8 | 134 | 638 |
| 3. Einmalige Ausgaben . . . | 681 | 3 647 | 4 146 | 1 167 | 420 | 1 087 | 845 | 267 | 566 | 248 | 463 |
| 4. Reservefonds . . . . . | -- | 23 | 2 | 3 | 5 | 1 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **1 702** | **4709** | **5 413** | **2 660** | **2 076** | **2 980** | **2 719** | **2 542** | **3 216** | **3 150** | **4 057** |
| Best. a. Schlusse d. Rechnungsj. | 547 | 559 | 28 | 187 | 126 | — | 391 | 720 | — | — | — |
| Restausgaben . . . . . . | 544 | 217 | 275 | 329 | 157 | 1 | 13 | 31 | — | — | — |
| **B. Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahme: | | | | | | | | | | | |
| A. d. Anl. f. d. Schutzgebiete | — | — | — | — | — | 4 050 | 6 553 | 4 599 | 128 | 25 | — |
| II. Ausgaben . . . . . | — | — | — | — | — | 1 738 | 5 233 | 3 317 | 128 | 25 | — |
| Best. a. Schlusse d. Rechnungsj. | — | — | — | — | — | 2 312 | 1 320 | 1 282 | — | — | — |
| Restausgaben . . . . . . . | — | — | — | — | — | 2 262 | 1 295 | 1 282 | — | — | — |
| Außerordentliche Tilgung der Schutzgebietsanleihe . . . | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 25 | — |

[1]) Die Worte und „Nebeneinnahmen" (der Zollverwaltung) beziehen sich nur auf die Ziffern seit 1910.

# III. Einnahmen und Ausgaben der Deutschen Schutzgebiete 1903—1913.

In 1000 Mark.

## D. Südwestafrika.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Ordentlich. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahmen. | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern | 94 | 99 | 157 | 180 | 214 | 383 | 620 | 796 | 447 | 507 | 7 143 |
| 2. Zölle und Nebeneinnahmen | 894 | 713 | 539 | 1 034 | 1 942 | 2 515 | 9 588 | 9 530 | 11 014 | 9 932 | 2 334 |
| 3. Sonst. Verw.-Einn. | 451 | 417 | 630 | 629 | 1 041 | 1 288 | 1 647 | 1 907 | 1 233 | 1 400 | 1 644 |
| 4. Einnahmen aus d. Bergverwaltung | — | — | — | — | 7 | 61 | 1 888 | 2 110 | 2 661 | 2 809 | 998 |
| 5. Beitr. d. Bastardgem. | — | — | — | — | — | — | — | — | — | – | 6 |
| 6. Einn. a. d Betriebe von Eisenbahnen | 692 | 669 | 902 | 994 | 2 738 | 2 220 | 3 873 | 3 779 | 3 233 | 2 903 | 3 663 |
| u. Hafenanlagen[1] | 107 | 90 | 332 | 331 | 354 | 394 | | | | | |
| 7. Erlös aus der Veräußerung von Seefahrzeugen | — | 100 | — | — | — | — | — | - | — | — | — |
| 8 Zinseinnahmen | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 3 |
| 9. Einn. d. Mil.-Verw. | — | — | — | — | — | — | — | — | 25 | 55 | 93 |
| 10. Außeretatsmäßig | — | — | — | 55 | 38 | 47 | 5 | 7 | — | — | — |
| Eigene Einnahmen des Schutzgebiets | 2 238 | 2 088 | 2 560 | 3 223 | 6 334 | 6 908 | 17 621 | 18 093 | 18 613 | 17 606 | 15 884 |
| 11. zur Deckung von Restausgaben | — | 802 | 44 400 | 5 951 | 74 095 | 106 640 | 27 750 | 30 178 | — | — | — |
| 12. Ersparnisse a. früh. Rechnungsjahren | — | 509 | — | — | 500 | 184 | 1 957 | 4 290 | 4 969 | 4 015 | 1 930 |
| 13. Einn. a. d. Ausgleichsfonds | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 236 |
| 14. Reichszuschuß f. Zwecke d. Militärverwaltung[2] | 10 238 | 108 136 | 122 246 | 128 462 | 65 071 | 38 066 | 16 252 | 14 426 | 11 416 | 13 828 | 14 755 |
| 15. Aus bes. Veranl. | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 570 | — |
| **Summe d. Einnahm.** | **12 476** | **111 535** | **169 206** | **137 636** | **146 000** | **151 798** | **63 580** | **66 987** | **34 998** | **36 019** | **32 805** |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1 Fortd. Ausg., ausgenomm. d. Ausg. z. 2 | 7 376 | 6 338 | 7 411 | 8 529 | 21 768 | 28 516 | 25 263 | 25 327 | 26 918 | 27 877 | 28 893 |
| 2. z. Ausstattung eines Ausgleichfonds | — | — | — | — | — | — | 57 | 2 438 | 792 | 205 | — |
| 3. Einm. Ausgaben | 3 734 | 60 107 | 154 752 | 54 112 | 13 255 | 90 484 | 4 067 | 13 383 | 7 288 | 7 937 | 3 912 |
| 4. Reservefonds | 55 | 5 | 10 | 25 | 47 | 78 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgab.** | **11 165** | **66 450** | **162 173** | **62 666** | **35 070** | **119 078** | **29 387** | **40 148** | **34 998** | **36 019** | **32 805** |
| Best. a. Schluss d. R.-J. | 1 311 | 45 085 | 7 133 | 74 970 | 110 930 | 32 720 | 34 193 | 26 839 | — | — | — |
| Restausgaben | 802 | 44 401 | 951 | 74 095 | 106 640 | 27 750 | 30 178 | 25 642 | — | — | — |
| **B. Außerord. Etat** | | | | | | | | | | | |
| I. Einnahme: | | | | | | | | | | | |
| Darlehen des Reichs | — | — | — | — | — | 7 800 | 3 600 | — | — | — | — |
| A. d. Anl. f. d. Schutzg. | — | — | — | — | — | — | — | 7 600 | 9 000 | 9 000 | 16 350 |
| z. Deck. v. Restausgab. | — | — | — | — | — | — | 1 092 | — | — | — | — |
| II. Ausgabe | — | — | — | — | — | 6 708 | 4 692 | 7 600 | 9 000 | 9 000 | 16 350 |
| Restausgabe | — | — | — | — | — | 1 092 | — | 493 | — | — | — |

[1]) Die Zusammenfassung der Einnahmen aus den Eisenbahn- und Hafenbetrieben für die Jahre 1909 bis 1912 beruht auf der veränderten Etatsgestaltung.

[2]) Der Text „für die Zwecke der Militärverwaltung" bezieht sich nur a. d. Ziffern 1909 bis 1912.

# III. Einnahmen und Ausgaben der Deutschen Schutzgebiete 1903—1913.

In 1000 M.

## E. Neuguinea[1]).

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern | 21 | 30 | 43 | 56 | 106 | 118 | 126 | 224 | 254 | 303 | 366 |
| 2. Zölle u. Nebenein. d. Zollverwalt.[2]) | 48 | 48 | 129 | 208 | 212 | 420 | 527 | 810 | 806 | 870 | 955 |
| 3. Sonst. Verw.-Einnahmen | 48 | 65 | 80 | 59 | 103 | 118 | 139 | 237 | 319 | 383 | 434 |
| 4. Außeretatsmäßig | 17 | — | — | — | — | — | 63[3]) | — | — | — | — |
| Eigene Einnahmen des Schutzgebiets | 134 | 143 | 252 | 323 | 421 | 656 | 855 | 1 271 | 1 379 | 1 556 | 1 755 |
| 5. Zur Deckung von Restausgaben | — | 31 | — | 20 | 27 | 30 | 27 | — | — | — | — |
| 6. Ersparnisse aus früheren Rechnungsjahren | — | — | 8 | 6 | — | — | — | 108 | 45 | — | 240 |
| 7. Reichszuschuß | 951 | 908 | 853 | 1 159 | 1 154 | 1 141 | 916 | 923 | 759 | 1 208 | 1 327 |
| **Summe der Einnahmen** | **1 085** | **1 082** | **1 113** | **1 508** | **1 602** | **1 827** | **1 798** | **2 302** | **2 183** | **2 764** | **3 322** |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausgaben | 908 | 1 055 | 1 246 | 1 340 | 1 337 | 1 618 | 1 043 | 1 760 | 1 935 | 2 315 | 2 624 |
| 2. Einmalige Ausgaben | 125 | 19 | 101 | 206 | 208 | 234 | 626 | 542 | 248 | 449 | 698 |
| 3. Reservefonds | 14 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **1 047** | **1 074** | **1 347** | **1 546** | **1 545** | **1 852** | **1 669** | **2 302** | **2 183** | **2 764** | **3 322** |
| Bestand am Schlusse des Rechnungsjahres | 37 | 8 | — | — | 57 | — | 129 | — | — | — | — |
| Restausgaben | 31 | — | 20 | 27 | 30 | 27 | 35 | — | — | — | — |

## Karolinen, Palauinseln und Marianen[1]).

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern | 21 | 27 | 31 | 66 | 63 | 93 | 77 | — | — | — | — |
| 2. Zölle u. Nebenein. d. Zollverwalt. | 1 | 1 | — | — | — | 136 | 187 | — | — | — | — |
| 3. Sonst. Verw.-Einnahmen | 42 | 40 | 46 | 83 | 110 | 65 | 98 | — | — | — | — |
| 4. Außeretatsmäßig | — | — | — | — | 2 | 118 | — | — | — | — | — |
| Eigene Einnahmen des Schutzgebiets | 64 | 68 | 77 | 149 | 175 | 412 | 362 | — | — | — | — |
| 5. z. Deckung v. Restausgab. | — | 102 | 31 | — | 29 | 40 | 41 | — | — | — | — |
| 6. Ersparnisse aus früheren Rechnungsjahren | 215 | 100 | 139 | — | 10 | — | 32 | — | — | — | — |
| 7. Reichszuschuß | 431 | 168 | 161 | 508 | 340 | 383 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Einnahmen** | **710** | **438** | **408** | **657** | **554** | **835** | **435** | — | — | — | — |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausgaben | 226 | 232 | 305 | 391 | 343 | 480 | 534 | — | — | — | — |
| 2. Einmalige Ausgaben | 232 | 175 | 148 | 193 | 89 | 269 | 125 | — | — | — | — |
| 3. Reservefonds | 10 | 1 | 8 | 1 | — | — | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **468** | **408** | **461** | **585** | **432** | **749** | **659** | — | — | — | — |
| Best. a. Schlusse d. Rechn.-J. | 242 | 30 | — | 72 | 122 | 86 | — | — | — | — | — |
| Restausgaben | 102 | 9 | — | 29 | 40 | 41 | 31 | — | — | — | — |

[1]) Der Etat des Schutzgebiets Neuguinea umfaßt seit 1910 auch die Inselbezirke der Südsee.
[2]) Der Text „und Nebeneinnahmen d. Zollverwalt." bezieht sich nur a. d. Ziffern seit 1910.
[3]) Zuschuß der Karolinen nur zu den Verwaltungsausgaben.

## III. Einnahmen und Ausgaben der Deutschen Schutzgebiete 1903—1913.

In 1000 Mark.

### F. Samoa.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| I. Einnahmen: | | | | | | | | | | | |
| 1. Steuern | 107 | 108 | 109 | 137 | 139 | 151 | 220 | 316 | 299 | 309 | 313 |
| 2. Zölle u. Nebeneinnahmen | 277 | 279 | 341 | 321 | 326 | 332 | 413 | 447 | 445 | 480 | 570 |
| 3. Sonst. Verw.-Einnahmen | 43 | 50 | 76 | 86 | 122 | 107 | 100 | 93 | 83 | 85 | 88 |
| 4. Außeretatsmäßig | 50 | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — |
| Eigene Einnahmen zus. | 477 | 437 | 526 | 544 | 587 | 590 | 733 | 856 | 827 | 874 | 971 |
| 5. z. Deckung v. Restausg. | — | 74 | 123 | 95 | 146 | 130 | 96 | 81 | — | — | — |
| 6. Ersparnisse aus früheren Rechnungsjahren | — | — | 7 | 82 | 25 | — | 156 | 169 | 105 | 76 | 162 |
| 7. Reichszuschuß | 265 | 235 | 222 | 233 | 180 | 144 | — | — | — | — | — |
| **Summe der Einnahmen** | **742** | **746** | **878** | **954** | **938** | **864** | **985** | **1 106** | **932** | **950** | **1 133** |
| II. Ausgaben: | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortd. Ausg. ausgen. die Ausgaben zu 2 | 450 | 407 | 549 | 494 | 524 | 538 | 624 | 744 | 785 | 819 | 892 |
| 2. z. Ausstatt. e. Ausgleichf. | — | — | — | — | — | — | 58 | 14 | 11 | 19 | 35 |
| 3. Einmalige Ausgaben | 213 | 134 | 202 | 153 | 115 | 125 | 146 | 113 | 136 | 112 | 206 |
| 4. Reservefonds | 4 | — | 1 | 5 | — | — | — | — | — | — | — |
| **Summe der Ausgaben** | **667** | **541** | **752** | **652** | **639** | **663** | **828** | **871** | **932** | **950** | **1 133** |
| Best. a. Schl. d. Rechnungsj. | 75 | 205 | 126 | 302 | 299 | 201 | 157 | 235 | — | — | — |
| Restausgaben | 74 | 123 | 95 | 146 | 130 | 96 | 81 | 73 | — | — | — |

## IVa. Gesamteinnahmen der Schutzgebiete (einschl. Südwestafrika) in 1000 M.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **A. Ord. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Eig. Einn. | 9 691 | 12 662 | 13 352 | 16 524 | 21 703 | 22 661 | 38 761 | 43 613 | 38 809 | 41 962 | 44 670 |
| 2 Einn. a. bes. Veranlass. | 96 | 66 | 1 137 | 249 | 37 | 51 | 464 | 26 | — | 570 | — |
| 3. z. Deck. von Restausg. | — | 2 298 | 46 163 | 7 342 | 75 935 | 107 866 | 28 509 | 31 167 | — | — | — |
| 4. Ersp. a. früh. Rechnungsj. | 215 | 1 154 | 1 593 | 691 | 1 567 | 1 113 | 3 823 | 7 499 | 8 366 | 8 691 | 7 621 |
| 5. Reichszusch. | 20 562 | 117 033 | 132 826 | 139 191 | 75 510 | 46 997 | 23 014 | 21 317 | 18 032 | 22 998[1]) | 22 490 |
| 6. Darlehn d. R. | — | 2 704 | 3 820 | 885 | 101 | 290 | — | — | — | — | — |
| 7. Entn. a. d. Ausgleichsf. | — | — | — | — | — | — | — | — | — | — | 236 |
| zus. | 30 564 | 135 917 | 198 891 | 164 882 | 174 853 | 178 978 | 94 571 | 103 622 | 65 207 | 74 672 | 75 017 |
| **B. Auß. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 7. Darl. d. R. | — | — | — | — | — | 7 800 | 3 600 | — | — | — | — |
| 8. a. d. Anl. f. d. Schutzgeb. | — | — | — | — | — | 38 281 | 28 361 | 33 516 | 38 854 | 34 037 | 52 339 |
| 9. a. ausgel. Ant. Sch. d. Ostafr. Eis.-Ges. | — | — | — | — | — | — | 72 | 70 | 74 | 76 | 78 |
| 10. Ersparn. a. früher. Rechnungsj. | — | — | — | — | — | — | — | — | 115 | 212 | 183 |
| 11. Z. Deck. v. Restausg. | — | — | — | — | — | — | 8 718 | 5 665 | — | — | — |
| 12. Außeretatsmäßig | — | — | — | — | — | 118 | 210 | 183 | — | — | — |
| 13. Resteinn. | — | — | — | — | — | — | 2 329 | 319 | — | — | — |
| **zus. Einn.** | **30 564** | **135 917** | **198 891** | **164 882** | **174 853** | **225 177** | **135 861** | **143 375** | **104 250** | **108 997** | **127 617** |

[1]) Einschließlich 1 499 000 M. für die erste Einrichtung der Verwaltung in den neu erworbenen Gebieten.

## IVb. Gesamtausgaben der Schutzgebiete (einschl. Südwestafrika) in 1000 Mark.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **a) Ordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortdauernde Ausg., ausgen. d. Ausg. z. 2. | 20 148 | 21 119 | 25 128 | 28 183 | 42 381 | 48 770 | 46 785 | 48 986 | 53 180 | 59 638 | 64 458 |
| 2. z. Ausstatt. eines Ausgleichfonds | — | — | — | — | — | 103 | 1 896 | 4 634 | 1 992 | 363 | 784 |
| 3. Einmal. Ausgab. | 6 617 | 66 503 | 163 560 | 57 818 | 17 126 | 95 099 | 7 189 | 14 894 | 10 035 | 14 671 | 9 775 |
| 4. Reservefonds | 514 | 33 | 307 | 41 | 68 | 93 | — | — | — | — | — |
| zus. | 27 279 | 87 655 | 188 995 | 86 042 | 59 575 | 144 065 | 55 810 | 68 514 | 65 207 | 74 672 | 75 017 |
| Restausgaben | 2 298 | 46 142 | 7 617 | 74 961 | 107 866 | 37 235 | 31 202 | 26 574 | — | — | — |
| **b) Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| Gesamtausgabe | — | — | — | — | — | 37 363 | 33 084 | 33 944 | 39 043 | 34 325 | 52 600 |
| **zus. Ausgaben** | **27 279** | **87 655** | **188 995** | **86 042** | **59 575** | **181 428** | **88 984** | **102 458** | **104 250** | **108 997** | **127 617** |

## Va. Gesamteinnahmen der Schutzgebiete (außer Südwestafrika) in 1000 Mark.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **a) Ordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 1 Eigene Einnahm. | 7 453 | 10 574 | 11 694 | 13 356 | 15 369 | 15 753 | 21 244 | 25 520 | 20 196 | 24 807 | 28 786 |
| 2. Einn. a. bes. Veranl. | 96 | 66 | 235 | 194 | 37 | 51 | 464 | 26 | — | — | — |
| 3. z. Deck. v. Restausg. | — | 1 496 | 1 763 | 1 391 | 1 840 | 1 226 | 759 | 989 | — | — | — |
| 4. Ersp. a. fr. Rechnungsj. | 215 | 645 | 1 593 | 691 | 1 067 | 929 | 1 866 | 3 209 | 3 397 | 4 676 | 5 691 |
| 5. Reichszuschuß | 10 324 | 8 897 | 10 580 | 10 729 | 10 439 | 8 931 | 6 762 | 6 891 | 6 616 | 9 170 | 7 735 |
| 6. Darlehn d. Reichs | — | 2 704 | 3 820 | 885 | 101 | 290 | — | — | — | — | — |
| zus. | 18 088 | 24 382 | 29 685 | 27 246 | 28 853 | 27 180 | 30 991 | 36 635 | 30 209 | 38 653 | 42 212 |
| **b) Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 7. a. d. Anl. f. d. Schutzg. | — | — | — | — | — | 38 281 | 26 361 | 25 939 | 29 854 | 25 037 | 35 989 |
| 8. a. ausgel. Anteilsch. d. Ostafrik. Eisenb.-Ges. | — | — | — | — | — | — | 72 | 70 | 74 | 76 | 78 |
| 9. Ersparn. a. früh. Rechnungsj. | — | — | — | — | — | — | — | — | 115 | 212 | 183 |
| 10. Sonstiges | — | — | — | — | — | 2 447 | 6 165 | 6 144 | — | — | — |
| **zus. Einnahmen** | **18 088** | **24 382** | **29 685** | **27 246** | **28 853** | **67 908** | **63 589** | **68 788** | **60 252** | **63 978** | **78 462** |

## Vb. Gesamtausgaben der Schutzgebiete (außer Südwestafrika) in 1000 Mark.

| | 1903 | 1904 | 1905 | 1906 | 1907 | 1908 | 1909 | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| **a) Ordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| 1. Fortd. Ausgaben | 12 772 | 14 781 | 17 717 | 19 654 | 20 613 | 20 254 | 21 552 | 23 659 | 26 262 | 31 761 | 35 565 |
| 2. z. Ausst. e. Ausgleichf. | — | — | — | — | — | 103 | 1 839 | 2 196 | 1 200 | 158 | 784 |
| 3. Einmal. Ausgab. | 2 883 | 6 396 | 8 808 | 3 706 | 3 871 | 4 615 | 3 062 | 2 511 | 2 747 | 6 734 | 5 863 |
| 4. Reservefonds | 459 | 28 | 297 | 16 | 21 | 15 | — | — | — | — | — |
| zus. | 16 114 | 21 205 | 26 822 | 23 376 | 24 505 | 24 987 | 26 423 | 28 366 | 30 209 | 38 653 | 42 212 |
| Restausgaben | 1 496 | 1 803 | 1 666 | 866 | 1 226 | 8 393 | 1 024 | 932 | — | — | — |
| **b) Außerordentl. Etat.** | | | | | | | | | | | |
| Gesamtausgabe | — | — | — | — | — | 30 655 | 28 392 | 26 837 | 30 043 | 25 325 | 36 250 |
| **zus. Ausgaben** | **16 114** | **21 205** | **26 822** | **23 376** | **24 505** | **55 642** | **54 815** | **55 203** | **60 252** | **63 978** | **78 462** |

# Kapital, Erträgnis und Kurse Deutscher Kolonialwerte.

| Gründ.-jahr | Kapital in 1000 Mk. | Mindest-bet. d. Ant. | Geschäfts-jahr | vorletzte Div. | letzte Dividende | Gesellschaften B heißt Brief = angeboten, G heißt Geld = gefragt, A.-G. = Aktien-Ges., St.-A. = Stamm-Aktien oder St.-Anteil., Vz.-A. = Vorzugs-Aktien. | Ende Dezember 1912 % | 1911 % | 1910 % |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1910 | 3 000 | 100 | 1. 1. | 0 | 0 | Afrika-Marm.-K.G. 75% Ant. eingez | 37G | — | — |
| 1907 | 2 500 | 1000 | 1.10 | 17 | 6 | Afrikanische Kompagnie A.-G. . . | 80G | 95G | 110G |
| 1907 | 600 | 1000 | 1. 7. | 0 | 0 | Agupflanzungsgesellschaft (D. K. G.) | 85G | 95G | 97B |
| 1896 | 1 200 | 1000 | 1. 1. | 12 | 12 | Bödiker, Carl & Co., Kom.Ges. a Akt. | 127G | 135G | 138G |
| 1905 | 1 250 | 1000 | 1. 4. | 17½ | 15 | Bremer K.H.G. v. Oloff & Co., A.-G. | 155G | 184G | 190G |
| 1905 | 1 000 | 100 | 1. 4. | 0 | 0 | Centralafrik. Bergwerks-G. (D.K.G.) | 58G | 60G | 48G |
| 1902 | 600 | 1000 | 1. 1. | 8 | 8 | Centralafrik. Seengesell. G. m. b. H. | 127G | 120G | 100G |
| 1905 | 220 | 200 | 1. 1. | 4 | 3 | Debundscha-Pflanzung (D.K.G.) . | 100G | 105G | 95G |
| 1900 | 964,6 | 1300 | 1. 1 | 0 | 12 | Deutsche Agaven-G. (D.K.G.), Vz.-A. | 140G | 85G | 70B |
| 1909 | 2 500 | 1000 | 1. 1. | 0 | 16 | Deutsche Diamanten-Ges. m. b. H. | — | — | — |
| 1878 | 2 750 | 1000 | 1. 1. | 11 | 12 | D. Hand. u. Plant.-Ges. d. Süds.-Ins. | 157G | 155G | 156G |
| 1902 | 2 000 | 500 | 1. 1. | 5 | 10 | D. Kamerun-G. m. b. H. Anteile . | 95G | 87G | 84B |
| 1907 | 2 500 | 1000 | 1. 1. | 3 | 5 | D. Kautschuk-A.-G. . . . . . . | 115G | 85G | 75B |
| 1885 | 2 000 | 1000 | 1. 4. | 50 | 35 | D. Kol.-G. f. Südw.-Afrika (D.K.G.) | 470G | 600G | 770G |
| 1902 | 1 600 | 100 | 1. 1 | 0 | 0 | D. Samoa-Gesellschaft (D.K.G.) . | 50G | 54G | 45G |
| 1908 | 4 500 | 1000 | 1. 1. | 0 | 0 | D. Südseephosphat A.-G. . . . . | 165G | 162G | 178B |
| 1902 | 1 100 | 100 | 1. 5. | 6 | 7 | D. Togo-Gesellschaft (D.K.G.) . . | 103G | 95G | 101G |
| 1885 | 8 000 | 1000 | 1. 1. | 6 | 8 | D. Ostafrikanische Ges. . . . . | 124G | 172G | 150G |
| 1896 | 2 250 | 100 | 1. 1. | 10 | 10 | D.-Westafrik. Handelsges. (D.K.G.) | 106G | 98G | 90G |
| 1899 | 4 360 | 400 | 1. 1 | 0 | 0 | Ges. Nordwestkamerun Lit.A. . . | ℳ 45G | ℳ 75B | ℳ 65B |
| 1899 | 360 | 400 | 1. 1. | 0 | 0 | do. desgl. Lit. B . | ℳ 2G | ℳ 8B | ℳ 17B |
| 1898 | 3 000 | 400 | 1. 1. | 8 | 8 | Ges. Südkamerun (D.K.G.), Anteile | 110G | 115 G | 126B |
| 1903 | 1 022,1 | 100 | 1.11. | 0 | 0 | Gibeon Schürf- u Handels-G. m.b.H. | 105G | 70G | 85G |
| 1889 | 3 000 | 5000 | 1.10. | 0 | 0 | Hanseatische Plantagen-Gesellsch. | 50G | 44G | 45G |
| 1887 | 1 200 | 1000 | 1. 1. | 25 | 25 | Jaluit-Plantagen-Ges., get. Aktien . | 210G | 350G | 351B |
|  | St. 2 400 | — | — | ℳ 250 | ℳ 250 | desgl. Genuß-Scheine . . . | ℳ 1670G | ℳ 3100G | ℳ 3510B |
| 1898 | 1 017 | 1000 | 1. 7. | 0 | 4 | Kaffee-Plantage Sakarre (A.-G.) | 58G | 23G | 20G |
| 1906 | 3 000 | 1000 | 1. 1. | 4* | 4* | Kamerun-Kautschuk-Comp. A.-G. . | 64G | 83G | 92G |
| 1895 | 10 000 | 200 | 1. 1. | 0 | 0 | Kaoko Land- u. Min.-Ges. Ant. . | 25G | 47G | 45B |
| 1908 | 157,5 | 500 |  | 0 | 0 | Kaukausib Diamant.Anteile . . . | ℳ 1550G | ℳ 1200G | ℳ 1650B |
| 1903 | 900 | 1000 | 1. 1. | 0 | 3 | Kautsch. Pflanz. Meanja A.-G. . | 87G | 73G | 82B |
| 1908 | 1 250 | 1000 | 1. 1 | 0 | 8 | Kironda Goldminen-Ges. m. b. H. | 120G | 130G | 125G |
| 1908 | £ 125 | £ 1 | 1. 2. | 22½ | 10 | Kolmanskoop Diamond Mines shares | ℳ 33 | ℳ 34G | ℳ 65B |
| 1907 | 500 | 100 | 1. 1. | 0 | 5 | Lindi-Kilindi-Ges. m. b. H. . . . | 98G | 93G | 90G |
| 1899 | 2 000 | 200 | 1. 1 | 5 | 5 | Moliwe-Pflanzungs-Gesellschaft . . | 98G | 92G | 87B |
| 1886 | 7 500 | 500 | 1. 4 | 0 | 0 | Neu-Guinea-Comp. Vorz.-Anteile . | 120G | 126G | 127G |
| 1906 | 1 400 | 500 | 1. 1. | 6 | 15 | Ostafrika-Kompagnie Vorz.-Anteile | 152G | 100G | 84B |
| — | St. 200 | £ 1 | 1. 4. | ℳ 6½ | ℳ 5 | Otavi-Minen- u. Eisenb.-G. Genußsch. | ℳ 77G | ℳ 66G | ℳ 106G |
| 1902 | £ 375 | £ 1 | 1. 1. | 30 | 12½ | Pacific Phosphate Co. St.-A. . . | £ 4½ | £ 6G | £ 9⅝G |
| 1912 | 3 000 | 100 | 1. 1. | — | — | Pomona Diam.-G.m.b.H., Lüderitzb. | 355G† | — | — |
| 1895 | 1 500 | 5000 | 1. 1. | 0 | 0 | Rheinische Handei-Plant.-Ges. . | 40G | 30G | 40B |
| 1903 | 546,2 | 1000 | 1. 1. | 0 | 0 | Safata-Samoa-Gesellschaft . . . | 30G | 28G | 35B |
| 1905 | 2 000 | 1000 | 1. 1. | 4* | 4* | Samoa-Kautschuk-Compagnie . . | 16G | 19G | 35B |
| 1897 | 500 | 1000 | 1. 1. | 12 | 12 | Sigi Pflanzungs-G. m. b. H. . . . | 178G | 190G | 178B |
| 1904 | 1 000 | 500 | 1. 1. | 12 | 16 | Sisal-Agaven-Gesellsch. (D.K.G.) . | 255G | 150G | 110G |
| 1895 | £ 500 | £ 1 | 1. 7. | 0 | 0 | South African Territories Lim. . | sh 4/6G | sh 7/-G | sh 10/6 |
| 1892 | £ 2.000 | £ 1 | 1. 7. | 7½ | 5 | South-West Africa-Co. Lim. . . | sh 24/6G | sh 30/-G | sh 31G |
| 1901 | 600 | 100 | 1. 1. | 0 | 0 | Südwestafrikan. Schäferei-Ges. . . | 72G | 65G | 60G |
| 1893 | 1 011,3 | 500 | 1. 4 | 0 | 0 | Usambara Kaffeebauges. St.-Ant. . | 40G | 40G | 45G |
|  |  | 200 | 1. 4. | 0 | 0 | desgl. Vorz.-Ant. | 80G | 75G | 85G |
| 1909 | 4 235 | 500 | 1. 1 | 0 | 0 | Ver. Diam. M. Lüderitzb. G.m.b.H. | 42B | 45G | 92G |
| 1909 | 1 600 | 1000 | 1. 7 | 0 | 0 | Weiss d. Meillon Diam. G.m.b.H., Ant. | ℳ 120G | ℳ 125G | ℳ 380G |
| 1897 | 2 100 | 1000 | 1. 1. | 3 | 0 | Westafr. Pflanz.-G. Bibundi A. . | 86G | 88G | 90G |
| 1897 | 3 000 | 1000 | 1. 1. | 15 | 15 | desgl. Victoria St.-A. | 250G | 228G | 180G |
| 1895 | 1 800 | 500 | 1. 1. | 0 | 0 | Westd. Hand.- u. Plant.-G. Vorz. A. | 106B | 90G | 100G |
| 1907 | 300 | 100 | 1. 1. | 8 | 8 | Windhuker Farm-Ges. m. b. H. . | 120G | 130G | 130G |

* Bauzinsen. — † Der Kurs der Pomona-Anteile ist seit Ende 1912 beständig im steigen begriffen und steht gegenwärtig, 12. April 1913, auf 720% G.

# Bemerkungen zur Kolonialstatistik

von

**Diedrich Baedeker,** Essen.

**I. Bevölkerung.** Vgl. Tabelle I. Die weiße Bevölkerung der deutschen Schutzgebiete hatte am 1. Januar 1912 um 1675 Köpfe gegen den Stand am 1. Januar 1910 und um 3273 Köpfe gegen 1. Januar 1909 zugenommen. Sie zählte am 1. Januar 1912 23 342 Köpfe einschließlich der Schutztruppen gegen 5643 Köpfe am 1. Januar 1900. Ihre Zunahme betrug also innerhalb 12 Jahren 17 699 Köpfe. Von den 23 347 Weißen befanden sich (am 1. Januar 1912) in

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ostafrika . . . | 3579 | Deutsche | (gegen | 3113 | im Vorjahre) |
| Kamerun . . | 1 359 | „ | ( „ | 1 311 | „ „ ) |
| Togo . . . . | 316 | „ | ( „ | 327 | „ „ ) |
| Südwestafrika . | 12 135 | „ | ( „ | 11 140 | „ „ ) |
| Südsee. . . . | 897 | „ | ( „ | 772 | „ „ ) |
| Samoa . . . . | 294 | „ | ( „ | 284 | „ „ ) |
| zus. | 18580 | Deutsche | | | |

Das sind 1633 mehr als am 1. Januar 1911, der einen Stand von 16947 Deutschen zeigte, während sich am 1. Januar 1910 15441 Deutsche und am 1. Januar 1909 13 997 Deutsche in den Kolonien befanden. Die größte Vermehrung zeigt Ostafrika, nämlich 469 Köpfe, die kleinste Samoa mit 10 Köpfen, während Togo sogar eine Abnahme von 11 Köpfen aufweist. Südwestafrika, welches am 1. Januar 1911 bei einer Gesamtbevölkerung von 14816 Weißen (gegen 13962 in 1911) eine Zunahme der deutschen Bevölkerung gegen das Vorjahr um 914 Köpfe gezeigt hatte, wies am 1. Januar 1912 eine Zunahme von 995 Köpfen auf. Da in der Zahl von 12 135 Deutschen die Schutztruppen-Angehörigen, welche am 1. Januar 1912 noch 2171 an der Zahl waren gegen 2072 am 1. Januar 1911, mitgerechnet sind, so fällt die Hauptzunahme der Deutschen Bevölkerung auf Ansiedler, Pflanzer und Farmer, deren am 1. Januar 1912 im ganzen 1 629 in Südwestafrika gezählt wurden. Davon waren 1 219 Deutsche, während von den 13962 Weißen am 1. Januar 1911 sich 11 140 Deutsche in Südwestafrika befanden und unter ihnen 1062 Deutsche von 1 390 weißen Ansiedlern, Pflanzern und Farmern. Die deutsche erwachsene männliche Bevölkerung in Südwestafrika zählte am 1. Januar 1912 7696 Köpfe gegen 7354 am 1. Januar 1911. Dazu kamen 2277 deutsche Frauen und Mädchen (gegen 1967 am 1. Januar 1911), unter denen 317 solche von Regierungsbeamten und Schutztruppen, 28 von Geistlichen und Missionaren, 1295 von Pflanzern, Kaufleuten, Handwerkern usw., 46 Pflegeschwestern (gegen 37 am 1. Januar 1911), 14 Lehrerinnen (gegen 16 am 1. Januar 1911), und 2162 (1819) Knaben und Mädchen.

Die weibliche Bevölkerung der Deutschen Schutzgebiete betrug am 1. Januar 1912 im ganzen 6245 Köpfe gegen 5463 am 1. Januar 1911. Die verteilt sich auf die einzelnen Kolonien wie folgt:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ostafrika . . | 1237 | Köpfe | gegen | 1058 | am 1. Januar 1911 und 921 am 1. Januar 1910 |
| Kamerun . . | 205 | „ | „ | 185 | (167) |
| Togo . . | 63 | „ | „ | 61 | (62) |
| Südwestafrika | 4279 | „ | „ | 3765 | (3344) |
| Südsee . . . | 330 | „ | „ | 273 | (256) |
| Samoa . . . | 131 | „ | „ | 121 | (130) |
| zus. | 6245 | Köpfe | gegen | 5463 | (5180) |

Unter Hinweis auf die Ausführungen des Herrn Herausgebers im Vorwort dieses Jahrgangs über die Notwendigkeit einer größeren Beteiligung der Deutschen an der Besiedelung unserer Kolonien und als Bestätigung mögen hier die Ziffern der überseeischen Auswanderung in den letzten Jahren Platz finden. Es fuhren an deutschen Auswanderern über deutsche und fremde Häfen aus in

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1907: | 31696 | Köpfe, darunter | 26380 | aus | deutschen | Häfen |
| 1908: | 19883 | „ „ | 16722 | „ | „ | „ |
| 1909: | 24921 | „ „ | 18315 | „ | „ | „ |
| 1910: | 25531 | „ „ | 21409 | „ | „ | „ |
| 1911: | 22690 | „ „ | 18706 | „ | „ | „ |
| 1912: | 18545 | „ „ | 13734 | „ | „ | „ |

Von diesen Auswanderern gingen nach Amerika (Vereinigte Staaten, Brasilien und übriges Amerika):

| | | |
|---|---|---|
| 1907: | 31343 | Auswanderer |
| 1908: | 19517 | „ |
| 1909: | 24553 | „ |
| 1910: | 25210 | „ |
| 1911: | 22328 | „ |
| 1912: | 18129 | „ |

Angesichts solcher Zahlen wird das Bedauern über den Abfluß so vieler Menschenkräfte in Länder, wo sie dauernd dem Deutschtum verloren gehen, anstatt in unsere eigenen Kolonien, wo sie ihm nicht nur erhalten bleiben, sondern ihm auch wachsend nützlich werden, doppelt groß.

Der weißen Bevölkerung in den deutschen Schutzgebieten steht die farbige Bevölkerung, einschließlich der nicht eingeborenen, in folgender Anzahl gegenüber:

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Ostafrika . . . | 7510733 | Köpfe, | dazu | 93 | Mischlinge |
| Kamerun . . . | 2540106 | „ | „ | 85 | „ |
| Südwestafrika . | 86122 | „ | „ | 1647 | „ |
| Togo . . . . . | 996000 | „ | „ | 240 | „ |
| Neu-Guinea . . | 602115[1]) | „ | „ | 209 | „ |
| Samoa . . . . | 36500 | „ | „ | 996 | „ |
| zus. | 11771576 | Köpfe | zus. | 3270 | Köpfe |

Da am 1. Januar 1911 die Zahl der Mischlinge noch 5701 Köpfe betrug, so hat also eine Gesamtabnahme an Mischlingen von 2431 Köpfen stattgefunden. In Südwestafrika zerfällt die farbige Bevölkerung in

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| Hereros . . . . | mit 19721 | Köpfen | gegen | 19423[2]) | am 1. Januar 1911. |
| Bergdamaras . . | „ 19581 | „ | „ | 18487 | „ „ „ „ |
| Namas . . . . . | „ 14320 | „ | „ | 14236 | „ „ „ „ |
| Bastards . . . . | „ 3544 | „ | (am 1. Jan. 1911 waren die „Bastards“ den Mischlingen zugerechnet worden). | | |
| Buschleute . . . | „ 9782 | „ | gegen | 8444 | am 1. Januar 1911. |
| Ovambos . . . | „ 10537 | „ | „ | 8724 | „ „ „ „ |
| Ovatjimbos . . . | „ 4000 | „ | „ | 800 | „ „ „ „ |
| Betschuanen . . | „ 464 | „ | „ | 423 | „ „ „ „ |
| | zus. 81949 | Köpfe | gegen | 70537 | ohne „Bastards“ am 1. Januar 1911. |
| dazu Nichteingeborene | | | | | |
| Farbige . . . | 4173 | „ | „ | 7026 | am 1. Januar 1911. |
| Mischlinge . . | 1647 | „ | „ | 4222 | (einschl. „Bastards“) am 1. Jan. 1911. |
| | zus. 87769 | Köpfe | gegen | 81785 | am 1. Januar 1911. |

[1]) geschätzt. [2]) vgl. S. 247 des V. Jahrgangs dieses „Jahrbuchs“.

Auch in Samoa hat die Zahl der Mischlinge um 13 Köpfe abgenommen. Sie betrug am 1. Januar 1912 996 gegen 1009 Köpfe am 1. Januar 1911. Davon waren 234 (234) männliche Erwachsene, 212 (200) weibliche Erwachsene und 253 (261) Knaben und 297 (314) Mädchen.

**II. Handelsstatistik.** Vgl. Tabelle IIA—D. S. 225—229. Während der Gesamthandel im Jahre 1910 einen Wert von $230,_{498}$ Mill. Mk. gehabt hat gegen $177,_{025}$ Mill. Mk. in 1909 und $138,_{308}$ Mill. Mk. in 1908, betrug er in 1911: $240,_{208}$ Mill. Mk., stieg also um $9,_{710}$ Mill. Mk. gegen 1910 und um $63,_{183}$ Mill. Mk. in 1909. Die Ausfuhr ist um $2,_{847}$ Mill. Mk. geringer gewesen als im Jahre 1910, wo sie noch um $31,_{2}$ Mill. Mk. gegen 1909 zugenommen hatte. Wie ein Blick auf die Tabelle A lehrt, rührt die Abnahme von der Verringerung der Ausfuhr aus Südwestafrika her, welche $6,_{119}$ Mill. Mk. betrug. Die Ursache dieser Verminderung ist in der Hauptsache in der Abnahme der Ausfuhr von Diamanten, Kupfererzen und Blei zu suchen. Der Wert der Einfuhr betrug im Jahre 1911: $142,_{212}$ Mill. Mk. gegen $129,_{657}$ Mill. Mk. in 1910, hat also um $12,_{555}$ Mill. Mk. zugenommen gegen $21,_{4}$ Mill. Mk. im vorhergehenden Jahre.

Deutschlands Gesamthandel mit den Schutzgebieten ist laut der Tabelle IIC im Jahre 1911 um 10524000 Mk. gegen 1910 gestiegen. Er betrug 68% vom Gesamthandel gegen 66,2% in 1910, 65,3% in 1909 und 63,6% in 1908. Er hatte einen Gesamtwert von 163 374 000 Mk. gegen 153 657 000 Mk. in 1910, 115 616 000 Mk. in 1909 und 87 993 000 Mk. in 1908. Er hat sich demnach in vier Jahren beinahe verdoppelt. Wenn von den Schutzgebieten in der Südsee abgesehen wird, erscheint Südwestafrika, dessen Zunahme am Gesamthandel mit Deutschland 83,4% gegen 79,8% beträgt, prozentualiter an der Steigerung am meisten beteiligt, wenn es auch der Gesamtziffer des Handels nach abgenommen hat. Der schon erwähnten niedrigeren Ausfuhrziffer, an der die deutsche Ausfuhr mit 24 360 000 Mk. gegen 28 670 000 Mk. in 1910 beteiligt war, steht die höhere Einfuhrziffer von 37259000 Mk. = 82,3% gegen 34450000 Mk. = 77,6% in 1910 gegenüber. Dagegen weist der Gesamthandel Deutschlands mit Togo prozentualiter eine erhebliche Abnahme, nämlich 7,8% auf, wozu die Einfuhrwerte hauptsächlich beigetragen haben. Sie sind von 6298000 Mk. = 58,2% auf 3814000 Mk. = 39,6% oder um 18,6% gesunken. Dagegen weisen die Ausfuhrwerte eine Steigerung von 7222000 Mk. auf 9318000 Mk. oder von 62,7% auf 65,2% der Gesamtausfuhr auf. Der Rückgang der deutschen Einfuhr nach Togo ist in der infolge der Fertigstellung der Hinterlandbahn verminderten Einfuhr von Eisenbahnmaterialien zu erblicken. Dagegen ist die Steigerung der Ausfuhr hauptsächlich der vermehrten Ausfuhr von Palmkernen, die in 1911: $13,_{286}$ Mill. kg im Werte von 3½ Mill. Mk. gegen $8,_{216}$ Mill. kg im Werte von 2 Mill. Mk. betrug, und von Palmöl, wovon in 1911: 4,[illegible]12 Mill. kg im Werte von $1,_{688}$ Mill. Mk. ausgeführt wurden gegen 3 Mill. kg im Werte von $1,_{232}$ Mill. Mk., zuzuschreiben. Zu der Steigerung des Gesamthandels mit Ostafrika hat in der Hauptsache erfreulicherweise die deutsche Einfuhr beigetragen, welche von 19677000 Mk. Wert in 1910 auf 24254000 Mk. Wert in 1911 gestiegen ist. Die Verminderung der Ausfuhr Ostafrikas nach Deutschland hat in der Abnahme der Ausfuhr des wild wachsenden Kautschuks an Menge (158000 kg) und Wert ($1,_{7}$ Mill. Mk.) und des Elfenbeins ihre Hauptursache. Die Südsee-Schutzgebiete (Deutsch-Neuguinea) weisen die grösste Zunahme im Gesamthandel mit Deutschland

auf. Er hatte im Jahre 1911 einen Wert von $12,_{887}$ Mill. Mk., gegen 10 Mill. Mk. in 1910. Er nahm gegen 1910 um 11,3 % zu. Der Wert der Einfuhr Deutschlands nach den Südsee-Schutzgebieten stieg von $3,_{114}$ Mill. Mk. auf $4,_{276}$ Mill. Mk., oder von 32 % auf 35,3 % der Gesamteinfuhr, und die Ausfuhr von 7 Mill. Mk. auf $8,_{6}$ Mill. Mk., prozentualiter von 38,9 % auf 52,4 % der Gesamtausfuhr. Bemerkenswert ist, daß, während die Ausfuhr aus den Südsee-Schutzgebieten, ohne Samoa, nach sämtlichen nichtdeutschen Bestimmungsländern wegen des Rückganges der Phosphatausfuhr, die hauptsächlich nach außerdeutschen Ländern stattfindet, teilweise sehr stark zurückgegangen ist, sie nach Deutschland von $5,_{362}$ Mill. Mk. Wert in 1910 auf $6,_{485}$ Mill. Mk. in 1911 zugenommen hat. Auch in Samoa, wo der Gesamthandel eine Zunahme von $6,_{996}$ Mill. Mk. in 1910 auf $8,_{456}$ Mill. Mk. Wert in 1911 erfuhr, hat Deutschlands Anteil dem Wert nach in 1911 eine kleine Steigerung, nämlich von 412000 Mk., erfahren, indem sich die Ausfuhrwerte von $1,_{727}$ Mill. Mk. auf $2,_{125}$ Mill. Mk. und die Einfuhrwerte von 841000 Mk. auf 855000 Mk. erhöhten.

Laut Tabelle IID (Ausfuhrziffern der wichtigsten Ausfuhrerzeugnisse) behielten **Diamanten** Südwestafrikas ihre erste Stelle auch im Jahre 1911. Ihre Menge ist aber von 178 261 Gramm im Werte von $26,_{869}$ Mill. Mk. in 1910 auf 153 572 Gramm im Werte von $23,_{034}$ Mill. Mk. zurückgegangen. Die Diamantenförderung selbst ist mit 156 596 g von zusammen 763 885 Karat gegen die des Vorjahres, welche sich auf 163 996 g von zusammen 804444 Karat belief, zurückgeblieben. Die Ursache des Rückganges wird teilweise in der von den Kennern schon vor Jahren vorausgesagten Erschöpfung der reicheren Felder gesucht, teilweise auch in der Bruttobelastung im Verein mit den sinkenden Preisen infolge der geringeren Durchschnittsgüte der Diamanten, deren Größe nicht unwesentlich gesunken ist. Auch die Ausfuhr von rohen und aufbearbeiteten **Kupfererzen** hat im Jahre 1911 abgenommen. Sie betrug insgesamt $27,_{914}$ Mill. kg im Werte von zusammen 3753703 Mk., gegen $37,_{864}$ Mill. kg im Werte von 5 697 108 Mk. im Jahre 1910. Die Kupfererzförderung von Tsumeb (Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft) ergab im Jahre 1911 35 265 t gegen 36 622 t im Jahre 1910. Die Erzvorkommen an der Otavi-Grootfontein-Eisenbahnlinie in Groot-Otavi sind ebenso wie die bei Asis abgebaut. Das gleiche ist bei den meisten übrigen Strecken der Fall. Mehrere Magneteisenerzlager im großen Umfange und von sehr guter Erzbeschaffenheit sind inzwischen aber im Gebiete der Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft aufgefunden worden. Wie sehr der Abbau von **Bleierzen** in Südwestafrika nachgelassen hat, zeigt der Rückgang der Bleiausfuhr von $2,_{620}$ Mill. kg im Werte von 861 180 Mk. auf $1,_{175}$ Mill. kg im Werte von 345868 Mk. Auch die Ausfuhr von **Elfenbein** geht infolge des allmählichen Aussterbens der Elefanten, dem keine entsprechende Zunahme gegenübersteht, ständig zurück. Die Ausfuhr aus Ostafrika, Kamerun und Togo zusammen hatte im Jahre 1911 einen Wert von 1102000 Mk. (für 70976 kg), während sie in 1910 noch einen Wert von 1401000 Mk. (für 80114 kg) hatte.

Der wichtigste Ausfuhrartikel der Schutzgebiete, **Kautschuk,** hat im Jahre 1911 dem Wert nach zwar abgenommen, der Menge nach aber erheblich zugenommen. Es wurden 1911 ausgeführt 3721 t im Wert von $16,_{747}$ Mill. Mark, gegenüber 2846 t im Wert von $18,_{481}$ Mill. Mk. in 1910. Die Abnahme des Ausfuhrwertes rührt von dem Sinken der Kautschukpreise her, das seine Ursache in der immer mehr zunehmenden Kautschukproduktion der

asiatischen Kautschukgebiete hat. Die folgende Tabelle zeigt die Preisbewegung am Hamburger Markt an. Es notierten für 1 kg rohen Kautschuk die hauptsächlich in Betracht kommenden Sorten durchschnittlich im Dezember:

| | 1912 | 1911 | 1910 | 1909 | 1908 |
|---|---|---|---|---|---|
| | M. | M. | M. | M. | M. |
| Südkamerun | 7.00 | 7.00 | 7.90 | 7.94 | 5.20 |
| Oberkongo I | 8.80 | 9.50 | 10.50 | 10.28 | 6.71 |
| Kassai I rot | 8.70 | 9.50 | 10.80 | 10.80 | 6.89 |
| Fine Para hard | 10.25 | 9.70 | 12 50 | 15.43 | 8.80 |
| Peruvian balls | 7.85 | 8.50 | 9.30 | 9.04 | 6.02 |
| Mexican Gummi | 7.80 | 8.00 | 9.10 | 9.06 | 5.93 |

Seit vier Jahren ist demnach der Preis für Rohkautschuk beständig im Sinken begriffen, während er allerdings den Stand von 1908 noch erheblich überragt[1]). Wie sich Produktion und Verbrauch von Kautschuk auf der Erde in den Jahren 1911—1913 gestalteten bzw. gestalten, zeigt folgende Aufstellung der großen englischen Kautschuk-Firma Handerson:

Kautschukproduktion in den hauptsächlichsten Kautschukgebieten

| | | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|
| Amazonental und Brasilien | t | 39000 | 40500 | 40000 |
| Westafrika | „ | 15000 | 13800 | 13800 |
| Ostafrik | „ | 5300 | 4000 | 4000 |
| Mittelamerika usw. | „ | 2500 | 2500 | 2500 |
| Pflanzenkautschuk | „ | 14200 | 28500 | 38000 |
| Guayule | „ | 9200 | 7000 | 7000 |
| Malayengebiet | „ | 2800 | 2700 | 2700 |
| zus. | t | 88000 | 99000 | 108000 |

In der vorstehenden Tabelle nimmt der von den Eingeborenen durch Anbohren der Kautschukstämme gewonnene und der Lianen-Kautschuk noch die erste Stelle ein, während die Menge des auf Pflanzungen gewonnenen Kautschuks allerdings mit jedem Jahre gewaltig steigt. Dieser sehr gesteigerten Kautschukmenge steht nun nach Handerson folgender Verbrauch gegenüber:

| | | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|
| Deutschland, Österreich usw. | t | 14000 | 16000 | 18286 |
| England | „ | 12000 | 14500 | 17520 |
| Frankreich | „ | 8000 | 9500 | 11281 |
| Russland | „ | 8500 | 9000 | 9529 |
| Italien usw. | „ | 2000 | 1500 | 1125 |
| Japan und Australien | „ | 1500 | 1000 | 667 |
| Amerika und Kanada | „ | 42000 | 47500 | 53720 |
| zus. | t | 88000 | 99000 | 112128 |

Ein Vergleich zwischen Verbrauch und Produktion zeigt, daß, selbst wenn die Kautschukproduktion in den folgenden Jahren noch größer werden sollte, als sie die weiter oben wiedergegebene Aufstellung annimmt, sie sehr wohl von dem steigenden Verbrauch aufgenommen werden kann. Schon allein die mit jedem Jahre sich ausdehnende Automobil-Industrie läßt das

¹) Seit Anfang 1913 sind die Kautschukpreise noch fortwährend im Weichen begriffen; es notierte z. B. im Februar Südkamerun M. 6,50 Oberkongo I M. 8,10, Kassai I rot M. 8,20, Fine Para hard M. 9.—, Peruvian balls M. 6,80, Mexican Gummi M. 6,90.



erwarten. So werden die Kautschukpflanzer in Ostafrika, Kamerun, Togo und den Südseegebieten, welche die Anbauflächen stetig zu erweitern suchen, sich für ihre Arbeit belohnt sehen. In Ostafrika hat sich namentlich in den Bezirken Morogoro und Tanga die bepflanzte Fläche im Jahre 1911 stark vergrößert, wobei der Verbesserung der Qualität des Kautschuks, mit Unterstützung der Kautschuk-Aufbereitungsanstalt in Muhesa, stetige Aufmerksamkeit zugewandt wird. Daneben geht noch die Ernte des wildwachsenden Kautschuks, dessen Ausfuhr allerdings in 1911 zurückging. Sie betrug 171 738 kg im Wert von 1,171 Mill. Mk., gegen 329 811 kg im Wert von 2,902 Mill. Mk. In Kamerun spielt der wildwachsende Kautschuk eine noch größere Rolle. Fast sein gesamter Ertrag entstammte in 1911 den Wäldern im Süden und Südosten. Von 2 707 962 kg wurden nur 10 869 kg auf Pflanzungen gewonnen. Indessen hat sich im Jahre 1911 die mit Kautschukbäumen bepflanzte Fläche der Pflanzungen von 6379 ha in 1910 auf 7024 ha, von denen 2804 ha mit Hevea-Kautschuk bepflanzt waren, gegen 2189 ha in 1910, vergrößert. Kickxia-Bäume, die andere Kautschukart, waren am 1. Januar 1912: 4 915 865 Stück vorhanden, gegen 4 492 999 am 1. Januar 1911, Hevea-Bäume 982 157 Stück gegen 786 270 Stück am 1. Januar 1911. Auch in Togo wird der Kautschuk fast nur durch Eingeborene von wildwachsenden Kautschukbäumen und milchgebenden Lianen gesammelt und von farbigen Eingeborenen als fertiges Produkt in sog. Adele-Bällen oder den Togo-„Lumps" aufgekauft und an die europäischen Firmen weiter verhandelt.

Erfreulich ist auch die Zunahme der **Baumwoll**-Kultur, wie aus den Ausfuhrziffern hervorgeht. Es wurden ausgeführt aus:

| | 1911 | 1910 |
|---|---|---|
| Ostafrika | 1080 t i. W. v. 1,331 Mill. M. | 613 t i. W. v. 0,750 Mill. M. |
| Togo | 517 „ „ „ 0,554 „ „ | 467 „ „ „ 0,456 „ „ |
| zus. | 1594 t i. W. v. 1,885 Mill. M. | 1080 t i. W. v. 1,206 Mill. M. |

Die Baumwollausfuhr hat demnach der Menge nach in einem einzigen Jahr um 50 % zugenommen und gegen 1909, wo die 1020 ausgeführten Tonnen[1]) nur einen Wert von 857 000 Mk. hatten, dem Werte nach sich verdoppelt. Die Anpflanzungen von Baumwolle sind in Ostafrika von 14211 ha in 1910 auf 14 308 ha in 1911 gestiegen.

Auch die **Kakao**-Ausfuhr ist der Menge und dem Werte nach gestiegen. Sie betrug in:

| | 1911 | | 1910 | |
|---|---|---|---|---|
| Ostafrika | 8000 kg i. W. v. | 10667 M. | 7635 kg i W. v. | 10667 M. |
| Kamerun | 3582453 „ „ „ | 3307364 „ | 3431058 „ „ „ | 3055399 „ |
| Togo | 230956 „ „ „ | 174001 „ | 137045 „ „ „ | 95681 „ |
| Neuguinea | 64649 „ „ „ | 72763 „ | 40179 „ „ „ | 55440 „ |
| Samoa | 641807 „ „ „ | 770168 „ | 504600 „ „ „ | 555060 „ |
| zus. | 4527865 kg i. W. v. | 4334963 M | 4120517 kg i. W. v. | 3777747 M. |

Die Kakaoausfuhr hat demnach in 1911 4528 t betragen gegenüber 4121 t in 1910. Da der Verbrauch Deutschlands an Kakao im Jahre 1911 50 000 t[2]) betrug, so erscheint er durch die eigene Ausfuhr aus unseren

[1]) vgl. Jahrgang V des „Jahrbuchs über die Deutschen Kolonien", Essen 1912, S. 250 ff.

[2]) Nach der Zeitschrift „Gordian" 1911 Nr. 394. Siehe Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich 1912: Internationale Übersichten S. 25.

Kolonien bereits zu seinem fünften Teile gedeckt. Nach der Zeitschrift „Gordian", welche die Ernte der Deutschen Kolonien an Kakao auf 5000 t angibt gegen 4073 t in 1910, wäre der deutsche Verbrauch sogar schon zum vierten Teile in 1911 gedeckt worden.

Auch die Anpflanzung von **Kaffee** hat erheblich zugenommen. Das mit Kaffee-Pflanzen besetzte Areal von Usambara (Ostafrika) betrug in 1911/12: 2904 ha, wovon 1761 ha ertragsfähig, gegen 2443 ha, wovon 1914 ha ertragsfähig, in 1910/11. Auch die Zahl der im Besitz von Farbigen befindlichen Bäume, die hauptsächlich im Bezirk Bukoba in der ostafrikanischen Landschaft Karagwe am Westufer des Victoria-Sees sich befinden, betrug in 1911: 326 947 gegen 237 195 im Vorjahr. Die Kaffee-Ausfuhr allein aus dem Bukobabezirk betrug in 1911: 506 598 kg im Werte von 474 461 Mk. gegen 408 164 kg im Werte von 223 100 Mk. in 1910 und 294 841 kg im Werte von 112 771 Mk. in 1909.

Dem Werte nach gleich hinter Kakao aber stehen unter den Landesprodukten **Palmkerne** und **Palmöl,** von denen im Jahre 1911 der Ausfuhrwert 10 859 000 Mk betrug gegen 8 079 000 Mk. in 1910. Aus Kamerun wurden 15 171 t Palmkerne im Werte von $4,_{168}$ Mill. Mk. ausgeführt gegen 13 689 t im Werte von $3,_{553}$ Mill. Mk. im Jahre 1910, 3388 t Palmöl im Werte von $1,_{424}$ Mill. Mk. gegen 3141 t im Werte von $1,_{260}$ Mill. Mk. im Jahre 1910. Aus Togo betrug die Mehrausfuhr an Palmkernen im Jahre 1911 gegen 1910: 5070 t im Werte von $1,_{545}$ Mill. Mk. und an Palmöl 916 t im Werte von 455 601 Mk. Der Durchschnittswert der Ware an der Küste von Kamerun betrug für

| | | 1909 | 1910 | 1911 |
|---|---|---|---|---|
| | | M. | M. | M. |
| Palmkerne | je 1 kg | 0,19 | 0,27 | 0,27 |
| Palmöl | je 1 kg | 0,33 | 0,40 | 0,42 |

In Kamerun liegt die Gewinnung der Ölpalmprodukte noch fast ausschließlich in den Händen der Eingeborenen. Für die maschinelle Aufbereitung der Ölpalmfrüchte bestehen aber schon Anlagen (2 in Victoria, 1 in Maka an der Nordbahn und 1 in Mpundo am Mungo). In Togo befinden sich 2 solche Anlagen (1 in Misahöhe und 1 in Lome).

Den Ölpalmkernprodukten folgt dann **Kopra,** dessen Ausfuhrwert sich im Jahre 1911 auf 9 992 000 Mk. stellte, gegen 9 233 000 Mk. im Jahre 1910. Die größte Kopraausfuhr hatte im Jahre 1911 Samoa mit 10 237 t im Werte von $3,_{583}$ Mill. Mk. gegen 9143 t im Werte von $2,_{971}$ Mill. Mk. Danach kommen der Bismarck-Archipel und Kaiser-Wilhelmsland mit zusammen 9553 t Ausfuhr im Werte von $3,_{332}$ Mill. Mk. gegenüber 9243 t im Werte von $3,_{039}$ Mill. Mk. Die Ausfuhr an Kopra aus diesen beiden Inselgebieten hat sich seit 1904 der Menge nach verdoppelt, dem Werte nach mehr als verdreifacht.

Von den Faserpflanzen sind **Sisalhanf** und **Kapok** auch weiterhin in hervorragendem Maße Ausfuhrprodukte geblieben. Beide werden in Ostafrika gewonnen. Mit Sisalagaven, deren Faser ein beliebter Rohstoff zur Anfertigung von Seilen u. dgl. bildet, waren in 1911/12 21 335 ha, wovon 11 363 ha ertragsfähig, bestanden, gegen 19 050 ha, wovon 7656 ha ertragsfähig, in 1910. Mit Kapok, das ebenfalls hauptsächlich in Ostafrika gewonnen wird, waren in 1911/12: 1419 ha, wovon 424 ha ertragsfähig, be-

standen, gegen 694 ha (368 ha in 1909/10) und 520 ha (102 ha) in 1910/11. Der Kapok wird in steigendem Maße zum Stopfen von Matratzen verwandt. Die Ausfuhr von Sisalagavenhanf betrug in 1911: 11211 t im Werte von 4,531 Mill. Mk. gegen 7228 t im Werte von 3,012 Mill. Mk. in 1910. Die Ausfuhr von Kapok belief sich in 1911 auf 28 037 kg im Werte von 22 974 Mk. gegen 12 205 kg im Werte von 13 043 Mk. im Jahre 1910.

**III. Haushaltungsübersichten.** Vgl. Tabelle III—V. Die Tabellen der Übersichten über die Einnahmen und Ausgaben der Schutzgebiete zeigen auch für 1913/14 ein Steigen der eigenen Einnahmen unserer Kolonien und zwar, wenn von anderen Einnahmen, wie „Ersparnissen aus früheren Rechnungsjahren", „Reichszuschuß für die Zwecke der Militärverwaltung" und ähnlichem abgesehen wird, von 74,672 Mill. Mk. für 1912/13 auf 75,017 Mill. Mk. für 1913/14. Die Steigerung der eigenen Einnahmen der Schutzgebiete, bestehend in Steuern, Zöllen und Nebeneinnahmen der Zollverwaltung usw., ergibt sich aus folgender Zusammenstellung. Es erbrachten an eigenen Einnahmen in 1000 Mk.:

| | 1910 | 1911 | 1912 | 1913 |
|---|---|---|---|---|
| Ostafrika | 13173 | 9865 | 12475 | 13775 |
| Kamerun | 6980 | 5249 | 6897 | 8901 |
| Togo | 3240 | 2876 | 3035 | 3384 |
| Südwestafrika | 18093 | 18613 | 17606 | 15884 |
| Neuguinea | 1271 | 1379 | 1556 | 1755 |
| Samoa | 856 | 827 | 874 | 971 |
| | 43613 | 38809 | 42443 | 44670 |

Ostafrikas Steuern, die im Jahre 1903/4 nur 984 000 Mk. einbrachten, figurieren für 1913/14 mit 5 434 000 Mk., die Zölle mit 4 425 000 Mk. gegenüber 1 681 000 Mk. für 1903/04. Noch mehr sind Kameruns Steuereinnahmen gestiegen, die sich von 84 000 Mk. in 1903/04 auf 2 962 000 Mk. in 1913/14 erhöhten, während die Zölle auf 4 524 000 Mk. für 1913/14 veranschlagt werden konnten gegenüber dem Betrage von 1 593 000 Mk., den sie noch in 1903/04 einbrachten. Auch Togos Steuern werden für 1913/14 auf 702 000 Mk. veranschlagt, 57 000 Mk. mehr als für 1912/13 und 622 000 Mk. mehr als für 1903/04. Neuguinea soll für 1913/14 63 000 Mk. mehr an Steuern und 85 000 Mk. mehr an Zöllen gegen 1912/13 erbringen. Dagegen sind die Einnahmen Südwestafrikas auch weiterhin in der Abnahme begriffen wegen des schnellen Sinkens der Diamantenausfuhr, die sich in der großen Abnahme der Zolleinnahmen geltend macht. Während die Zölle, die in 1908/09 nur 2½ Mill. Mk. erbracht hatten, in 1909/10 plötzlich auf 9,588 Mill. Mk., in 1910/11 auf 9,530 Mill. Mk., und in 1911/12 auf 11,014 Mill. Mk. emporschnellten, sind sie in 1913/14 wieder auf 2,331 Mill. Mk. herabgesunken. Wenn nicht die Steuern für 1913/14 die durch Einführung der Diamantensteuer verursachte gewaltige Mehreinnahme von 6,636 Mill. Mk. (wovon allein 6,6 Mill. Mk. Ertrag der Diamantensteuer) gegen 1912/13 voraussehen ließen und die Eisenbahnen, infolge der Inbetriebnahme der neuen Strecke Swakopmund—Jakalswater—Windhuk—Keetmannshoop ebenfalls 970 000 Mk. mehr gegen 1912/13 versprächen, würde die Mindereinnahme Südwestafrikas im Betrage von 1,722 Mill. Mk. noch erheblich höher veranschlagt werden müssen.

Zuschuß vom Reiche haben seit 1904/05 Togo und seit 1909/10 Samoa nicht mehr nötig. An Zuschuß seitens des Reiches gebrauchten:

| | 1904/5 in 1000 M. | 1912/13 in 1000 M. | 1913/14 in 1000 M. |
|---|---|---|---|
| Ostafrika | 6181 | 3618 | 3604 |
| Kamerun | 1405 | 2845 | 2804 |
| Südwestafrika | 108136 | 13828 | 14755 |
| Neuguinea | 908 | 1208 | 1327 |
| Samoa | 235 | — | — |
| zus. | 116865 | 21499 | 22490 |

Auch aus diesen Zahlen geht die gewaltige Besserung der Finanzen der Schutzgebiete, d. h. ihrer gedeihlichen fortschrittlichen Entwicklung innerhalb zehn Jahren hervor. Dabei ist zu berücksichtigen, daß die Zuschüsse des Reiches für Ostafrika, Kamerun und Südwestafrika von 1910/11 ab nur für Zwecke der Militärverwaltung, also für den Unterhalt der Schutztruppe, d. h. zur Sicherheit der Bevölkerung nötig gewesen sind.

## Deutsche Kolonialwerte, ihr Kapital, Erträgnis und Kurs.

Bei einem Vergleich der Kurse der Kolonialwerte zu Ende 1912 und 1911 und noch mehr zu Ende 1910 springen zwei Punkte ins Auge: die fast ausnahmslos erhebliche Entwertung der früheren Lieblingspapiere der Kolonialspekulation, insbesondere der südwestafrikanischen Papiere, namentlich der Diamant-Papiere auf der einen Seite und der fast ebenso allgemeine Aufstieg der Papiere der Pflanzungsgesellschaften auf der anderen Seite. So standen, um nur einige hauptsächliche Kolonialwerte zu nennen, die Anteile der Deutschen Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika, welche Ende Dezember 1909 einen Kurs von 1650 % gehabt hatten, Ende 1912 nur noch 470 %, die Shares der South-West-Africa-Company Lim., die Ende 1909 37¼ sh notierten, Ende 1912 nur 24/6 sh G, die Anteile der Weiß de Meillon & Cie Diamant-Minen-Gesellschaft m. b. H., welche Ende 1910 noch 380 Mk. je Anteil notiert hatten, Ende 1912 nur 120 Mk., die Kaoko Land- und Minen-Gesellschafts-Anteile, die Ende 1909 noch 102 % notiert hatten, Ende 1912 nur 25 %, die Anteile der Ver. Diamantminen Lüderitzbucht G. m. b. H., die Ende 1909 noch 158 % notiert hatten, Ende 1912 nur 42 %, und die Genußscheine der Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft, die Ende 1909 noch 123 Mk. notiert hatten, Ende 1912 nur 77 Mk.[1]). An Dividende gaben die „Deutsche Kolonial-Gesellschaft für Südwestafrika" für 1909/10: 64 %, für 1910/11: 50 % und für 1911/12: 35 %, die „South-West-Africa-Company" in dem gleichen Zeitraum 7½, 5 und 7½ %, die „Weiß de Meillon & Cie für 1909/10: 10 %, seitdem 0 %, die „Kaoko Land- und Minen-Gesellschaft" je 0 %, die „Ver. Diamantminen Lüderitzbucht G. m. b. H. je 0 %, die „Otavi-Minen- und Eisenbahn-Gesellschaft" je 6, 5, 6½ und 5 Mk. je Genußschein.

Dem gegenüber ragen mit erhöhten Gewinnen und infolgedessen auch erheblichen Kurssteigerungen eine Anzahl von Pflanzungsgesellschaften hervor, so die Sisal-Agaven-Gesellschaft, welche ihre Pflanzungen in Ostafrika hat und deren Dividende von 12 % auf 16 %, deren Kurs zu Ende 1909 von 96 % auf 255 % zu Ende 1912 stieg, so die Deutsche Togo-Gesellschaft, deren Dividende von 6 % für 1910/11 auf 7 % für 1911/12 mit

[1]) vgl. V. Jahrgang des „Jahrbuchs f. d. d. Kolonien", Essen 1912, S. 255.

entsprechender Kurssteigerung der Anteile stieg, so die in Kamerun ihre Besitzungen habende Kautschuk-Pflanzung Meanja Aktien-Gesellschaft, deren Dividende für 1910/11 von 0 % auf 3 % für 1911/12 stieg, so die Deutsche Kamerun-Gesellschaft m. b. H., deren Anteile für 1910/11 5 % und für 1911/12 10 % Dividende ergaben, die in Ekona, Kamerun, Dualla ansässige Deutsche Kautschuk-Aktien-Gesellschaft, die für 1910/11 3 %, für 1911/12 aber 5 % Dividende verteilte, die Kaffee-Plantage Sakarre Aktien-Gesellschaft, deren Dividende für 1910/11 noch 0 % war, für 1911/12 aber schon 4 % betrug. Gleich blieben sich die Gewinne der Sigi Pflanzungs-Gesellschaft, welche für 1910/11 und für 1911/12 je 12 % Dividende verteilte, die Gesellschaft Südkamerun, deren Gewinne in den gleichen Jahren je 8 % betrugen, die Jaluit-Plantagen-Gesellschaft mit einer Dividende von je 25 % für 1910/11 und für 1911/12, die Moliwe Pflanzungs-Gesellschaft mit Dividende von je 5 %, die Westafrikanische Pflanzungs-Gesellschaft Victoria, deren Dividende für 1910/11 und für 1911/12 je 15 % war, die Windhuker Farm-Gesellschaft mit einer Dividende von je 8 %.

Im Interesse der Kolonialwirtschaft wie der heimischen Volkswirtschaft braucht gewiß nicht bedauert zu werden, daß die wilde Spielwut am Kolonialmarkt ausgetobt hat. Der Entwertungsprozeß aber, den die Diamant-Papiere seit längerer Zeit, seit dem Abgang des Staatssekretärs Dernburg, fast unaufhaltsam durchmachen, und die Gleichgültigkeit, welche infolgedessen so vielen kolonialen Projekten gegenüber an den Tag gelegt wird, behindert unsere gesamte koloniale Betätigung und Entwicklung. Die große Menge der Kapitalisten- und Bankkreise meidet angesichts jener Tendenz und Kursentwicklung ängstlich alles, was kolonial heißt, bemüht sich erst gar nicht, Aufklärung zu suchen, sondern sieht in unseren Kolonien und kolonialen Gesellschaften vielfach nur Möglichkeiten, auf schnelle und einfache Weise sein Geld los zu werden. Daß die Kolonien aber in Wahrheit weiter kommen, daß die in ihnen angelegten Staats- und Privatgelder sich in immer höherem Maße nutzbar machen und daß mit der erheblichen Vermehrung der Eisenbahnen, Straßen usw. auch immer günstigere Gelegenheiten zur Betätigung des privaten Kapitals und der privaten Unternehmungslust gegeben werden, wird infolge jener irrigen oder zum mindesten sehr einseitigen Auffassung ganz übersehen. Wie die Pflanzungs-Unternehmungen in unseren Kolonien, welche auf gesunder Grundlage aufgebaut sind und sachkundig geleitet werden, vorzüglich gedeihen, zeigt ein Blick auf unsere Kurs- und Dividenden-Tabelle der hauptsächlichsten Kolonialwerte. Und darin, in der ungerechten Verallgemeinerung und in der mangelhaften Kenntnis von dem Wert und der Bedeutung unserer Kolonien, liegt der große Schaden für unsere gesamte Kolonialwirtschaft und demnach auch für unsere heimische Volkswirtschaft. Zum Kolonisieren gehören neben Sachkenntnis ein gesunder Optimismus und Geld, auch Ausdauer und kühler Wagemut sind erforderlich, wo aber die vorhanden sind, wird über alle anfänglichen Schwierigkeiten und zeitweisen Enttäuschungen hinweg eine gesunde, kraftvolle und erfolgreiche Kolonialentwicklung sich durchsetzen.

---

# Zeittafel zur Übersicht über die deutsche Kolonialbewegung 1912.

| | |
|---|---|
| 1. Januar. | In Ostafrika tritt die neue Jagdverordnung in Kraft. |
| | Errichtung einer Bezirksnebenstelle in Kissangire. |
| | Einführung der Überseetelegramme mit halber Gebühr. |
| 4. ,, | Konferenz der evangelischen Pfarrer des Schutzgebietes in Swakopmund (bis 8.). |
| | Die Brüsseler Konferenz über die Spirituosen-Einfuhr in Afrika stößt auf den Widerspruch Frankreichs. |
| 5. ,, | Errichtung einer Reichspostanstalt im Ambolande in Olekonda. |
| | Gründung der Société Commerciale Belgo-Allemande du Congo in Brüssel. |
| 6. ,, | Durch neue Verordnung werden die chinesischen Arbeiter Samoas rechtlich den Weißen nahezu gleichgestellt. |
| 7. ,, | Einweihung der evangelischen Kirche in Swakopmund. |
| 9. ,, | Einweihung des Observatoriums in Tsingtau. |
| 10. ,, | Vortrag des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Berlin in Gegenwart des Kaisers. |
| 11. ,, | Hans Paschen erreicht Jaunde mit einem Auto von der Küste aus in 11 Stunden. |
| 12. ,, | Presseverordnung für die Schutzgebiete. |
| 18. ,, | Hauptmann Scherner †, ehemaliger Offizier der Wißmanntruppe und Leiter mehrerer Bezirksämter in Ostafrika. |
| | Seit Jahren kommt der Swakop wieder ab. |
| 20. ,, | Ein Buschmann wird als Mörder des Farmers Klinge ergriffen. |
| 22. ,, | Eröffnung der Telegraphenanstalt in Kuis (S.-W.) für den internationalen Verkehr. |
| 27. ,, | Enthüllung des Kriegerdenkmals in Windhuk. |
| | Abfahrt der großen Neu-Guinea-Expedition von Hongkong. |
| 28. ,, | Gründung eines Landeskriegerverbandes in Windhuk. |
| 30. ,, | Dr. Ebermayer wird zum Gouverneur von Kamerun ernannt. |
| 1. Februar. | Wahl zum Gouvernementsrat in Ostafrika. |
| 4. ,, | Eröffnung einer Funkentelegraphenstation für den Verkehr mit Schiffen in Swakopmund. |
| 6. ,, | Feierliche Eröffnung des Betriebes der Usambarabahn in Neu-Moschi. |
| 13.(7/1),, | Neue Verträge mit der Wörmannlinie über das Landungswesen in Swakopmund und Lüderitzbucht. |

16. Februar Vorlage des Schutztruppengesetzes im Reichstage.
Verhandlung über die Geld- und Kreditverhältnisse der Kolonien im Landwirtschaftsrat.
Staatssekretär Dr. Solf stellt für Südwest ein staatliches Kreditinstitut in Aussicht.
17. „ Fertigstellung der Bahn von Windhuk nach Keetmanshoop.
Der Mitbegründer der deutschen ostafrikanischen Mission, Missionsinspektor a. D. Diestelkamp †.
18. „ Eröffnung des Jugendheims in Lüderitzbucht.
20. „ Der frühere König in Samoa Mataafa †.
21. „ Verhandlung der Kolonialabteilung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft (über Tierseuchen und über Kautschukgewinnung).
23. „ Staatssekretär a. D. Dernburg hält einen Vortrag über die Vorbedingungen für erfolgreiche koloniale und überseeische Betätigung.
26. „ Die erste Lokomotive in Tabora.
28. „ Die Augustafluß-Expedition schifft sich in Friedrich-Wilhelmshafen ein.
Errichtung einer landwirtschaftlichen Versuchsstation in Tumban, Bamum.
3. März. Betriebseröffnung der Strecke Windhuk—Keetmannshoop.
5. „ Eröffnung einer Funkentelegraphenstation für den Verkehr mit Schiffen in Duala.
8. „ Friedlicher Häuptlingswechsel in Odonga im Ambolande.
9. „ Gouverneur Dr. Ebermaier reist nach Kamerun.
19. „ Beginn der Beratung des Kolonialetats in der Budgetkommission.
28. „ Neue Landungsbestimmungen für Südwestafrika.
30. „ (10. 11. 11 bis) Dr. Bücker's wirtschaftliche Studienreise nach Neu-Guinea.
31. „ Einweihung der evangelischen Kirche in Leudorf.
4.—6. April. Tagung der tropenmedizinischen Gesellschaft in Hamburg.
6. „ Eröffnung einer Postanstalt in Abong-Mbang (Kamerun).
11. „ Verhandlungen der kolonialtechnischen Kommission in Berlin.
Aufnahme des Betriebes der Mittellandbahn Duala bis Sanaga-Nordarm, westlich von Edea.
13. „ Aufhebung der Postanstalt in Jackatswater, Südwestafrika.
15. „ Gouverneur Gleim wird Direktor im Reichskolonialamte, Ministerialdirektor Dr. Schnee Gouverneur von Ostafrika.
17. „ Gefecht der Schutztruppe in Ruanda gegen den Gegensultan Ndugutza.
20. „ Einweihung der neuen Schule in Windhuk.
24. „ bis 15. Mai. Tagung des Landesrats in Windhuk.
25. „ Sitzung der Baumwollkommission in Berlin.
26. „ Vorstandssitzung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin.
28. „ General von Alten †, Vorsitzender der Abteilung Berlin, Mitglied des Ausschusses.

29. April bis 8. Mai. Der Kolonialetat im Plenum des Reichstags. Die Aufhebung der Haussklaverei in Ostafrika und die Anerkennung der Ehen zwischen Weißen und Farbigen wird gefordert.

1. Mai. Einführung von Schnellzügen zwischen Swakopmund und Windhuk, Lüderitzbucht und Keetmanshoop.

Gouverneur Frhr. von Rechenberg wird zur Disposition gestellt.

3. ,, Gouverneur a. D. von Bennigsen †, s. Z. der erste kaiserliche Gouverneur von Neu-Guinea.

8. ,, Se. Majestät der deutsche Kaiser erwirbt Grundbesitz in Südwest-Afrika.

9. ,, Die Wählerversammlungen in Daressalam und in Tanga lehnen die angebotene Städteordnung ab.

10. ,, Südwestafrika erhält einen Landeseisenbahnrat.

18. ,, Die Firma Daniel de Paß erhält durch kaiserliche Verordnung eine Sonderberechtigung für Bergbau im Pomonagebiet.

27. ,, Jubiläumsrennen in Keetmanshoop.

1. Juni. Schließung der Zollstelle in Wiedhafen, Ostafrika.

3. ,, Eröffnung einer Ausstellung der Sammlungen des Herzogs Adolf Friedrich in Hamburg.

4. ,, Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Hamburg.

5.—6. ,, Hauptversammlung daselbst.

5. ,, Eröffnung eines Ortsfernsprechnetzes in Wilhelmsthal, Ostafrika.

10. ,, Verhandlung der Kolonialabteilung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft in Harzburg.

13. ,, Stiftung einer Kolonialdenkmünze durch Allerhöchste Ordre.

14. ,, Gründung der Südwestafrikanischen Bodenkreditgesellschaft (Städtische Hypothekenbank) in Berlin.

Neue Wegeordnung für Südwestafrika.

15. ,, Zusammentreten der Kamerun-Kongo-Konferenz in Bern zur Vereinbarung der Ausführungsbestimmungen über die Übergabe Neu-Kameruns an Deutschland.

16.—18. Juni. Kolonialmissionstag in Kassel.

Vorstandssitzung des Verbandes der Nordbezirke in Tanga.

Starker Frost im mittleren Südwestafrika.

20.—22. ,, Tagung des Gouvernementsrats in Daressalam.

20. ,, Bildung eines südwestafrikanischen Landes-Schützenverbandes.

Staatssekretär Dr. Solf in Lüderitzbucht.

21.—26. ,, Strafzug gegen die Mörder des Paradiesvogeljägers Peterson.

25. Juni Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg wird Gouverneur von Togo, Oberrichter Dr. Schultz von Samoa.

26. ,, Dr. Solf in Keetmanshoop.

27. ,, Neues Abkommen zwischen der Deutschen Kolonialgesellschaft und dem Frauenbunde.

Grundsteinlegung zum Johanniterkrankenhause in Keetmanshoop.

29. Juni. Ingenieur Öhler und Dr. Klute ersteigen die höchste Spitze des Mawensi am Kilimandjaro.
Tagung des Farmerverbandes der Mitte in Windhuk.
30. ,, Abreise des Gouverneurs Dr. Schnee nach Ostafrika.
1. Juli. Aufnahme des öffentlichen Betriebes der Eisenbahn bis Tabora.
3. ,, Staatssekretär Dr. Solf in Windhuk.
5. ,, Hottentottenrevolte im Gefängnis von Keetmanshoop.
6. ,, Festabend zu Ehren des Staatssekretärs in Windhuk.
9. ,, Maschinist Schatteburg †, Mitglied der Augustafluß-Forschungsexpedition.
10. ,, Eröffnung der Funkentelegraphenstation in Monrovia.
11. ,, Beschluß zur Errichtung eines Bezirksgerichts in Tabora vom 1. Oktober ab.
13. ,, Errichtung einer Reichstelegraphenanstalt in Groß-Batanga (Kamerun).
16.—25. Juli. Abänderung des Reichsschutzgebietsgesetzes vom 10. September 1900 dahin, daß es zum Erwerb und zur Abtretung von Kolonien eines Reichsgesetzes bedarf.
19.—28. ,, Kriegszug gegen die Raminge in Kamerun.
20. Juli. Abreise des Staatssekretärs Dr. Solf aus Swakopmund nach Englisch-Südafrika.
Bildung eines Landes-Schützenverbandes in Windhuk.
22. ,, Gouverneur Dr. Schnee in Daressalam.
23. ,, Errichtung eines Freiwilligen-Korps in Wilhelmsthal.
27. ,, Feierliche Eröffnung der Bahn nach Tabora.
28. ,, Abreise des Gouverneurs Dr. Seitz aus Swakopmund.
29.—31. Juli. Tagung des Institut Colonial International in Brüssel.
30. ,, Einführung des Impfzwanges in Südwest.
1. August. Mitgliederversammlung des Kolonialwfrtschaftl. Komitees.
2. ,, Gründung einer deutschen Südseegesellschaft für drahtlose Telegraphie in Berlin.
4. ,, Einweihung der evangelischen Kirche in Lüderitzbucht.
9. ,, Ausreise des neuen Gouverneurs von Togo, Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg nach Togo.
12. ,, bis 1. Sept. Staatssekretär Dr. Solf in Deutsch-Ostafrika.
13. ,, Erste Tagung des Eisenbahnrats in Südwestafrika.
15. ,, Staatssekretär Dr. Solf in der Delegierten-Versammlung des Farmerverbandes der Nordbezirke.
18. ,, Staatssekretär Dr. Solf in Tabora.
Bildung des Freiwilligen-Verbandes der Meruschützen.
23. ,, Entdeckung einer Eingeborenen-Verschwörung in Friedrich-Wilhelmshafen.
24. ,, Die erste amtliche Grenzexpedition nach Neu-Kamerun unter Hauptmann Bartsch verläßt Hamburg.
31. ,, Staatssekretär Dr. Solf verspricht in Tanga die Unterstützung der Ansiedler in der Arbeiterfrage.
Konferenz deutscher Lehrer an chinesischen Schulen in Tsingtau.
1. September. Inkrafttreten der Waldschutzverordnung in Togo.

| | |
|---|---|
| 2.—11. Sept. | Völkerkundliche Ausstellung der Baseler und der Leipziger Mission in Braunschweig. |
| 2. September. | Gefangennahme von Simon Kopper-Hottentotten an der Ostgrenze von Südwestafrika. |
| 5. ,, | Prinz Heinrich in Tsingtau. |
| | Gouverneur Dr. Schnee verspricht in Aruscha energisch für den Bahnbau einzutreten. |
| 6. ,, | Bürgermeister Dr. Burchard in Hamburg †, ein tatkräftiger Pfleger des kolonialen Gedankens im Reiche. |
| | Enthüllung des Dominik-Denkmals in Kribi. |
| 7. ,, | Die Südwestafrikanische Bodenkreditgesellschaft nimmt ihre Tätigkeit im Schutzgebiete auf. |
| 28. ,, | Gouverneur Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg nimmt die Geschäfte in Togo auf. |
| | Vereinbarung über die Abgrenzung zwischen Togo und den französischen Besitzungen in Dahomey und im Sudan. |
| | Erklärung der deutschen und der französischen Regierung zur Ausführung des Abkommens vom 4. November 1911. |
| 30. ,, | Großer mehrtägiger Waldbrand am Meru. |
| 1. Oktober. | Übergabe des ersten Teiles von Neu-Kamerun an die deutsche Verwaltung. |
| 2. ,, | Heimkehr des Staatssekretärs Dr. Solf. |
| 3. ,, | Erklärung des kaiserlichen Schutzes für Neu-Kamerun. |
| 6.—18. Okt. | Ausstellung des Forschungsreisenden Frobenius in Berlin. |
| 10. Oktober. | Einwanderungsverordnung für Ostafrika. (Ausführungsbestimmung dazu vom 29. Oktober 1912.) |
| | Der Dampfer „Kolonialgesellschaft" befährt den Kaiserin Augusta-Strom bis zu 725 km oberhalb der Mündung. |
| 11. ,, | Die Polizeitruppe von Neu-Guinea am Ramu. |
| 14. ,, | Hinrichtung der aufständischen Hottentotten. |
| 15. ,, | Eröffnung des Europäer-Krankenhauses in Aruscha. |
| | Übergabe des Postens Mogrum am Schari an die Franzosen. |
| 16. ,, | Der Gouvernementsrat von Neu-Guinea nimmt Stellung gegen künftige Mischehen. |
| 23. ,, | Beratung der Kolonialabteilung der Deutschen landwirtschaftlichen Gesellschaft über Tierzucht in den Kolonien. |
| 24. ,, | In Daressalam wird die Veranstaltung einer Landesausstellung im Jahre 1914 beschlossen. |
| 25. ,, | Verhandlung der kolonial-technischen Kommission in Berlin. |
| 27. ,, | 25 jähriges Jubiläum des Seminars für orientalische Sprachen. |
| Ende ,, | Auftreten der Rinderpest in Aruscha und Umgegend. |
| 1. November. | Wiederaufnahme des Betriebes auf der Landungsbrücke in Lome. |
| 2.—4. Nov. | Landesverbandsschießen in Windhuk. |
| 4. November. | Die Sperrung der Bezirke Sokode—Bassari und Mangu—Jendi wird aufgehoben. |
| 6. ,, | Johann Cesar Godefroy †, früher Mitinhaber der Firma, die dem deutschen Handel in der Südsee Bahn brach. |
| 20. ,, | Der Betrieb der ostafrikanischen Mittellandbahn bis Kondu wird eröffnet. |

| | | |
|---|---|---|
| 22. | November. | Erhöhung des Ausfuhrzolls für Paradiesvögel auf 20 Mk. |
| 25. | ,, | Baumwollkonferenz in Berlin unter Vorsitz des Staatssektreärs des Innern. |
| 26. | ,, | Dr. Bumiller †, Wißmanns Freund und Begleiter. Taifunverheerungen auf den Palauinseln. |
| 5. | Dezember. | Vorstandssitzung des Kolonialwirtschaftlichen Komitees. |
| 6. | ,, | Vorstandssitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin. |
| 6. | u. 18. Dez. | Tanga und Daressalam lehnen aufs neue die Städteordnung ab. |
| 12. | Dezember. | Hinrichtung zweier Weißer wegen Mordes in Windhuk. Niederlage des Ovambohäuptlings Mandume auf portugiesischem Gebiete. |
| 18. | ,, | Einigung der südwestafrikanischen Farmer zur Bildung eines Landwirtschaftsrats. |
| 24. | ,, | Staatssekretär Dr. Solf spricht sich auf dem Flugplatze für die Ausbildung des Flugwesens in den Kolonien aus. |
| 30. | ,, | Neue Diamantensteuerverordnung für Südwestafrika. |

---

# Alphabetisches Namensverzeichnis.

# Dächer!

**Prämiiert Paris 1900 ○ 15 gold. und silb. Medaillen ○ Berlin 1901 silb. Staatsmedaille.**

**St. Louis 1904 goldene Medaille.**

# Wasserdichter Leinenstoff für Bedachung

**in allen Farben feuersicher imprägniert**

für Eindeckung von Gebäuden jeder Art, **besonders Fabriken, Hallen, Tropenhäusern** usw. In **hellfarbig** speziell **für die Tropen geeignet.** Nach China für die Eindeckung feststehender und zerlegbarer Kriegsbaracken

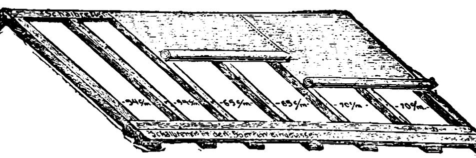


150000 qm geliefert; für die Kaiserlich Deutsche und Argentinische Südpolar-Expeditionsämtliche zerlegbaren Häuser bekleidet. — Widerstandsfähig gegen säurehaltige Dämpfe und Schwefeldämpfe der Lokomotiven. Daher jetzt ausgeführt Eindeckung des Hauptbahnhofes Hamburg.

Eingedeckt **Hauptbahnhof Hamburg:**

**Haupthalle, Wartehalle, 16 Bahnsteighallen, ca. 12000 qm.**
**Neuer Bahnhof Haidar-Pascha-Konstantinopel ca. 5000 qm.**

**Sturmsichere Eindeckung auch ohne Schalung in holzarmen Ländern.**



**Dringende Warnung vor Nachahmungen!**

Ferner Fabrik von **Extra-Dachpappen „Elastique"**, fest wie Leder und biegsam, im Winter elastisch und im Sommer nicht auslaufend, auch für Tropen geeignet. Selbstentzündung bei Seetransport ausgeschlossen. Übernahme durch grosse Dampferlinien.

**Preis von 16—45 Pfg. pro qm mit Tropenausrüstung.**

Ferner geruchlose **Dachpappen „Weberit"** mit schönen, farbigen Überstrichen. **Isolierplatten „Elastique".** Ausserordentlich leistungsfähig, billigste Preise. Proben und Prospekte zur Verfügung. Solvente Firmen für Alleinverkauf grosser Distrikte gesucht. Seit Jahren grosse Lieferungen für das auswärtige Amt für Ost- und Südwestafrika, Kiautschou usw. usw.

## Weber-Falckenberg, Berlin & Achau b. Wien.

Erfinder und alleiniger Fabrikant.

G. D. Baedeker, Verlagsbuchhandlung, Essen-Ruhr.

# AFRIKA

Maßstab 1: 36500000

0 500 1000 1500 Km

Eisenbahnen

" im Bau

Das DEUTSCHE REICH im Maßstabe der Hauptkarte

gez. von K. Römer, Düsseldorf.

KGL. UNIVERS.-DRUCK. V. H. STÜRTZ, WÜRZBURG.

